FRIEDRICH CHOPIN

VON

MORITZ KARASOWSKI

NEUE AUSGABE

Stowarzyszenia Lwów 1640

FRIEDRICH CHOPIN

SEIN LEBEN UND SEINE BRIEFE

VON

MORITZ KARASOWSKI

NEUE AUSGABE

NARODOWY INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA BIBLIOTEKA

BERLIN
VERLAG VON RIES & ERLER
KÖNIGL. SÄCHS. HOFMUSIKALIENHÄNDLER
(1877)

Zbiory muzyczne I. F. 640
NARODOWY INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA BIBLIOTEKA

VORWORT

Langjähriger Freundſchaft mit der Familie Friedrich Chopins habe ich es zu danken, daß ich deſſen Briefe kennen lernen und veröffentlichen durfte.

Zu der Zeit, als ich die erſte Serie (Briefe aus ſeiner Jugendzeit) bereits kopiert und im Begriff ſtand, die zweite (Pariſer Korreſpondenz) chronologiſch zu ordnen, brach der Aufſtand von 1863 in Polen aus; die Teilnahme an den politiſchen Zuſtänden des Vaterlandes verminderte die für literariſche und künſtleriſche Leiſtungen, und ich hielt es für geraten, mit der Herausgabe der Chopinſchen Briefe vorläufig noch zu warten.

Als ich die Originalbriefe an deſſen Familie zurückgab, ahnte ich nicht, daß dieſelben nach wenigen Monaten vernichtet werden ſollten.

Auf welche Weiſe? Darüber werde ich an geeigneter Stelle meinen Leſern Aufklärung geben.

Es iſt ein großer, unerſetzlicher Verluſt, denn die Zahl der Pariſer Briefe aus ſeiner glänzendſten und intereſſanteſten Epoche war nicht unbedeutend.

Den Wünſchen meiner Freunde und vieler Verehrer Chopins Folge leiſtend, habe ich es unternommen, ſeinen Lebenslauf nach den mir durch ſeine noch lebende Schweſter gegebenen Quellen zu ſchildern, mit Beifügung der von mir in Warſchau herausgegebenen, ſowie der von Chopin an ſeine Freunde gerichteten Briefe.

Ich gebe mit meinem Buche dem Publikum ein Werk in die Hand, welches ſämtliche Einzelheiten aus der Jugend Chopins enthält und die falſchen Angaben über Zeitpunkte und angebliche Tatſachen — welche ſich in faſt ſämtliche deutſche und franzöſiſche Zeitſchriften und Bücher eingeſchlichen haben — berichtigt.

Es wird für meine mit Liebe ausgeführte Arbeit der ſchönſte Lohn ſein, wenn aus meinen Schilderungen dem Leſer ein deutliches, lebensvolles Bild des unſterblichen Künſtlers entgegenſtrahlt.

Dresden, 1877.

Moritz Karaſowski.

FRIEDRICH CHOPIN
SEIN LEBEN UND SEINE BRIEFE

ERSTES KAPITEL

Nikolaus Chopins Familie und Hausfreunde. Zywny. Elsner.

Im Jahre 1787 befand ſich Warſchau in außergewöhnlicher Aufregung. Alles war mit dem Reichstage beſchäftigt, welcher binnen kurzem zuſammentreten und dazu beſtimmt ſein ſollte, die polniſche Nation vor den traurigen Folgen der Geſetzloſigkeit zu ſchützen, die Republik zu retten.

Die Einwohner der Reſidenz blickten mit beſonderer Freude auf die Vorbereitungen zu dem wichtigen Reichstage hin.

Unter dem auf den Hauptſtraßen ſich tummelnden Volke finden wir einen jungen Franzoſen, der ſoeben aus ſeinem Vaterlande in Polen angelangt war.

Dieſer Ausländer war Nikolaus Chopin, am 17. April 1770 zu Nancy geboren, und Vater des ſpäter ſo berühmten Künſtlers.

Bekanntlich waren infolge der Wiener Friedensverträge von 1735 die Herzogtümer Lothringen und Bar in den Beſitz des Königs von Polen, Stanislaus Leszczyński, gekommen. Dieser, von jeher Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, befleißigte ſich, die Kultur unter ſeinen Untertanen zu verbreiten, ſtiftete in Nancy die noch jetzt beſtehende „Académie Stanislai“ und erwarb ſich durch gerechte und milde Regierung die ungeteilte Liebe und Verehrung ſeines Volkes. Als Nikolaus Chopin geboren wurde, war die Erinnerung an dieſen Regenten und Philoſophen noch in voller Friſche bei den dortigen Einwohnern. Chopin und mehrere gebildete Lothringer, welche teilweiſe die Geſchichte Polens kannten, des Staates, dem ſie den vertriebenen, über ihr kleines Land regierenden Monarchen verdankten, träumten ſtets davon, Polen zu beſuchen.

Chopins Wünſche ſollten bald erfüllt werden.

Die Staroſtin Łączyńska hatte ihn in Nancy kennen gelernt, und machte ihm, eingenommen von ſeiner feinen Bildung und ſeinem liebenswürdigen Auftreten, den Vorſchlag, die Stelle eines Hauslehrers bei ihren beiden Kindern in Polen anzutreten, worauf er bereitwillig einging. Er nahm von ſeiner

Familie und ſeinen Freunden Abſchied und kam 1787 zur Zeit der politiſchen Bewegung in Warſchau an.

Während Chopins Aufenthalt im Hauſe der Staroſtin Łączyńska hatte er Gelegenheit mit vielen bedeutenden Perſönlichkeiten der Regierung und einigen Männern, welche eine hervorragende Rolle im Reichstage ſpielten, bekannt zu werden.

Da Nikolaus Chopin nur mit Polen verkehrte und sich in den Kreiſen, in welchen er lebte, wohl befand, gewöhnte er ſich daran, Polen als ſeine zweite Heimat zu betrachten, und herzlich war die Teilnahme, welche er der beabſichtigten Neukonſtituierung des Reichstages ſchenkte, die dem Vaterlande eine erſprießliche Zukunft bringen ſollte.

Leider währten dieſe ſchönen Hoffnungen nur kurze Zeit. Neidiſche Nachbarn, in deren Intereſſe die Reorganiſation und Stärkung Polens durchaus nicht lag, hatten ſich zu deſſen Untergange verſchworen. Die ruſſiſche Regierung erhob zuerſt die Waffen, benutzte die Herrſchſucht und Beſtechlichkeit einzelner Magnaten zu ihren unlauteren Zwecken, und die auf dem vierjährigen Reichstage beſchloſſenen guten Geſetze kamen nicht zur Ausführung. Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, obwohl er Freundſchaft für Polen zeigte, die Konſtitution lobte, ſogar am 29. März 1790 durch ſeinen Geſandten Lucheſini in Warſchau ein Schutz- und Trutzbündnis ſchloß, welches die Selbſtändigkeit der Nation garantierte, zögerte nicht, ſich mit Rußland zu verbünden und die zweite Teilung Polens gemeinſchaftlich vorzunehmen, infolgederen er im Jahre 1793 einen Flächenraum von 1100 Quadratmeilen nebſt Danzig und Thorn erhielt. Als König Stanislaus Auguſt, ein Mann von wankendem und ſchwachem Charakter, ſein Volk verließ, weil es ſeine Unabhängigkeit und die Konſtitution vom 3. Mai verteidigte, zogen ſich nach und nach die bedeutenderen polniſchen Familien, ein ſicheres Aſyl ſuchend, von Warſchau zurück.

Nikolaus Chopin verlor ſeine Stellung bei der Staroſtin Łączyńska und beſchloß, das Land zu verlaſſen, wurde aber durch Krankheit gezwungen, in Warſchau zu bleiben. Später war er Zeuge der Revolution Kościuszkos 1794, ſowie der Belagerung der Hauptſtadt durch die Preußen. Die im nächſten Jahre vollzogene dritte Teilung Polens vernichtete die politiſche

Exiſtenz der Nation, und Polen verſchwand aus der Reihe der europäiſchen Staaten.

Wiederum hatte Nikolaus Chopin als Zeuge der letzten Unglücksfälle den Plan gefaßt, nach Frankreich zurückzukehren, als er abermals von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht wurde, welche ihm die lange, anſtrengende Reiſe verbot. Er blieb in Warſchau und friſtete ſein Leben dadurch, daß er Unterricht in der franzöſiſchen Sprache erteilte. Wenn man ihn ſpäter fragte, warum er nicht in ſein Vaterland zurückkehre, erwiderte er, daß er dies zweimal zu tun verſucht, aber jedesmal durch ſchwere Krankheit daran verhindert worden, als wenn es die Vorſehung wolle, daß er Polen nicht mehr verlaſſe.

Im Anfange vorigen Jahrhunderts ſehen wir Nikolaus Chopin im Hauſe der Gräfin Skarbek in Kuyawy als Hauslehrer des Sohnes derſelben. Dort lernte er Fräulein Juſtine Krzyżanowska kennen und heiratete das liebenswürdige Mädchen im Jahre 1806. Der Himmel ſegnete dieſen Bund mit drei Töchtern und einem Sohne, deſſen Pate Graf Friedrich Skarbek wurde. Er gab dem Neugeborenen ſeinen Taufnamen Friedrich. Während der kleine Friedrich ſich nach und nach zur Freude ſeiner Eltern entwickelte, änderten ſich die politiſchen Zuſtände Polens abermals. Die Bildung des Großherzogtums Warſchau, durch Napoleon im Jahre 1807 auf Grund der Friedensſchlüſſe von Tilſit, erweckte das polniſche Volk aus dem politiſchen Todesſchlafe, in welchen dasſelbe ſeit der letzten Teilung verſunken war. Warſchau, durch den glücklichen Sieger zur Bedeutung einer wirklichen Reſidenz erhoben, belebte und konzentrierte, als Mittelpunkt der Bewegung, die Kräfte des neugegründeten Herzogtumes. Alles drängte ſich hier zuſammen. In raſender Eile wurden eine Regierung eingeſetzt, Militär formiert, neue Schulen gegründet. Dem Beiſpiel anderer folgend, kehrte auch Nikolaus Chopin mit ſeiner Familie nach Warſchau zurück, wo er mit größerem Nutzen für ſich und für das Wohl des Landes tätig ſein konnte. Er wurde ſchon am 1. Oktober 1810 als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache bei dem neugegründeten Lyzeum angeſtellt und blieb an demſelben 21 Jahre tätig, nämlich bis zur Auf-

lösung der Anstalt durch die russische Regierung. Inzwischen erhielt er am 1. Januar 1812 den Auftrag, in derselben Funktion an der Artillerie- und Ingenieurschule zu wirken, und nachdem das Königreich Polen auf Grund des Wiener Kongresses hergestellt war, übernahm er auch die erste Professur der französischen Sprache an der Militärvorbereitungsschule.

Neue Schicksalsschläge suchten das Land heim. Der Aufstand vom 29. November 1830, welcher im Herzen der Polen die Hoffnung erweckte, sich von dem Drucke der russischen Regierung befreien zu können, endete mit einer gänzlichen Niederlage. Der intelligenteste Teil der Nation mit den Vertretern der Regierung wanderte aus, das Militär wurde vollständig aufgelöst, Universität, das Lyzeum sowie andere Bildungsanstalten wurden geschlossen. Nikolaus Chopin ernannte man zum Mitglied des Examinationskomitees für Kandidaten, welche sich um Stellungen in öffentlichen Schulen bewarben; schließlich zum Professor an der Akademie der römisch-katholischen Geistlichkeit. Infolge der vielen Anstrengungen, denen er sich, beseelt von Liebe für sein Adoptivvaterland, unterzogen hatte, empfand er nach und nach die Abnahme seiner Kräfte, ließ sich pensionieren und zog sich vollständig von der öffentlichen Wirksamkeit zurück. Umgeben von der aufopfernden Sorgsamkeit der Familie, starb Nikolaus Chopin am 3. Mai 1844 im Alter von 74 Jahren.

Justine Chopin, welche Freud und Leid mit ihrem Gatten teilte, war von besonderer Weichheit des Gemüts und reich an wahrhaft weiblichen Tugenden. Der Ruhm, den Friedrich sich in der Welt erworben, machte sie nicht im geringsten hochmütig. Für sie war die Stille der Häuslichkeit das höchste Glück im Leben. Die Vorsehung stellte sie auf schwere Proben: sie verlor nach dem Tode ihres Gatten zwei liebenswürdige Töchter, endlich den einzigen, von ihr heißgeliebten Sohn, dem sie nicht einmal die letzten Augenblicke seines Lebens durch ihre mütterliche Liebe versüßen konnte. Aber alle diese Schicksalsschläge ertrug sie mit rührender Geduld und widmete ihre letzten Tage fast nur dem Gebet. Sie starb am 1. Oktober 1861 in Warschau im Hause ihrer einzigen noch lebenden Tochter.

Luise, das älteste der Chopinschen Kinder, geboren am 6. April 1807, hatte sorgfältige Erziehung genossen und wurde den Eltern schon frühzeitig eine große Hilfe. Sie zeichnete sich durch außergewöhnliche Geistesgaben, durch Fleiß und anmutiges Benehmen aus. In Gemeinschaft mit ihrer Schwester Isabella verfaßte sie Schriften über die Mittel zur Hebung der Handwerkerklasse. Nachdem sie 1832 den Professor Jędrzejewicz geheiratet, lebte sie mehr der Erziehung ihrer Kinder und befaßte sich weniger mit der Literatur. Sie starb am 29. Oktober 1855.

Die zweite Tochter von Nikolaus Chopin, Isabella, heiratete den Schulinspektor Anton Barciński.

Emilie, die jüngste Tochter Chopins, welche zu großen Hoffnungen berechtigte und ein sehr anziehendes Wesen hatte, starb schon in ihrem 14. Jahre, am 10. April 1827.

Gedenken wir nun auch derjenigen Persönlichkeiten die in dem Chopinschen Hause verkehrten und welche neben den soeben geschilderten Mitgliedern der Familie günstigen Einfluß auf die Entwicklung des jugendlichen Friedrich haben mußten.

Einer der ältesten Freunde von Nikolaus Chopin war sein Kollege und Vorgesetzter, der berühmte Philologe Dr. Samuel Bogumil von Linde. Mit Frau von Linde, einer ebenso gebildeten Dame wie für die damalige Zeit ungewöhnlichen Pianistin, spielte Friedrich Chopin oft vierhändig. Ihr hat er auch sein erstes im Druck veröffentlichtes Werk (Rondo, op. 1) gewidmet.

Zu den von Zeit zu Zeit im Hause Chopin verkehrenden Gästen gehörten noch: der verdienstvolle Schriftsteller Graf Skarbek, Zögling von Nikolaus Chopin und Friedrichs Pate; die Professoren der Universität Brodziński, Poet und Ästhetiker; Julius Kolberg, Ingenieur, Vater des unermüdlichen Sammlers der Volkslieder und Ethnographen Oskar; ferner Jarocki, gelehrter Zoologe; Anton Brodowski, berühmter Historien- und Porträtmaler; Anton Barciński, Professor der polytechnischen Schule, seit 1823 auch Lehrer der Pensionäre von Nikolaus Chopin und später dessen Schwiegersohn; Jawurek, talentvoller Musiker; endlich die beiden Lehrer Friedrich Chopins: Zywny und Elsner.

Adalbert Zywny, 1756 in Böhmen geboren, kam nach Polen zur Zeit Stanislaus Augusts. Als Musiklehrer erhielt

er zuerſt eine Stellung im Hauſe des Fürſten Kaſimir Sapieha; ſpäter ließ er ſich in Warſchau als Klavierlehrer nieder. Er ſtarb 1840.

Joſeph Xaver Elsner iſt am 29. Juni 1769 in Grottkau in Schleſien geboren. Dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, der Inſtrumentenmacher war, ſollte er Medizin ſtudieren, aber Joſeph zog es vor, ſich der Tonkunſt zu widmen. Der Kapellmeiſter Maar in Breslau gab ihm die erſte Anleitung im Studium des Kontrapunktes. Im Jahre 1792 kam Elsner nach Polen, um zuerſt in Lemberg und dann in Warſchau als Kapellmeiſter und Komponiſt am Nationaltheater tätig zu ſein. Im Jahre 1815, nach der Proklamation des neuen Königreiches durch den Wiener Kongreß, wurde ihm die Stiftung einer Schule für Organiſten übertragen und ſechs Jahre ſpäter auch die Direktion des Konſervatoriums. Außer den in Lemberg von Elsner komponierten deutſchen Opern: „Die ſeltenen Brüder“, „Der verkleidete Sultan“ und „Il flauto magico“ ſchrieb er 27 verſchiedene polniſche Opern und Melodramen, eine große Zahl von Arien, Kantaten, Streichquartetten, drei Symphonien und außerdem viele geiſtliche Werke. Als Direktor des Konſervatoriums und als Lehrer hat er ſich große Verdienſte um Polen erworben, indem er eine bedeutende Zahl fähiger junger Männer zu tüchtigen Muſikern ausbildete und in edelſter Weiſe zur Pflege der Tonkunſt anregte. Elsner ſtarb am 18. April 1854.

ZWEITES KAPITEL

Friedrichs Kinderjahre. Sein erſtes öffentliches Auftreten. Improviſationen. Polniſche Nationallieder.

Friedrich Franz Chopin wurde am 1. März 1809 in Zelazowa Wola, einem ſechs Meilen von Warſchau gelegenen, dem Grafen Skarbek gehörigen Dorfe geboren. Sämtliche Schriftſteller des Auslandes, welche Lebensbeſchreibungen von Chopin veröffentlicht haben, machen unrichtige Zeitangaben über ſeine Geburt. Sogar auf

dem Denkmale auf dem Père Lachaiſe in Paris iſt das Jahr 1810 ſtatt 1809 angegeben. In den erſten Jahren ſeiner Kindheit war er ſehr empfindlich gegen Muſik; ſobald er ſie hörte, brach er in Tränen aus und ließ ſich ſchwer beruhigen. Der auf ſeine zarte Organiſation ſo ſtark wirkende Eindruck war aber gewiß nicht ſchmerzhaft, denn nach kurzer Zeit zeigte Friedrich eine ſo ſichtbare Vorliebe für das Klavier, daß die Eltern Veranlaſſung nahmen, ihm Klavierunterricht geben zu laſſen. Albert Zywny, welcher damals als guter Lehrer in Warſchau Namen hatte, wurde zur Erteilung der Lektionen für den Knaben erwählt. Seine ältere Schweſter nahm an den Muſikſtunden teil. Zywny war demnach der erſte und einzige Leiter der ſich ſo früh entwickelnden muſikaliſchen Anlagen des jungen Friedrich, welcher ſchon ſehr bald zu komponieren anfing, obwohl er noch nicht imſtande war, ſeine Gedanken in Noten niederzuſchreiben. Der Lehrer notierte auf Bitten des kindlichen Schülers, was dieſer aus dem Kopfe ſpielte, und der talentvolle Knabe änderte ſpäter daran, in der Abſicht, ſeine Gedanken zu verſchönern.

Nach einigen Jahren machte der kleine Friedrich so gewaltige Fortſchritte im Klavierſpiel, daß man in allen Warſchauer Salons mit Bewunderung davon ſprach. Als im Jahre 1818 am 24. Februar ein öffentliches Konzert zugunſten der Armen ſtattfinden ſollte, bat Julius Urſin Niemcewicz, ehemaliger Adjutant von Kościuszko, den noch nicht volle neun Jahre zählenden Virtuoſen, in dem Konzerte mitzuwirken. Man konnte dieſen Wunſch nicht unerfüllt laſſen, und der erſte Schritt, den Chopin auf ſeiner künſtleriſchen Laufbahn tat, galt einem wohltätigen Zwecke. Einige Stunden vor Beginn der Produktion — er ſpielte ein Klavierkonzert von Gyrowetz — ſtellte man „Fritzchen“, polnisch Frycek, wie er gewöhnlich zu Hauſe gerufen wurde, auf einen Stuhl, um ihn zu dem Auftreten in einer zahlreichen Verſammlung würdig anzukleiden. Der Knabe freute ſich über ſein Röckchen und beſonders über den ſchönen Kragen, den er tragen ſollte; als nach Schluß des Konzertes, dem ſeine Mutter nicht beigewohnt hatte, dieſelbe ihn umarmend fragte: „Was hat denn wohl dem Publikum am beſten gefallen?“ antwortete er friſch

weg: „O, Mama, alle ſchauten nur auf meinen Kragen.“ Ein Beweis, wie frei von aller Eitelkeit auf ſein Spiel dieſer liebenswürdige Knabe war.

Seit dieſem Abende riſſen ſich die Vertreter der höchſten Ariſtokratie um das Wunderkind und betrachteten den Knaben als eine Zierde der Salons; wir nennen nur die Fürſten Czartoryski, Sapieha, Czetwertyński, Lubecki, Radziwiłł, die Grafen Skarbek, Wolicki, Pruszak, Huſſarzewski, Łempicki. Die Fürſtin Czetwertyńska führte ihn auch bei der Fürſtin Łowicka, der unglücklichen Gattin des Großfürſten Konſtantin Pawłowicz, ein. Friedrich, im väterlichen Hauſe an gute Geſellſchaft gewöhnt, hatte jetzt Gelegenheit, die erſten Salons der Reſidenz zu beſuchen; die beſten Umgangsformen wurden ihm dadurch zur zweiten Natur und gaben ihm für das ganze Leben das Gepräge eines feinen Mannes. Die zu dieſer Zeit durch Warſchau reiſende Catalani lernte den jugendlichen Virtuoſen kennen und war entzückt über ſein künſtleriſches Klavierſpiel. Als Anerkennung und Dankbarkeit für den Genuß, den er ihr bereitet hatte, ſchenkte ſie ihm eine goldene Uhr, auf deren Deckel die Worte eingraviert waren: „Donné par Madame Catalani à Frédéric Chopin, âgé de dix ans.“

Friedrichs erſte Kompoſitionen waren Tänze: Polonäſen, Mazurken und Walzer, die raſch unter der Hand verbreitet wurden; einen Marſch, welcher ſpäter im Muſikalienhandel jedoch ohne den Namen des Verfaſſers erſchienen iſt, durfte er dem Großfürſten Konſtantin widmen. Dieſer grauſame Mann, der Schrecken aller, welche gezwungen waren, ſich ihm zu nähern, empfing den zehnjährigen Künſtler ſehr gnädig, nahm die Dedikation huldvollſt an und ließ ſich das Muſikſtück von ihm vorſpielen. Glücklicherweiſe hatte der junge Autor den Geſchmack des Großfürſten getroffen; dieſer ſchlug ſelbſt den Takt dazu, marſchierte lächelnd und mit voller Zufriedenheit im Saale auf und ab, ließ auch den Marſch inſtrumentieren und oft bei der Militärparade auf dem Sächſiſchen Platze ſpielen. Zuweilen improviſierte Friedrich im Salon der Großfürſtin. Als er dabei in ſeiner Manier wieder einmal die Augen nach oben richtete, ſcheinbar die Decke anſchauend, fragte ihn der Großfürſt: „Warum blickſt

du ſtets in die Höhe, Knabe, ſiehſt du etwa dort Noten?“ ein Scherz, welcher damals natürlich unbeantwortet blieb, deſſen ſich Chopin aber noch in ſpäteren Jahren ſehr wohl erinnerte.

Mit welcher Ausdauer Friedrich arbeitete, um die techniſchen Schwierigkeiten auf dem Klavier zu überwinden, mögen die Mitteilungen der damaligen Zeugen ſeiner Studien beweiſen. Ergriffen von dem Wohllaut eines Akkordes in weiter Lage, deſſen einzelne Töne er ſeiner kleinen Hand wegen nicht zu gleicher Zeit anſchlagen konnte, ſuchte er derſelben die erwünſchte Ausdehnung zu geben, und machte ſich zwiſchen die Finger eine Vorrichtung, welche er ſogar während der Nacht beibehielt. Nicht die Ruhmſucht, auch nicht die Abſicht, anderen in neuen Schwierigkeiten auf dem Klaviere zuvorzukommen, bewog ihn zur Anwendung dieſes Mittels, ſondern er tat es, um ſeine Vorliebe für zerſtreute Harmonien befriedigen zu können. Dieſe Akkorde bildeten ſpäter eine charakteriſtiſche Seite in Chopins Kompoſitionen. Anfangs hielt man dieſelben für faſt unausführbar; nach und nach gewöhnte man ſich daran, und gegenwärtig wird ſie kein Klavierſpieler mehr für den Bau der Hand unangemeſſen erachten.

Das außergewöhnliche Kompoſitionstalent, welches Friedrich zeigte, veranlaßte den Vater, ihn im Kontrapunkte ſo weit unterrichten zu laſſen, als es die Vorbereitung für das Lyzeum in Warſchau nicht ſtörte; von der Abſicht, Friedrich zum Künſtler heranzubilden, war damals aber noch nicht die Rede. Nikolaus Chopin traf die beſte Wahl, indem er ſeinen Freund Elsner bat, Friedrichs Lehrer zu werden. Dieſer entdeckte ſehr bald die Originalität in dem ſchöpferiſchen Geiſte des Jünglings, und hat durch Leitung und Rat zu der vorteilhaften Entwicklung von deſſen Kompoſitionstalent beigetragen. Bis zum Tode blieben Lehrer und Schüler durch eine Freundſchaft und Hingebung miteinander verbunden, wie ſie nur die edelſten Geiſter, die ohne Neid und Vorurteil ſind, empfinden können. Als man Elsner oft darauf aufmerkſam machte, daß Friedrich ſich den üblichen Regeln nicht füge, daß er dieſelben unterſchätze und ſich nur von ſeiner eigenen Phantaſie leiten

lasse, die von den allgemeinen Regeln der Musik abwiche, erwiderte der Direktor des Konservatoriums: „Laßt ihn nur in Frieden; er geht deshalb nicht den gewöhnlichen Weg, weil seine Begabung eine außergewöhnliche ist. Er hält sich nicht streng an die althergebrachte Methode; dafür hat er seine eigene, und er wird in seinen Werken eine Originalität offenbaren, wie sie bis dahin bei niemandem in solchem Grade zu finden war." Elsners Prophezeiung erfüllte sich hernach vollständig. Bekanntlich hat Chopin's Gabe der musikalischen Improvisation später viel zu seinem Ruhme beigetragen. Indem er unter der vortrefflichen Leitung Elsners Herr über die musikalische Technik wurde, war er imstande, über ein gegebenes Thema ins unendliche zu phantasieren, während er sich in den graziösesten Wendungen erging und aus den Tasten des Pianoforte die wunderbarsten Effekte heraufbeschwor. Bei diesen Improvisationen zeigte sich Chopin namentlich in reiferen Jahren als wirklicher Poet, und man begreift wohl, daß es vor allen die Dichter waren, welche ihn bewunderten und sich durch sein Spiel zu neuen Schöpfungen inspirieren ließen.

Auch auf allen Gebieten der Wissenschaft, denen er oblag, war Friedrich bewandert. Seine Umgebungen staunten darüber und knüpften die glänzendsten Erwartungen an seine Zukunft. Außerordentliche Lebhaftigkeit des Charakters veranlaßte ihn zu beständiger Tätigkeit und schärfte seinen angeborenen Witz, welcher sich alle Augenblicke in verschiedenster Weise zeigte. Wer zählt die tausendfachen Streiche, die er fortwährend seinen Schwestern, seinen Mitschülern, sogar Personen reiferen Alters spielte? In diesem lustigen Treiben hat Emilie ihren genialen Bruder trefflich unterstützt. An Namenstagen der Eltern oder zu Geburtstagen der Hausfreunde wurden kleine theatralische Vorstellungen gegeben, in denen Friedrich gewöhnlich am tätigsten war. Der zu jener Zeit hervorragende dramatische Künstler Albert Piasecki, welcher dabei als Regisseur fungierte, behauptete, daß Chopin durch Geistesgegenwart, trefflichen Vortrag und durch die Gabe, seine Physiognomie leicht zu verändern, wie geschaffen zu einem großen Schauspieler wäre. In der Tat hat er mehrmals durch

seine Darstellung die besten Kenner theatralischer Kunst in Erstaunen gesetzt. Oft, wenn einer der Mitspielenden in seiner Rolle stecken blieb oder wenn der Souffleur nicht zu rechter Zeit aushalf, improvisierte Friedrich für andere und für sich, die Szene hierdurch rettend.

Zum Namenstage des Vaters, im Winter 1824, hatten Friedrich, welcher 15, und Emilie, welche 11 Jahre zählte, ein einaktiges Lustspiel: „Der Irrtum oder der fingierte Schelm", in Versen geschrieben. Die Hauptrollen übernahmen Friedrich, Isabella und Emilie, die übrigen wurden unter die Pensionäre verteilt. Der Inhalt dieser Komödie ist zwar zu naiv, um ihn hier mitzuteilen, aber er zeugt immerhin von dem Geiste des Autors sowie von der Leichtigkeit, mit welcher die beiden jugendlichen Poeten schon damals die Sprache handhabten. In demselben Jahre trat auch Friedrich als Schüler in die vierte Klasse des Lyzeums zu Warschau, und obgleich er oft seine harmlosen, aber stets witzigen Späße ausführte, gehörte er doch zu den besten und begabtesten Schülern. Öfter ließ er sich von seinem Talente hinreißen, den oder jenen Lehrer als Karikatur zu porträtieren, einmal sogar den Direktor Linde selbst, und so vortrefflich, daß die Ähnlichkeit auffallend war. Unglücklicherweise kam aber das Heft mit der Zeichnung in die Hände des Direktors. Der ehrwürdige Linde, stets nachsichtsvoll gegen jedermann, besonders aber gegen die Jugend, gab Chopin das Heft zurück, ohne ein Wort zu sagen. Unter der Karikatur war aber von Lindes Hand geschrieben: „Das Heft ist gut gezeichnet."

Seine ersten Schulferien verbrachte Friedrich in Mazowien, im Dorfe Szafarnia, welches der Herrschaft Dziewanowski gehörte; mit den Kindern dieser angesehenen Familie schloß der junge Künstler bald eine ebenso herzliche als dauernde Freundschaft. Hier in Szafarnia kam er auf den Gedanken, statt der gewöhnlichen Ferienkorrespondenz eine kleine Zeitung unter dem Namen „Kurjer Szafarski", nach Muster des „Warschauer Kuriers" (eines Journals, welches damals in der Hauptstadt erschien) herauszugeben. Unter den gesammelten Andenken aus Friedrichs Nachlaß hat die Familie zwei Nummern dieser kleinen Zeitschrift vom Jahre 1824 aufbewahrt. In der

ersten Nummer derselben steht oben: „Am 15. Juli in der musikalischen Versammlung in Szafarnia, bestehend aus einigen Personen und Halbpersonen, produzierte sich Herr Pichon (diesen Namen hatte sich nämlich Friedrich selbst gegeben) und spielte das Konzert von Kalkbrenner, welches jedoch, besonders bei den jugendlichen Zuhörern, nicht so viel Furore machte, als das Liedchen, ebenfalls von Herrn Pichon vorgetragen." Ferner wird in diesem Journal erzählt, es seien in das benachbarte Dorf Oborów (Besitztum des Herrn Romocki) mehrere Juden gekommen, um Getreide einzukaufen. Friedrich machte sich das Vergnügen, sie in sein Zimmer einzuladen, und hier spielte er ihnen Majufes vor, eine Art von jüdischem Hochzeitsmarsch. Sein Spiel versetzte die Juden in solchen Enthusiasmus, daß sie nicht nur zu tanzen anfingen, sondern ihn auf das dringendste baten, zu einer nahe bevorstehenden Judenhochzeit zu kommen und auf derselben tüchtig zu musizieren. „Er spielt", sagten die entzückten Kinder Israels, „wie ein geborener Jude!" Den Rest der Nachrichten des „Kurjer Szafarski" bildeten die täglichen Ereignisse des Dorflebens, die Friedrich sehr humoristisch schilderte. Ein eigentümliches Licht wirft der Umstand auf die Zustände Polens, daß jede Nummer dieser Zeitung, wie das damals und noch jetzt auch in Warschau Gebrauch, durch die Regierungszensur revidiert werden mußte.

Es ist nicht möglich, alle Witze und harmlosen Mystifikationen zu erzählen, welche Friedrich in jener für ihn so schönen Jugendzeit ausführte; aber einige von seinen Scherzen mögen dennoch für diejenigen, welche mit pietätvollem Interesse bei seinen Jugendjahren verweilen, hier Erwähnung finden.

Der schon früher genannte Herr Romocki, Besitzer von Oborów, verkaufte einmal seinen Weizen an einen jüdischen Händler. Friedrich, der von dem Kauf gehört hatte, entwirft im Namen des Käufers einen Brief in polnisch-jüdischem Stil, in welchem er erklärt, daß er nach reifer Überlegung seinen Schaden bei diesem Kauf voraussehe und deshalb auf denselben verzichte. Die Schrift war schauderhaft, die Ortographie voller Fehler, aber die Täuschung so gut gelungen, daß

INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA NARODOWY BIBLIOTEKA
Zbiory Stowarzyszenia I.F.C.

Romocki in furchtbare Wut geriet. Er ließ sofort den Juden holen und hätte wahrscheinlich den armen Händler tüchtig durchgeprügelt, wenn Friedrich nicht zur rechten Zeit seinen Schelmenstreich eingestanden hätte. Romocki lachte über diesen Scherz und sah sich vor, daß er nicht noch einmal von Friedrich mystifiziert wurde.

In den zwanziger Jahren vorigen Jahrhunderts lebte in Warschau ein evangelischer Pastor, namens Tetzner, welcher jeden Sonntag für seine Gemeinde abwechselnd deutsch und polnisch predigte. Da er der Landessprache nicht hinreichend mächtig war, verkündete er die Wahrheiten des Evangeliums in sehr gebrochener polnischer Sprache. Einst führte die Neugier Friedrich in die evangelische Kirche. Sofort faßte er die drollige Sprechweise des Predigers auf und merkte sich jedes unrichtig ausgesprochene Wort. Daheim angelangt, baute er sich mit Tischen und Stühlen eine Art von Kanzel, setzte sich eine Perücke auf und rief seine Familie herbei. Hierauf hielt er in dem zerstückten Polnisch des Pastors eine Rede, die so komisch war, daß seine Zuhörer in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Wenn die Zöglinge seines Vaters zuviel Lärm im Hause machten, brauchte sich Friedrich nur an das Klavier zu setzen, um sofort die größte Ruhe herbeizuzaubern. Eines Tages, als Professor Chopin nicht zu Hause war, entstand in der Pension ein furchtbarer Spektakel. Einer dieser Schüler, Kasimir Wodziński, der besonders musikalisch war, erzählte oft diese Geschichte. Der anwesende Lehrer Barciński wußte sich auf keine Weise Rat zu verschaffen; da trat Friedrich zum Glück für den bereits ganz nervös gewordenen Lehrer in den Saal. Ohne sich lange zu besinnen, ersuchte er die Lärmenden, sich zu setzen, rief diejenigen, welche noch außerhalb des Saales tobten, herein und versprach ihnen unter der Bedingung, daß sie keinen Lärm mehr machten, eine interessante Geschichte auf dem Klavier zu improvisieren. Sofort herrschte Totenstille; Friedrich setzte sich an das Instrument und löschte die Lichter aus. (Chopin improvisierte meistens im Finstern, sehr oft in der Nacht, wo das Auge nicht durch äußere Eindrücke beschäftigt wird. Dann ver-

tiefte er ſich mit ganzer Seele in das gegebene Thema und entwickelte aus demſelben Tongemälde, voll von hohem Schwung und märchenhafter Poeſie.) Er erzählte, wie Räuber ſich dem Hauſe nahten, wie ſie auf Leitern durch die Fenſter geſtiegen, aber durch Unruhe im Hauſe verſcheucht worden wären. Ohne Säumen wären ſie in den tiefen, dunklen Wald geflüchtet und dort unter dem Sternenhimmel eingeſchlafen. Er ſpielte immer zarter und leiſer, als wenn er beabſichtige, Kinder einzuſchläfern, bis er entdeckte, daß ſeine Zuhörer endlich nach und nach entſchlummert waren. Geräuſchlos verließ der junge Künſtler den Saal und ſchlich zu ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, die auf ſeine Bitte ihm mit Licht folgten. Nachdem die Familie Chopin über die verſchiedenen Stellungen der Schlafenden gelacht hatte, ſetzte ſich Friedrich wieder ans Piano und ſchlug einen durchdringenden Akkord an, ſo daß alle erſchrocken auffuhren, ohne zu wiſſen, was geſchehen. Ein herzliches Gelächter bildete das Finale des muſikaliſchen Scherzes.

Zu dieſer Geſchichte lieferte Friedrich ſpäter ein Seitenſtück, welches ſein Improviſationstalent, ſeine tiefen Kenntniſſe des Kontrapunktes und ſeine Beherrſchung aller techniſchen Schwierigkeiten glänzend bewies. Er hatte, wie viele genialen und zugleich gelehrten Tondichter, eine große Vorliebe für die Orgel, und erging ſich gern auf dieſem Inſtrumente in den freieſten muſikaliſchen Phantaſien. Nun war es Sitte, daß die Studenten der Univerſität zu Warſchau ſich an Sonn- und Feiertagen gegen 11 Uhr des Morgens in der Wizytekkirche zur Andacht verſammelten, wobei Dilettanten und Künſtler Vokalmeſſen mit und ohne Orcheſterbegleitung aufführten. Zuweilen war auch Chopin auf dem Chor und ſpielte Orgel. Eines Tages, als der zelebrierende Prieſter „Oremus“ vorgeſungen und Friedrich das Motiv des ſchon geſpielten Teiles der Meſſe aufnahm, improviſierte er darüber wie einer der gewandteſten Organiſten und verarbeitete den Grundgedanken in den intereſſanteſten Kombinationen und kontrapunktiſchen Engführungen. Der Zauber ſeiner Phantaſie wirkte ſo berauſchend, daß die Sänger und das ganze Orcheſter ihre Pulte verließen, die Bank des Spielers umringten und in die Wogen

des muſikaliſchen Stromes verſanken. Es ſchien, als wären ſie nicht in der Meſſe, ſondern im Konzerte. Der Prieſter am Altare wartete geduldig, wann das enden ſollte, bis endlich der Küſter auf das Chor ſtürzte und erzürnt ausrief: „Um Gottes willen, was gebt Ihr hier an? Der Prieſter intoniert ſchon zum zweiten Male ‚Per omnia ſaecula ſaeculorum‘, der Miniſtrant klingelt und klingelt, und Ihr ſpielt immer fort! Die Oberin, welche mich hierher ſchickt, iſt ſchon ganz aufgebracht.“ Da fuhr Chopin aus ſeinem Künſtlertraume empor, und ließ die Hände ruhen.

Wie wenig Mühe es auch dem Jüngling koſtete, wundervoll zu improviſieren, ſo arbeitete er dagegen doch alles, was er für den Druck beſtimmte, mit größter Sorgfalt durch. Oft erfüllte ihn ein Gedanke ſo ſehr, daß er ganz ſchweigſam wurde und lange darüber grübelte. Dieſen Gedanken trug er dann mit ſich herum, und während der Künſtler nur mit dem Motiv beſchäftigt war, mied er alle Menſchen und ſuchte mit Vorliebe die Einſamkeit. Oft komponierte er bis in die Nacht hinein und bisweilen, wenn alle im Hauſe ſchliefen, ſprang er aus dem Bett, eilte zu ſeinem Piano und ſchlug einige Akkorde an, indem er dadurch irgendeinen noch nicht völlig gereiften Gedanken entwickelte, oder was bisher noch nicht harmoniſch klar, in Wohllaut auflöſte. War das geſchehen, ſo legte er ſich zur Ruhe, aber mitunter nur, um bald nachher wieder aufzuſtehen und zu grübeln. — So trieb er es oft bis das Tageslicht ſein Zimmer erhellte. Die Diener des Hauſes, bei welchen er ſeiner Humanität wegen ſehr beliebt war, vermochten nicht, ſich zu erklären, warum ihr junger Herr des nachts ſo oft einzelne Akkorde auf dem Klaviere ſpielte; ſie ſchüttelten die Köpfe und dachten mitleidig: „Der arme junge Herr iſt geiſteskrank!“

Wenn er mit ſeinem Vater Ausflüge in die Umgegend machte oder die Schulferien auf dem Lande zubrachte, horchte er auf jedes Lied, das über die Lippen der Mäherinnen oder aus dem Bogenſtrich eines ländlichen Geigers kam. Es war ihm ein Genuß, die oft originellen und meiſt herzinnigen Melodien in ſein Gedächtnis aufzunehmen und ſie zu idealiſieren. „Wer iſt“, ſo fragte er, „der Schöpfer dieſer herrlichen Weiſen,

welche in eure Mazurka, Krakowiak oder Polonaiſe eingewebt ſind? Und wer lehrte dieſe polniſchen Landsleute ſo rein zu ſingen und Violine zu ſpielen?“ Niemand konnte ihm darauf Antwort geben. Dieſe Dichtungen ſind, ſowohl die Worte wie die Melodien, meiſt das Erzeugnis mehrerer Perſonen. Einer ſingt zu ſelbſterfundenen, kunſtloſen Tonreihen aus innerſtem Herzensdrang, was er eben fühlt; ein zweiter hört ſolch ein Lied, ändert und beſſert wohl daran, und ſo geht es verändert von Mund zu Mund, bis es endlich Volkseigentum wird. Dieſe Art von Volksliedern der Slawen ſind ſehr verſchieden von denen der romaniſchen und germaniſchen Völkerſchaften; ſie ſind geſchichtliche Zeugniſſe der Empfindungen, Sitten und des ſlawiſchen Volkscharakters. Nun iſt der Teil des Landes, in dem Chopin geboren und erzogen ward, von Mazuren, einem ſehr eigentümlichen, muſikliebenden Volksſtamme, bewohnt. Die Liebe zur Muſik iſt bei den Mazuren ſo groß, daß ſie die gewöhnlichſten Ereigniſſe des Lebens beſingen und ihnen eine gefällige oder rührende Seite abzugewinnen wiſſen. An größeren Feiertagen, z. B. an Oſtern, Pfingſten und Weihnachten, ziehen in den mazuriſchen Dörfern Frauen und Männer umher und ſingen und ſpielen dem Feſte entſprechende Tänze. Überall werden ſie freundlich willkommen geheißen, gern angehört und nicht karg beſchenkt. Faſt alle dieſe Lieder ſind unter dem Strohdache entſtanden, verfaßt von Menſchen, die oft weder leſen noch ſchreiben konnten, welche unbekannt ſind und unbekannt bleiben werden. Die Empfindung für die poetiſche Seite des menſchlichen Lebens, das Gefühl für die Schönheiten in der Natur wohnen offenbar in dem Herzen des polniſchen Volkes. Chopin, der ſchon in ſeiner Kindheit die Volksmelodien ins Gedächtnis aufnahm, fühlte ihre eigentümliche Schönheit heraus, und oft miſchten ſich in ſeine eigenen Tondichtungen Anklänge an jene Volkslieder, die ſeine Lieblinge geworden waren. Er war der erſte, der dem Tanzvolksliede eine vollendet ſchöne Form gab, indem er die Melodie mit intereſſanten Harmonien und poeſievollen Arabesken ſchmückte.

DRITTES KAPITEL

Die ſpätere Jugendzeit Chopins. Sein erſter Ausflug. Sein Verhältnis zum Fürſten Anton Radziwill.

Im Jahre 1825 wurde der Umgangskreis Friedrichs immer größer und bedeutender, ſowohl in geſellſchaftlicher als künſtleriſcher Hinſicht. Wie groß die Anziehungskraft war, die Chopin ſchon damals ausübte, geht daraus hervor, daß nur die Konzerte glänzenden Erfolg hatten, an welchen er perſönlich teilnahm. Am 27. Mai und am 10. Juni 1825 wurden zwei größere Konzerte im Saale des Konſervatoriums zu wohltätigen Zwecken veranſtaltet. Unter den bei dieſen Aufführungen mitwirkenden Perſonen ſehen wir auch unſern Friedrich, welcher mit ſeinem Klavierſpiel alles enthuſiasmierte. Als der damals in Warſchau verweilende Kaiſer Alexander I. das neu erfundene Inſtrument Äolomelodicon benannt, zu hören wünſchte, wurde Friedrich Chopin, der für den beſten Klavierſpieler in der Hauptſtadt galt, aufgefordert, vor dem Monarchen zu ſpielen. Zu dieſem Zwecke ſtellte man das Inſtrument in die evangeliſche Kirche, damit der Ton unter der mächtigen Kuppel dieſes Tempels mehr zur Geltung käme. Alexander I., von dem wundervollen Spiel des kaum dem Knabenalter entwachſenen Jünglings in hohem Grade befriedigt, beſchenkte ihn zum Andenken mit einem koſtbaren Diamantring. In demſelben Jahre bekam Chopin ſein erſtes gedrucktes Werk: „Rondo“ zu Geſicht, welches er der Frau von Linde gewidmet hatte. Weder dieſes, noch das nächſtfolgende „Rondeau à la Mazur, Op. 5“, welches in Warſchau erſchien, trug dazu bei, den Ruf des Komponiſten im Auslande zu verbreiten. Dagegen wurde in der Heimat ſein Name immer populärer und mit dem Stempel künſtleriſcher Reife bezeichnet. Die Eltern, welche anfangs ſeine muſikaliſchen Studien als Nebenſache betrachtend, in ihrem Sohne nur einen begabten Dilettanten ſehen wollten, erkannten jetzt, daß ihn die Natur entſchieden zum Muſiker beſtimmt hatte und legten ihm keine Hinderniſſe in den Weg. Überall war er gern geſehen; in den Salons der Ariſtokratie, unter ſeinen Kollegen im Konſerva-

torium und bei seinen Mitschülern im Lyzeum, als dessen größte Zierde er betrachtet wurde. Zu seinen intimeren Freunden gehörten: Titus Woyciechowski, dem er später die Variationen (Op. 2) widmete, Alexander Rembieliński[1]), ferner Wilhelm von Kolberg, Johann Matuszyński, Stanislaus Koźmian, längere Zeit Präses des wissenschaftlichen Vereins in Posen, Eustachius Marylski, Dominikus Magnuszewski und Stephan Witwicki (letztere beiden talentvolle Poeten). Auch Celiński, Hube, Julius Fontana[2]) müssen noch genannt werden.

Unter den Kollegen im Konservatorium, die sich ebenfalls dem künstlerischen Fache widmeten, war niemand gegen Friedrich mißgünstig gesinnt. Sein Talent als Klavierspieler wie als Tondichter erschien so groß und bedeutend, daß sich alle vor ihm beugten und in ihm ihren Meister erblickten. Von Natur gemütvoll und wohlwollend gegen jedermann besaß er angeborene Grazie und, infolge seiner Erziehung und des Umganges mit feinen Menschen, schon in früher Jugend den Takt des reiferen Mannes. Alle diese Eigenschaften bewirkten, daß man ihn hochschätzte und ihm herzlich zugetan war; selbst wenn er einen Scherz ausführte, einem seiner Freunde nachahmte oder aber etwas karikiert zeichnete, nahm man es ihm nicht übel. Groß war des jungen Künstlers Tätigkeit, und die übermäßige Anstrengung war sicher für einen zarten Organismus nicht vorteilhaft. Als die Ärzte den Eltern Chopins rieten, ihre jüngste Tochter in das schlesische Bad Reinerz zu schicken, hielten die letzteren es für gut, Friedrich der Schwester zum Begleiter zu geben, damit er dort eine

[1]) Alexander Rembieliński war ein vortrefflicher Pianist, der leider sehr jung gestorben ist.

[2]) Julius Fontana, Pianist und Komponist, geboren in Warschau 1810, bildete sich mit Chopin zusammen unter Elsners Leitung im Konservatorium aus. Im Jahre 1830 trat er in den Militärdienst und avancierte in kurzer Zeit zum Range eines Artillerieleutnants. Nach dem Aufstande verließ er sein Vaterland und begab sich als Emigrant nach Frankreich. Einige Jahre später siedelte er nach Amerika über, kehrte jedoch 1850 nach Paris zurück wo er 1870 starb. Als Jugendfreund Friedrichs war er fast täglicher Gast im Chopinschen Hause, wußte also genau, was für Kompositionen um diese Zeit entstanden; deshalb ist alles richtig, was er in der Vorrede zu der Ausgabe der Chopinschen Nachlaß-Werke gesagt hat.

Molkenkur gebrauche. Bei Beginn der Schulferien im Jahre 1826 traten die beiden Geschwister Louise und Emilie mit Mutter und Bruder die Reise nach dem damals schon vielbesuchten Brunnenorte an. Während ihres Aufenthalts in Reinerz starb eine arme Witwe. Sie hinterließ zwei Kinder unter dem Schutze ihrer treuen Magd, die nicht imstande war, das Geld zur Beerdigung und zur Heimreise aufzubringen. Friedrich, der von der Not der Waisen hörte, machte von seinem Talente den edelsten Gebrauch. Er veranstaltete ein Konzert und hatte die Freude, den armen Kindern ein hübsches Sümmchen zu erwerben. Sein Meisterspiel gewann ihm die Bewunderung aller Kenner und Freunde der Musik, seine Wohltätigkeit die aufrichtige Hochschätzung aller Edlen. Wo er sich zeigte, erwies man ihm Aufmerksamkeit. Wenige Tage nach diesem Konzerte verließ Friedrich das Bad Reinerz und verlebte den Rest des Sommers im Dorfe Strżyzewo, einem Besitztum der Frau v. Wiesiołowska, Schwester des Grafen Friedrich Skarbek, seines Paten.

In dem benachbarten Dorfe Antonin wohnte Fürst Anton Radziwiłł. Dieser reich begüterte Herr (verwandt mit der preußischen Königsfamilie), welcher Statthalter vom Großherzogtum Posen war, liebte nicht nur die Musik leidenschaftlich, er war auch ein feiner Kenner und gründlich gebildeter Komponist. Durch seine Musik zu Goethes „Faust" I. Teil hatte er eine gewisse Berühmtheit erlangt. Mit einer sehr angenehmen Tenorstimme begabt, spielte er auch mit Geläufigkeit Violoncell, und sein Haus in Posen galt als Sammelplatz für alle Künstler von Bedeutung. Was nur immer musikalisch war, fand sich in seinen Salons ein, wo fast jede Woche Quartette von Haydn, Mozart, Beethoven und andere klassische Musik zu Gehör kamen. Der Fürst übernahm dabei die Violoncellpartie. Friedrich benutzte die Einladung des Fürsten zu einem Besuche auf dessen Sommerresidenz, und der Komponist der Faustmusik geriet über das Pianospiel des siebzehnjährigen Künstlers in Enthusiasmus und gewann ihn bald sehr lieb. Als Fürst Radziwiłł im Mai 1829 bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in Warschau verweilte, besuchte er Friedrich Chopin in seiner Eltern Hause und forderte ihn

ebenso herzlich als dringend auf, zu ihm nach Posen zu kommen. Hiermit endet vor der Hand das persönliche Verhältnis zwischen diesem Magnaten und unserem Künstler; dagegen haben hochachtbare Männer, denen aber der Sachverhalt nicht bekannt war, aus dem Fürsten den Wohltäter Friedrichs gemacht, welcher diesem die Mittel zu seiner Ausbildung gegeben haben sollte. F. Liszt war der erste, der in seinem Werke, betitelt: „Friedrich Chopin", in französischer Sprache, kurz nach dem Tode des großen Meisters irriger Weise sagt: „Indem er (Fürst Anton Radziwill) den sehr beschränkten Mitteln der Familie Chopins zu Hilfe kam, machte der Fürst diesem (Friedrich) das unschätzbare Geschenk einer guten Erziehung, die nach keiner Richtung eine vernachlässigte blieb. Seit seinem Eintritt in die Hochschule bis zur gänzlichen Vollendung seiner Studien war es beständig der Fürst, den seine hochherzige Gesinnung in den Stand setzte, alle Ansprüche der Berufsbahn eines Künstlers zu ermessen, der daher dessen Lebensaufwand durch Vermittelung eines Freundes, Antonius Kozuchowski, bestritt. Seit jener Zeit hat dieser mit Chopin bis zu dessen letzten Lebenstagen Beziehungen beständiger Freundschaft bewahrt." In dieser Behauptung steckt ein großer Irrtum, zu welchem Liszt wahrscheinlich durch einen polnischen Emigranten Franz Grzymała verleitet wurde. Er gehörte in den Kreis der Freunde, die Chopin während seines Aufenthalts in Paris hatte, scheint aber von dessen Eltern und Jugendleben nichts genaues gewußt zu haben, sonst hätte er wohl Liszt anders berichtet. Julius Fontana, der doch mit Friedrich seit dessen Kindheit befreundet war, protestierte gegen die Lisztsche Behauptung, ebenso die Eltern des großen Künstlers. Sie hatten sich sehr unangenehm berührt gefühlt, als sie lasen, daß Fürst Radziwill für Friedrichs Ausbildung alles getan haben sollte. Nikolaus Chopin war Professor an drei höheren Lehranstalten Warschaus, hatte in seinem Hause ein großes Pensionat, das ihm ebenfalls viel Geld eintrug, und sollte nicht die Mittel zur Ausbildung seines einzigen Sohnes bewilligt haben? Man hatte ferner das Gerücht verbreitet, Chopin sei auf Kosten des Fürsten Radziwill nach Italien gereist; aber auch hieran ist nichts wahres. Der junge

Künstler unternahm seine Reise mit dem Gelde, das er sich durch drei von ihm veranstaltete Konzerte in Warschau, die glänzend besucht waren, erworben hatte. Erst später, als er nach achtmonatlichem Aufenthalte in dem schönen Wien den Entschluß faßte, nach Paris zu gehen, bat er seinen Vater um Geld. In seiner liebenswürdigen, kindlichen Weise bedauerte er, daß er die Ursache zu dieser damals für die Eltern nicht leichten Ausgabe sei, indem er schon genug gekostet habe. Hierauf schickte ihm der Vater in Begleitung eines liebevollen Schreibens die nötigen Geldmittel und fügte hinzu, daß er ihm auch künftig Unterstützung gewähren wolle, bis Friedrich sich in Paris eine feste Existenz gesichert habe. Als Beweis freundschaftlicher Verehrung für den angesehenen Schöpfer der Musik zum ersten Teile des Goetheschen „Faust" widmete Friedrich ihm später sein „Trio für Klavier, Violine und Violoncell" (Op. 8), welches er noch in Warschau (etwa in den Jahren 1827 bis 1829) komponierte; und wie beliebt der jugendliche Künstler in der Familie des Fürsten gewesen, werden die im sechsten Kapitel mitgeteilten Briefe beweisen. Von einer Unterstützung konnte dagegen nie die Rede sein. Wir wiederholen aber, daß Liszt an der Verbreitung des hier berichteten Irrtums weniger Schuld trägt; als Grzymała, oder diejenigen, welche diese Geschichte blindlings geglaubt haben.

VIERTES KAPITEL

Die Reise nach Berlin. Ein kleines Erlebnis auf der Rückreise nach Warschau.

Im Jahre 1827 bestand Friedrich Chopin sein Abiturientenexamen als Schüler des Warschauer Lyzeums, und erholte sich dann wieder auf dem Lande in Strżyzewo; von hier unternahm er auch einen kurzen Ausflug nach Danzig, wo er die Bekanntschaft des Superintendenten Linde, Bruders seines alten Lehrers, zu machen wünschte.

Das letzte Examen war aber nicht so glänzend wie die früheren ausgefallen, wo er bei jeder Versetzung in eine höhere Klasse durch besondere Belohnung ausgezeichnet wurde.

Es erklärte ſich dadurch, daß er im letzten Jahre ſeine Haupttätigkeit auf das Studium der Muſik gerichtet hatte. Eine bedeutende Anzahl von Kompoſitionen, teils fertig, teils in den Hauptumriſſen ſkizziert, häufte ſich in ſeinem Arbeitszimmer. Elsner, der ſchärfſte Beobachter von Chopins künſtleriſchem Leben und Weben, der kompetenteſte Richter über ſeines Schülers Tondichtungen, redete deſſen Eltern zu, dem genialen Sohne freien Willen zu laſſen und denſelben in dem hohen Fluge, den ſeine Phantaſie nahm, nicht zu ſtören, ſondern ihm auf jede Weiſe förderlich zu ſein. Daher wurde von Chopins Eltern beſchloſſen, den Sohn bei der erſten günſtigen Gelegenheit, wenn auch nur auf einige Wochen, nach Wien oder Berlin reiſen zu laſſen. Bald bot ſich die Gelegenheit dazu. Im Jahre 1828 wurde Profeſſor Jarocki von Alexander von Humboldt zum Kongreſſe der Naturforſcher nach Berlin eingeladen. Mit ihm verließ unſer Künſtler zum erſten Male ſein Geburtsland, um eine fremde, große Stadt kennen zu lernen, in welcher er ſeine Wißbegier gründlich zu befriedigen hoffte.

Jetzt laſſen wir ihn ſelbſt ſprechen, indem wir die nachſtehenden ſeine Reiſe betreffenden Briefe mitteilen.

An Titus Woyciechowski.

Warſchau, den 9. September 1828.

Teuerſter Titus!

Du glaubſt nicht, mit welcher Sehnſucht ich auf eine Nachricht von Dir und deiner Mutter gewartet habe, kannſt Dir alſo nicht vorſtellen, wie groß meine Freude war, als ich Deinen Brief empfing. Ich war damals in Strzyżewo, wo ich den ganzen Sommer zubrachte, konnte Dir aber nicht ſofort antworten, weil ich mich von Tag zu Tag zur Reiſe nach Warſchau rüſtete. Jetzt ſchreibe ich Dir wie ein Wahnſinniger, denn ich weiß faktiſch nicht, was mit mir vorgeht. Ich fahre nämlich heute nach Berlin! Der König von Preußen hat die Berliner Univerſität aufgefordert, nach Art der Zuſammenkünfte in der Schweiz und ſpäter in Bayern die bedeutendſten Naturforſcher Europas zu einem Kongreß einzuladen, welcher unter Leitung des berühmten Alexander von Humboldt abgehalten werden ſoll. Profeſſor Jarocki, früherer Student der Berliner Univerſität, der ſpäterhin auch von derſelben das Doktordiplom erhielt, hat als Zoologe gleichfalls eine Einladung bekommen. Man verſpricht ſich etwas Großartiges davon, auch ſoll Spontini ſeinen „Cortez“ zur Aufführung bringen.

Lichtenſtein, Freund und Lehrer Jarockis, fungiert als Sekretär dieſes Kongreſſes; er iſt zugleich Mitglied der Singakademie und ſteht auf gutem Fuße mit Zelter, Direktor dieſes muſikaliſchen Inſtituts. Es wird mir von gut unterrichteter Seite geſagt, daß ich durch Lichtenſtein Gelegenheit haben würde, die bedeutendſten Muſiker der preußiſchen Reſidenz kennen zu lernen, außer Spontini, mit dem er nicht harmonieren ſoll. Ich würde mich freuen, dort den Fürſten Radziwill anzutreffen, der mit Spontini auf ſehr freundſchaftlichem Fuße ſteht. Ich werde mit Jarocki nur vierzehn Tage dort verweilen, aber es iſt ja ſchon viel wert, einmal eine gute Oper in vollendeter Ausführung zu hören.

In Strzyżewo habe ich das Rondo in C-Dur (das letzte, wenn Du Dich noch zu erinnern weißt) für zwei Klaviere umgearbeitet. Heute habe ich dasſelbe mit Ernemann bei Buchholtz[1]) probiert und es iſt ziemlich gut ausgefallen. Wir beabſichtigen dasſelbe einmal in der Reſſource zu ſpielen. Was meine neuen Kompoſitionen betrifft, ſo kann ich nichts weiter aufweiſen, als das noch nicht beendete Trio (G-moll), welches ich nach Deiner Abreiſe angefangen. Das erſte Allegro habe ich ſchon mit Begleitung probiert. Mir ſcheint, daß dieſes Trio dasſelbe Schickſal treffen wird, wie meine Sonate und die Variationen. Beide Werke ſind jetzt in Wien; das erſte habe ich als Schüler dem Elsner gewidmet, auf das zweite habe ich, (vielleicht zu dreiſt) Deinen Namen geſetzt. Ich folgte hierbei dem Zuge meines Herzens, und Du wirſt es wohl auch nicht unliebſam deuten. Skarbek iſt noch nicht zurückgekehrt, Jędrzejewicz bleibt noch längere Zeit in Paris. Er[2])

[1]) Ernemann, Muſiklehrer in Warſchau; Buchholtz, Pianofortefabrikant ebendaſelbſt.

[2]) Profeſſor Joſeph Kalasanti Jędrzejewicz, ſpäter Schwager Chopins, geboren 1803, geſtorben 1853 in Warſchau.

hatte dort mit dem Pianiſten Sowiński Bekanntſchaft gemacht[1]), der mir durch einige Zeilen andeutete, daß er mich gern erſt durch Briefwechſel kennen lernen möchte, bevor er nach Warſchau käme. Da er Mitredakteur der von Fétis herausgegebenen „Revue musicale“ ſei, ſo würde es ihm ſehr angenehm ſein, einige Erläuterungen über die polniſchen Muſikverhältniſſe zu erlangen, die Biographien der berühmteſten polniſchen Komponiſten und Künſtler zu erfahren uſw., alles Sachen, in die ich mich gar nicht einzumiſchen gedenke. Ich werde ihm von Berlin aus antworten, daß dieſe Angelegenheiten nicht in mein Fach ſchlagen, und daß ich übrigens noch kein Urteil fällen könne, wie es einer Pariſer Zeitſchrift würdig ſei, da eine ſolche doch nur reife, kompetente Anſichten enthalten müſſe uſw.

Ende dieſes Monats werde ich Berlin wieder verlaſſen; fünf Tagereiſen per Diligence!

Bei uns iſt alles beim alten; der ehrwürdige Zywny iſt der Mittelpunkt unſeres Verkehrs und Vergnügens. Ich ſchließe, denn mein Bündel iſt ſchon geſchnürt und auf die Poſt geſchickt. Küſſe Deiner Mama die Füßchen und Händchen von mir. Meine Eltern und Geſchwiſter überſenden ihre Hochachtung und die herzlichſten Wünſche für Beſſerung ihrer Geſundheit. Erbarme Dich doch und ſchreibe bald wieder einmal ein Briefchen, wenn auch noch ſo kurz, wenn auch nur eine einzige Zeile; ſelbſt dieſe wird mir teuer ſein.

Dein

Friedrich.

Berlin, Dienstag[2]).

Meine inniggeliebten Eltern und Schweſtern!

Sonntag gegen 3 Uhr nachmittags ſind wir in dieſer großen Stadt glücklich eingetroffen. Von der Poſt hat man uns direkt in das Gaſthaus „Zum Kronprinzen“ geführt, wo wir uns bis jetzt noch befinden. Wir haben es hier gut und bequem, Gleich am Tage unſerer Ankunft nahm mich Profeſſor Jarocki zu Herrn Lichtenſtein mit, wo ich Alexander von

[1]) Albert Sowiński, Pianiſt, Komponiſt und Literat.

[2]) Den 16. September 1828.

Humboldt geſehen habe. Er iſt nicht über mittelgroß und ſeine Züge können nicht ſchön genannt werden; aber die etwas hervorſpringende, breite und ausgearbeitete Stirn und das tiefe, forſchend blickende Auge deuten den die ganze Welt umfaſſenden Geiſt an, der dieſen ebenſo humanen als vielgereiſten Gelehrten belebt. Humboldt ſprach franzöſiſch, und zwar ſo gut, als ſei es ſeine Mutterſprache; Du würdeſt es auch von ihm geſagt haben, lieber Vater! Herr Lichtenſtein verſprach, mich mit den erſten Künſtlern meines Faches bekannt zu machen; er bedauerte, daß wir nicht einige Tage früher angekommen, da vorigen Sonntag ſeine Tochter in einer Matinee mit Orcheſterbegleitung aufgetreten war. Ich meinerſeits bedauerte dies nun weniger! Ob ich hierin Recht habe, weiß ich nicht, da ich ſie bisher weder geſehen noch gehört habe. Sonntag, am Tage unſerer Ankunft, wurde „Das unterbrochene Opferfeſt“ aufgeführt; aber unſere Viſite bei Herrn Lichtenſtein hielt mich leider ab, in die Oper zu gehen.

Geſtern war große gemeinſchaftliche Tafel der Gelehrten (unter denen mir viele wie Karrikaturen erſchienen, die ich ſchon in Klaſſen eingeteilt habe), aber nicht etwa unter dem Vorſitze des Herrn von Humboldt, der ganz anders ausſieht, ſondern unter dem eines andern Herrn, deſſen Name mir eben nicht einfällt. Da er aber wahrſcheinlich eine Berühmtheit iſt, ſo habe ich ſeinen Namen unter meine Zeichnung geſchrieben. Dieſes Diner dauerte ſo lange, daß ich verhindert wurde, den neunjährigen Geiger Birnbach zu hören, der hier ſehr gelobt wird. Heute werde ich mein Mittagsmahl allein einnehmen und habe mich deshalb bei Profeſſor Jarocki entſchuldigt, der es natürlich ſehr wohl einſieht, daß es für mich, den Muſiker, intereſſanter iſt, ſtatt einem endloſen Diner in Geſellſchaft von Naturforſchern, der Aufführung eines Kunſtwerkes, wie „Ferdinand Cortez“ von Spontini beizuwohnen. Jetzt bin ich ganz allein für mich und bereite mir die Freude, mich mit Euch, meine Teuerſten, zu unterhalten. Es geht das Gerücht, daß der große Violiniſt Paganini hierher kommen ſoll. Hoffentlich beſtätigt es ſich. Fürſt Radziwill wird hier den 20. d. M. erwartet; es würde mich außerordentlich freuen, wenn er käme. Bis jetzt habe ich außer dem zoologiſchen

Kabinett noch nichts gesehen; nur die Stadt kenne ich größtenteils, da ich mich zwei volle Tage in den schöneren Straßen und auf den Brücken umhergetrieben habe. Die Beschreibung der Stadt soll Euch mündlich werden, auch die des großen und allerdings sehr schönen Schlosses. Der Haupteindruck, den Berlin mir macht, ist der, daß die Stadt zu ausgebreitet ist; ich finde, sie könnte die doppelt große Zahl von Einwohnern in sich fassen. Anfänglich wollten wir in der Französischen Straße wohnen, aber ich bin froh, daß es nicht so gekommen, denn sie ist wohl so breit als unser Leszno[1]) und deshalb braucht sie zehnmal mehr Menschen, um nicht sehr öde auszusehen.

Heute erst werde ich erfahren, was Berlin für mich in musikalischer Hinsicht ist. Viel lieber hätte ich meinen Morgen bei Schlesinger zugebracht, anstatt mich in den dreizehn Gemächern des zoologischen Kabinetts zu langweilen; Du wirst mich deshalb nicht für einseitig halten, liebster Papa, aber ich bin ja hauptsächlich wegen meiner musikalischen Ausbildung nach Berlin gereist, und die Bibliothek Schlesingers, bestehend aus den interessantesten Werken der Komponisten aller Länder und Zeiten, muß mich mehr interessieren, als jede andere Sammlung. Mein Trost ist, daß ich auch noch zu Schlesinger kommen werde und daß es immer gut für einen jungen Mann, wenn er viel sieht, denn aus allem läßt sich etwas lernen. Heute Morgen habe ich Kistings Pianofortefabrik, Ende der großen Friedrichsstraße, besucht. Leider hatte er kein fertiges Instrument und ich machte den Weg vergebens. Angenehm ist es mir, daß in unserm Hotel ein guter Flügel steht, auf dem ich täglich spiele, wofür mir außer meinem eigenen Vergnügen auch noch die Bewunderung des Hausherrn zuteil wird.

Ich habe die Reise minder angenehm gefunden, als ich mir vorgestellt hatte, da die preußischen Diligencen recht unbequem sind; aber ich bin gesund und heiter in der Residenz der Hohenzollern angelangt. Unsere Reisegesellschaft bestand aus einem in Posen angesiedelten deutschen Rechtsgelehrten, der durch plumpe Witze zu glänzen suchte, und aus einem

[1]) Leszno ist eine breite und lange Straße in Warschau.

wohlbeleibten Landwirt, dem die Diligencen schon einen zivilisierten Anstrich gegeben hatten, denn er war viel gereist. Eine Station vor Frankfurt an der Oder stieg auch eine deutsche Sappho zu uns in den Wagen und ergoß sich in einen Strom von anspruchsvollen und komischen Wehklagen. Mich amüsierte die gute Dame wider ihren Willen, denn ich glaubte einer guten Szene in einem Lustspiele zuzuhören, sobald sie anfing, sich mit dem Rechtsgelehrten zu streiten, welcher statt zu lachen, jedes Wort ernsthaft nahm und ebenso gründlich als gravitätisch widerlegte. Die Umgebungen Berlins sind von der Seite, wo ich herkam, nicht schön, aber überall herrscht musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, die angenehm ins Auge fällt. Morgen will ich mir Berlins Umgebungen von der andern Seite betrachten.

Übermorgen fangen die Sitzungen der Naturforscher an. Herr Lichtenstein hat mir eine Eintrittskarte dazu versprochen. Abends wird Alexander von Humboldt die Herren bei sich empfangen. Professor Jarocki wollte für mich auch eine Einladung erwirken, ich habe aber dafür gedankt, denn ich würde von den Versammlungen wenig oder nichts für meinen Geist gewinnen, da ich zu wenig Gelehrter bin; und endlich könnten die Herren vom Fach mich, den Laien, vielleicht sehr fragend ansehen und denken: „Wie kommt Saul unter die Propheten?“ Schon bei Tafel schien es mir, als ob mein Nachbar, der Professor Lehmann aus Hamburg, Botaniker von Ruf, mich etwas seltsam anschaute. Sein Fäustchen staunte ich an, denn es zermalmte mit Leichtigkeit das große Stück Weißbrot, zu dessen Zerteilung ich mich beider Hände und des Messers bedienen mußte. Er beugte sich über den Tisch, um mit Professor Jarocki zu sprechen, und im Eifer der Unterhaltung erhitzte er sich derartig, daß er in der Zerstreuung seinen eigenen Teller verkannte und auf dem meinen herumtrommelte. Ein richtiger Gelehrter, nicht wahr? denn es fehlt ihm dazu auch nicht die große unförmliche Nase. Ich saß während dieses Trommelsolos wie auf Nadeln; als es beendet war, hatte ich nichts eiliger zu tun, als die Spuren seiner Fingerchen mit der Serviette von meinem Teller zu entfernen.

Marylski hat nicht die geringste Spur von Geschmack,

wenn er behauptet, daß die Berlinerinnen sich hübsch kleiden; sie putzen sich, das ist wahr, aber es ist schade um die schönen Stoffe, die für solche Puppen zerschnitten werden!

Euer Euch zärtlich liebender
Friedrich.

Berlin, den 20. September 1828.

Ich bin gesund und wohl, teure Eltern und Schwestern. Als ob auf mich Rücksicht genommen würde, in so liebenswürdiger Weise bringt das Theater jetzt Tag für Tag eine Neuigkeit. Zuerst hörte ich in der Singakademie ein Oratorium, in der Oper „Ferdinand Cortez", „Il matrimonio segreto" und „Der Hausierer" von Onslow. Allen diesen Opernaufführungen wohnte ich mit großem Vergnügen bei. Gestehen muß ich aber, daß ich von Händels „Cäcilienfest" ergriffen bin; dieses nähert sich am meisten dem Ideale, das ich von erhabener Musik in den Tiefen meiner Seele hege. Leider sind die berühmtesten Sänger jetzt nicht anwesend, außer Signora Tibaldi (Alt) und Fräulein von Schätzel, welche ich in der Singakademie und im „Hausierer" hörte. Im Oratorium hat mir letztere am besten gefallen; doch mag es sein, daß ich an diesem Abend ein besser gestimmter Zuhörer war. Dennoch ging es im Oratorium auch nicht ohne „Aber" ab. Dieses „Aber" wird vielleicht nur in Paris wegfallen.

Bei Herrn Lichtenstein bin ich bis jetzt noch nicht gewesen, da er mit den Einrichtungen der Sitzungen so beschäftigt ist, daß selbst Professor Jarocki nur selten mit ihm sprechen kann; gleichwohl hat er die Freundlichkeit gehabt, mir eine Eintrittskarte zu verschaffen. Der Platz war so vortrefflich, daß ich alles sehen und hören, selbst den Kronprinzen in der Nähe betrachten konnte. Spontini, Zelter, Felix Mendelssohn-Bartholdy waren auch da; ich habe aber mit keinem dieser Herren gesprochen, da ich es nicht für passend hielt, mich ihnen selbst vorzustellen. Es heißt, Fürst Radziwill würde heute ankommen; nach dem Frühstück will ich mich erkundigen, ob man ihn bestimmt erwartet.

In der Singakademie bemerkte ich, daß die Fürstin von Liegnitz, eine schöne Dame, mit einem Manne sprach, dessen

Gesicht ich nicht ganz sehen konnte, und welcher einen livreeartigen Anzug trug. Ich fragte meinen Nachbar, ob das ein königlicher Kammerdiener sei, und erhielt zur Antwort: „Ei, das ist ja Exzellenz von Humboldt." Ihr könnt Euch vorstellen, meine Lieben, daß ich sehr froh war, meine Frage nur geflüstert zu haben; aber ich versichere Euch, daß diese Kammerherren-Uniform sogar die Gesichter verändert, sonst würde ich den großen Reisenden, der sogar den Chimborasso bestiegen haben soll, gewiß erkannt haben. Er hörte gestern auch die Oper „Der Hausierer", oder wie die Franzosen sagen „Der Kolporteur"; in der königlichen Loge saß Prinz Karl.

Vorgestern besuchten wir die königliche Bibliothek; sie ist sehr groß, enthält aber nicht sehr viel musikalische Werke. Interessant war es mir, bei dieser Gelegenheit einen eigenhändigen Brief von Kościuszko zu sehen, den gerade Falkenstein, der Biograph unseres Helden, Buchstab für Buchstab nachmalte. Als dieser Herr bemerkte, daß wir Polen waren und natürlich den Brief geläufig lesen konnten, bat er Professor Jarocki, den Inhalt ins Deutsche zu übersetzen, und schrieb sich denselben dann in sein Taschenbuch. Falkenstein ist ein angenehmer, noch junger Mann, Sekretär an der Dresdner Bibliothek. Ich sah auch zugleich den Redakteur der Berliner musikalischen Zeitung. Wir wurden einander vorgestellt und wechselten einige flüchtige Worte.

Morgen wird „Der Freischütz" gegeben; das ist die Erfüllung eines meiner lebhaftesten Wünsche; ich kann, nachdem ich die Oper hier gehört, auch eine Parallele zwischen den hiesigen und unsern Sängern ziehen. Für heute bin ich zu dem großen Diner im Exerzierhause eingeladen.

Die Zahl der Karikaturen wächst!

Euer Euch stets innigliebender
Friedrich.

Berlin, Sonnabend, den 27. September 1828.

Ich bin gesund und habe gesehen, was nur zu sehen war; bald bin ich wieder bei Euch. Montag (d. h. übermorgen über acht Tage) umarmen wir uns. Das Bummeln bekommt mir vortrefflich.

Gestern wurde „Das unterbrochene Opferfest“ wieder aufgeführt, in welchem Fräulein von Schätzel mehr als eine chromatische Tonleiter ausließ, wodurch ich mich recht in Eure Mitte versetzt wähnte. Bei diesem „Euer“ fällt mir eine Berliner Karikatur ein[1]). Ein napoleonischer Grenadier ist als Schildwache abgebildet; er ruft einer vorübergehenden Frau „qui vive“ zu. Die Frau will antworten: „die Wäscherin“; da sie sich aber etwas gebildeter und feiner ausdrücken möchte, so erwidert sie: „la vache!“

Das zweite Diner mit den Herren Naturforschern kann ich zu den Hauptereignissen meines Hierseins zählen. Es fand am Tage vor dem Schlusse der Sitzungen statt und war wirklich sehr lebhaft und unterhaltend. Viele passende Tafellieder wurden gesungen, in welche jeder mehr oder minder laut einstimmte. Zelter dirigierte; er hatte auf einem roten Piedestal einen großen vergoldeten Becher vor sich stehen, als Zeichen seiner höchsten musikalischen Würde, welche ihm viel Freude zu machen schien. An diesem Tage waren die Speisen besser als gewöhnlich; man sagt, weil die Herren Naturforscher sich in ihren Versammlungen vorzugsweise mit der Vervollkommnung der Fleischspeisen, Saucen, Suppen und dergleichen beschäftigt haben sollen. In gleicher Weise macht man sich schon im Königstädter Theater über die gelehrten Herren lustig. In einem Stücke, wo Bier getrunken wird, sagt einer der Zecher: „Warum ist das Bier jetzt so gut in Berlin?“ — „Ei, das ist doch ganz natürlich, da die Naturforscher jetzt in Berlin zusammengekommen sind!“ lautet die Antwort.

Aber es ist Zeit schlafen zu gehen, weil wir morgen ganz früh abreisen. In Posen wollen wir zwei Tage bleiben, in gratiam einer Einladung des Erzbischofs Wolicki. O, wie viel werde ich Euch, meine Teuersten, zu erzählen haben, und wie glücklich will ich sein, wenn ich wieder bei Euch bin!

Euer Euch herzlich liebender
Friedrich.

[1]) „Euer“ heißt im Polnischen „wasz“ und wird wie „wasch = vache“ ausgesprochen.

Von Berlin aus hatten Professor Jarocki und Chopin noch zwei Herren zu Reisegefährten, die denselben Weg zu machen gedachten. Ihre langweiligen Gespräche über Politik, für die Chopin sich wenig interessierte, noch mehr aber der unaufhörliche Dampf ihrer Pfeifen, den er nicht recht vertragen konnte, wurde ihm besonders lästig. Als einer dieser Herren erzählte, daß er von früh bis zum Abend stets rauche und lieber sterben als das Rauchen aufgeben wolle, stiegen Friedrich und Jarocki in das Cabriolet, frische Luft zu genießen. Im Städtchen Züllichau sagte ihnen der Posthalter, daß sie eine Stunde auf Pferde zu warten hätten. Als aber die neueste Nachricht lautete: „die Pferde sind noch nicht da,“ setzte sich der Professor zu einer Mahlzeit nieder — das Posthaus war zugleich Restauration —; Friedrich aber ging, wie von einem Magnet angezogen, in den Nebensaal und erblickte einen Flügel. Professor Jarocki, der durch die offene Tür schauen konnte, lachte in sich hinein, als Chopin das Instrument öffnete, auch Chopin betrachtete es mit geheimem Zweifel; aber nachdem er einige Akkorde angeschlagen hatte, jubelte er höchlich überrascht: „O Santa Caecilia, der Flügel ist sogar gestimmt!“

Nur der leidenschaftliche Musiker weiß, was es sagen will, einige Tage in der Diligence gesessen haben und nun plötzlich ganz unerwartet auf einer Station ein gutes Instrument zu finden. Unser Friedrich kam also recht con amore ins Improvisieren, ohne auf seine Umgebungen zu achten. Der eine der Reisenden, angelockt durch die holden Klänge, tritt hinter Chopins Stuhl und lauscht, während Chopin dem Professor Jarocki auf Polnisch zuruft: „Nun wollen wir bald sehen, ob mein Zuhörer ein Kenner ist oder nicht.“ Friedrich beginnt seine Phantasie über polnische Lieder, zu welchen damals der erste Entwurf gemacht war. Der Reisende, ein Deutscher, steht wie versteinert da. Mit ganzer Seele vertieft er sich in diese für ihn neue Musik voll wunderbaren Reizes. Seine Augen verfolgen mechanisch jede Bewegung der feinen Hände des Spielers; er hat alles um sich her vergessen, sogar seine beste Freundin, „die Pfeife“, die ihm ausgegangen ist, ohne daß er es merkt. Leise treten auch die anderen Reisenden herein, und zugleich erscheinen durch eine Seitentüre der lange

Posthalter mit seiner kugelrunden Gemahlin, hinter ihnen ihre zwei hübschen Töchter. Friedrich beachtet sein Publikum nicht; im Zwiegespräch mit seiner Muse vertieft, hat er vergessen, daß er im Posthause ist. Immer seelenvoller und zarter wird des jungen Künstlers Spiel; mit vorgeneigtem Kopfe, ganz Ohr, steht jeder da; eben quellen unter Chopins Fingerspitzen die elegantesten Arabesken hervor, da ruft eine Stentorstimme, daß die Fenster zittern: „Angespannt, meine Herren"!

„Verdammter Störenfried"! braust der Postmeister auf, während das Damenkleeblatt dem Postillon zornfunkelnde Blicke zuschleudert. Chopin springt von seinem Platze auf, aber im Nu ist er von seinen Zuhörern umringt und aus jedem Munde kommt die Bitte: „Spielen Sie weiter, weiter, bester Herr; beenden Sie wenigstens das herrliche Musikstück, welches wir ohne den Eintritt dieses unseligen Menschen gewiß ganz gehört hätten." „Aber," entgegnete Friedrich, nachdem er seine Uhr zu Rate gezogen, „wir sitzen schon mehrere Stunden hier und sollten bald in Posen sein!" „Bleiben Sie, spielen Sie, herrlichster junger Künstler; ich gebe Ihnen Kurierpferde, wenn Sie noch verweilen", ruft der Posthalter. „Lassen Sie sich erbitten," beginnt die Frau Posthalterin und drohte fast mit einer Umarmung; was konnte Friedrich also anderes tun, als sich wieder an das Instrument zu setzen und weiter spielen? Der Hausdiener erscheint, als Chopin eine Pause macht, mit Wein und Gläsern; die Töchter des Hauses bedienen zuerst den Künstler, dann die anderen Reisenden, und der Posthalter bringt „dem Liebling Polyhymnias", wie er sich ausdrückt, ein Lebehoch in welches alle einstimmen. Einer der Anwesenden kommt jetzt auf Chopin zu, und seine Stimme bebt vor Rührung, als er anhebt: „Herr, ich bin ein alter, gründlich gebildeter Musiker; ich spiele auch Klavier, deshalb weiß ich Ihre Meisterleistung zu schätzen; wenn Mozart zugehört hätte, würde er Ihnen die Hand gedrückt und ‚Bravo'! zugerufen haben; ich unbedeutender Mann wage das garnicht!" Die dankbaren Damen füllten die Wagentaschen mit dem Besten, was das Haus von Eßwaren besaß und vergaßen auch nicht, guten Wein beizufügen. Der Posthalter pries sich glücklich und rief mit Tränen in den Augen: „Ich werde an Friedrich Chopin mit Begeisterung denken, so lange ich lebe!" Als Friedrich endlich, nachdem er noch eine Mazurka vorgetragen, das Posthaus verlassen wollte, umfaßte der riesige Posthalter den jungen Künstler und trug ihn in den Wagen.

Noch in späteren Jahren erinnerte sich Chopin mit Vorliebe an dieses Reiseintermezzo, das ihm wie ein gutes Omen bei Beginn seiner Künstlerlaufbahn begegnet war. Oft erzählte er, daß er, gleich den alten Minstrels, die von Burg zu Burg mit ihrer Laute zogen und als Ehrensold gute Bewirtung empfingen, in Züllichau sich Kuchen, Früchte und guten Wein erspielt habe, und oft versicherte er seinen intimsten Freunden, daß ihn das größte Lob, von der Presse gespendet, nicht mehr erfreut habe, als die naive Huldigung des Rauchers, dem über seinem eifrigen Zuhören die Pfeife ausgegangen war.

In Posen besuchten unsere Reisenden infolge der freundlichen Einladung den Erzbischof Wolicki und machten dem Fürsten Anton Radziwiłł ihre Aufwartung. Bei letzterem fanden sowohl der Professor Jarocki wie Friedrich sehr freundliche Aufnahme, denn der Fürst mußte für einen Gelehrten, wie Jarocki, die aufrichtigste Hochachtung hegen; da er aber durch und durch musikalisch war, wußte er natürlich Chopins eminente Begabung noch mehr zu schätzen, und betrachtete ihn als einen Geistesverwandten, dessen Überlegenheit er schon damals ahnte und freudig anerkannte. Einen großen Teil des Tages verbrachte man nun im Radziwiłłschen Hause mit musizieren. Die Mozartschen, Beethovenschen und Hummelschen Solosonaten wurden von Chopin vorgetragen, an den Violinsonaten beteiligte sich Kapellmeister Klinghor. Den größten Enthusiasmus erregte Friedrich aber durch seine unvergleichlichen Improvisationen.

Als unsere Reisenden das gastfreundliche Posen verließen, trieb den jungen Künstler das innigste Verlangen nach seiner Familie und nach Fortsetzung seiner Studien heimatwärts. Endlos schienen ihm die letzten Meilen, und seinem Drängen und Bitten nachgebend, entschloß sich Professor Jarocki, in Lowicz Postpferde zu nehmen. Am 6. Oktober erreichte Friedrich endlich das heißersehnte Ziel, und der teure Heimgekehrte lag in den Armen seiner Eltern und Schwestern.

FÜNFTES KAPITEL

Ein Ausflug nach Wien, Prag, Teplitz und Dresden.

Nach seiner Rückkehr wurde Chopin natürlich wieder hineingezogen in die Flut gesellschaftlichen Treibens, wie dies aus einer Stelle des folgenden an seinen intimsten Freund Titus Woyciechowski gerichteten Briefes ersichtlich ist.

„Warschau, Sonnabend, 27. Dezember 1828.

Mein Teuerster!

Bis zu dem Augenblick, wo die Freundschaft über die Faulheit gesiegt, habe ich gezögert, Dir zu schreiben; ergreife aber jetzt die Feder, wenn ich auch schläfrig bin, damit diese Zeilen zum 1. und 4. Januar in Deine Hände kommen.

Ich mag meine Briefe nicht mit vielen Komplimenten, besonderen Wünschen oder alltäglichen Witzen füllen, weil Du mich und ich Dich kenne — darin suche die Ursache meines Schweigens und das Lakonische dieses Schreibens . . . . .

Die Partitur meines Rondo à la Krakowiak ist fertig. Die Introduktion nimmt sich beinahe ebenso drollig aus, als ich mich in meinem Flausch[1]); das Trio ist aber noch nicht ganz fertig. Meine Eltern haben soeben für mich ein kleines Zimmer einrichten lassen, und eine Treppe führt direkt aus dem Entree in dasselbe; dort werde ich einen alten Schreibtisch haben, und dieser Winkel wird mein Obdach sein. Das Rondo für zwei Klaviere, dieses verwaiste Kind, hat in Fontana einen Stiefvater gefunden (vielleicht hast Du ihn bei mir gesehen, er besucht die Universität); über einen Monat hat er es studiert, aber dann doch gelernt, und vor nicht langer Zeit haben wir bei Buchholtz versucht, wie es klingen könnte. Ich sage absichtlich „könnte", weil die Instrumente nicht gleich gestimmt und unsere Finger steif waren; wir haben daher keinen maßgebenden Eindruck von dem Effekt des Werkes gewonnen. Seit acht Tagen habe ich nichts komponiert, was

[1]) Das war ein von Boy gefertigter, sehr langer Winterrock, in welchem er nach Aussage seiner Freunde eine höchst komische Figur spielte.

Gottes und der Menschen wert wäre. Ich laufe von Ananias bis zu Kaiphas: heute abend bin ich bei Frau Wizegerod, von dort fahre ich noch zu Fräulein Kicka in eine musikalische Soiree. Du weißt, wie angenehm es ist, wenn man müde, und dann gezwungen wird zu improvisieren! Ich habe nicht häufig so glückliche Gedanken, wie sie mir bisweilen bei Dir unter die Finger kamen. Und dazu überall die elenden Instrumente! Ich habe auch nicht eins gefunden, das in der Mechanik und im Ton dem unsrigen oder dem Deiner Schwester nur annähernd gleichkäme.

Gestern ist das polnische Theater mit der „Precioſa" eröffnet worden. Die Franzosen haben „Rataplan" gegeben; heute ist der „Geldhab" von Fredro, morgen „Maurer und Schlosser" von Auber. Irgend jemand sagte mir neulich, Du hättest ihm geschrieben; denke nicht etwa, daß ich böse bin, weil Du mir so lange nicht geschrieben. Ich kenne Dich, und aus dem Papier mache ich mir nichts; wenn ich heute wieder so viel Unsinn gekritzelt habe, so ist es nur, um Dich daran zu erinnern, daß ich Dich so wie früher in mein Herz geschlossen habe, und daß ich derselbe Fritz bin, wie bisher. Du liebst es nicht, geküßt zu werden; aber heute mußt Du mirs erlauben. Wir alle wünschen Deiner Mama das beste Wohlergehen. Zywny läßt Dich herzlich grüßen.

Dein

Friedrich."

Trotz aller dem jungen Künstler gebotenen Zerstreuungen studierte er doch mit unermüdlichem Eifer fort, als er aber fast über seine Kräfte zu arbeiten schien, beschloß der deshalb besorgte Vater, den Sohn wieder einmal auf Reisen zu schicken. Diesmal, nämlich im Juli 1829, sollte er mit einigen seiner Freunde nach Wien reisen, und wie hocherfreut er auch anfangs über solche Aussicht war, so dachte er doch später nicht ohne Herzklopfen an die beabsichtigte Reise, da sein Vater und alle seine Bekannten in ihn drangen, sich in der Musikstadt öffentlich als Pianist hören zu lassen. Mit der ihm angeborenen Bescheidenheit, welche ihn stets, auch nach den größten Erfolgen zierte, rief er aus: „Hier haben wohlwollende

Landsleute mich nachsichtig beurteilt; aber was soll ich in einer Stadt erwarten, die sich rühmen kann, einen Haydn, Mozart, Beethoven besessen und auf dem Piano gehört zu haben?“

Mit einem Herzen voll Hoffnungen und heißen Segenswünschen für die Seinigen verließ Chopin in Gesellschaft seiner Freunde Celiński, Hube und Franz Maciejowski (letzterer Neffe des berühmten Forschers slavischen Rechtes) sein geliebtes Warschau. Nachdem die Reisenden Krakau, die altertümliche Residenz der Piasten und Jagiellonen, wie auch Ojców, die sogenannte polnische Schweiz, besucht hatten, kamen sie am 31. Juli in Wien an.

Wir geben hier Chopins eigene Briefe, die er von Wien aus schrieb, wortgetreu wieder.

„Wien, 1. August 1829.

Meine inniggeliebten Eltern und Schwestern!

Glücklich, munter, gesund, ja ich möchte sagen: ohne Ermüdung und dabei ohne Unbequemlichkeit sind wir gestern hier angelangt. In Krakau nahmen wir einen „Separatwagen“ und befanden uns sehr behaglich darin. Die malerischen Gegenden von Galizien, Oberschlesien und Mähren konnten wir herrlich genießen, da der Himmel so liebenswürdig war, durch einen leichten Regenschauer den Staub auf den Landstraßen zu löschen.

Aber ehe ich von Wien spreche, muß ich Euch erzählen, wie es uns auf der Reise nach Ojców ging. Sonntag nachmittags mieteten wir uns einen vierspännigen Krakauer Bauernwagen, wie man sie daselbst hat; er kostete uns vier Taler. Flott und rasch ging es vorwärts auf Ojców zu, wo wir bei Herrn Jndyk, dessen Haus alle Touristen rühmen, und wo auch Fräulein Tańska[1]) gewohnt hat, einzukehren gedachten. Ein neckischer Kobold wollte aber, daß Herr Jndyk eine ganze Meile seitwärts von dem Orte wohnt, unser Fuhrmann den richtigen Weg nicht wußte und in ein kleines

[1]) Clementine Tańska, eine berühmte polnische Jugendschriftstellerin.

Bächlein geriet, das klar und silberhell war, wie man sie in Feenmärchen beschreibt. Wir hatten rechts und links Felsenwände und fanden uns nicht aus diesem Labyrinth heraus, bis gegen neun Uhr abends zwei Landleute des Weges kamen und so freundlich waren, uns zu Herrn Jndyk zu führen.

Durchnäßt und erschöpft kamen wir endlich in dem ersehnten Hause an, wo wir freundliche Aufnahme fanden. Obgleich Jndyk nicht so spät noch Gäste erwartet hatte, wies er uns doch bereitwillig ein Zimmer in dem für Touristen erbauten Häuschen an. Schwesterchen Isabella[1]), dort hat ebenfalls Fräulein Tańska gewohnt! Meine Kameraden kleideten sich um und stellten sich an das Kamin, in welchem Frau Jndyk unterdessen ein helles Feuer angezündet hatte. Ich duckte mich in einen Winkel, naß bis über die Knie, und überlegte — als ich bemerkte, daß die Hausfrau in das anstoßende Kämmerchen ging, um für uns Bettwäsche zu holen — was nun zu tun sei. Instinktiv folgte ich ihr, gewahrte auf einem Tisch eine Menge wollener Krakauer Mützen (dieselben sind doppelt gewirkt), kaufte mir eine solche, riß sie in zwei Teile, wickelte meine Füße hinein, setzte mich an das Kaminfeuer, nachdem ich einen kleinen Becher Rotwein geleert, und entging auf diese Weise einer sicheren Erkältung. Wir scherzten und lachten noch eine Weile über unser Abenteuer; dann gingen wir zur Ruhe und schliefen vortrefflich.“ —

Weiter beschreibt Friedrich, der für alles, was um ihn her vorging und zu sehen war, ein offenes Ohr und einen hellen Blick hatte, den Ort Ojców, die seltsam gebildeten Sandfelsen, die schwarze und die Königsgrotte, in welcher nach der Volkssage der König Łokietek[2]) sich zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts vor seinen Feinden verborgen hielt.

Friedrich begeisterte sich förmlich für alles, was er gesehen hatte, besonders aber für Ojców und dessen Umgebungen, die für ihn einen eigenen Zauber gehabt haben müssen.

[1]) Chopins zweite Schwester, später an Herrn Barciński verheiratet.

[2]) Beiname, den der Fürst wegen seines außerordentlich kleinen Wuchses erhielt; dessen ungeachtet war er einer der tüchtigsten polnischen Könige.

Die folgenden Briefe geben wir ohne Kürzungen, genau wie er ſie an die Seinen geſchrieben hat.

Wien, 8. Auguſt 1829.

Ich bin geſund und wohlgemut! Ich weiß nicht, was es zu bedeuten hat, aber man wundert ſich hier über mich, und ich wundere mich über die Leute, daß ſie Urſache finden, ſich über mich zu wundern. Dem Empfehlungsſchreiben des guten Elsner verdanke ich die überaus freundliche Aufnahme, die mir bei Herrn Haslinger zuteil wurde. Er wußte vor Liebenswürdigkeit gar nicht, wo er mich plazieren ſollte. Sein Sohn mußte mir ſogleich etwas vorſpielen; er entſchuldigte ſich, daß er mich nicht ſeiner Frau vorſtellen könne, da ſie ausgegangen ſei, und zeigte mir alles, was er an muſikaliſchen Neuigkeiten beſitzt. Ungeachtet dieſer großen Artigkeit hat er meine Kompoſition noch nicht drucken laſſen!!!

Ich fragte ihn nicht danach; als er mir aber eine ſeiner ſchönſten Ausgaben zeigte, ſagte er zu mir, daß meine Variationen ganz in derſelben Ausſtattung in der nächſten Woche im „Odeon“ erſcheinen würden. Das hatte ich nun gar nicht erwartet. Er redete mir lebhaft zu, mich öffentlich hören zu laſſen, obgleich es Sommer iſt: alſo keine günſtige Zeit für Konzerte.

Die hieſigen Künſtler und Muſikfreunde, die von meiner Anweſenheit wiſſen, behaupten, daß Wien viel verlieren würde, wenn ich es verließe, ohne ein Konzert gegeben zu haben!

Das ſind alles Dinge, die ich nicht recht begreifen kann. Schuppanzigh, an den ich ebenfalls Empfehlungsſchreiben habe, kündigte mir an, daß er, obgleich ſeine Quartettabende ſchon geſchloſſen ſeien, doch während meiner Anweſenheit in Wien womöglich noch einen zuſammenbringen wolle. Bei Herrn Huſſarzewski bin ich nur einmal geweſen. Der alte Herr war ganz enthuſiasmiert über mein Spiel und lud mich zum Speiſen ein. Viele Gäſte aus der Wiener Geſellſchaft waren bei dieſem Diner, und alle ohne Ausnahme, als hätte man ſich verabredet, drangen in mich, öffentlich zu ſpielen.

Stein hat mir angeboten, mir eines ſeiner Inſtrumente zu ſchicken, und mich gebeten, es in meinem Konzerte zu

benutzen; Graff, deſſen Flügel ich vorziehe, hat mir denſelben Vorſchlag gemacht. Würfel[1]) behauptet, wenn man etwas neues komponiert hat und damit Aufſehen erregen wolle, müſſe man es durchaus ſelbſt vorführen. Ein hieſiger Journaliſt, Herr Blahetka, den ich bei Haslinger traf, redete mir auch zu, ein Konzert zu geben; meine Variationen fanden bei denen, die ſie gehört, großen Beifall. Haslinger iſt gleichfalls der Anſicht, daß die Wiener meine Kompoſitionen von mir hören ſollten. Alle, deren Bekanntſchaft ich bis jetzt gemacht, verſichern mir, daß die Zeitungen nur ſchmeichelhaftes über mich ſagen würden. Würfel meinte, da meine Kompoſitionen jetzt erſcheinen würden, wäre es ſehr klug von mir, ein Konzert zu veranſtalten; ich müßte ſonſt noch einmal kommen. Jetzt ſei für mich die beſte Zeit, weil die Wiener ſich nach etwas Neuem ſehnten. Er nennt es unverzeihlich von einem jungen Muſiker, eine ſolche Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu laſſen, und ich träte ja in doppelter Eigenſchaft auf: als Pianiſt und Komponiſt; ich ſolle nicht allzu beſcheiden von mir denken uſw. uſw.

Er wünſcht, daß ich zuerſt die Variationen, dann das Rondo Krakowiak vortrage, um mit Novitäten zu imponieren, und daß ich ſchließlich improviſieren ſoll. Noch weiß ich nicht, wie ſich alles geſtalten wird.

Stein iſt ſehr freundlich und liebenswürdig gegen mich, aber ich werde doch ſtatt eins von ſeinen Inſtrumenten ein Grafffches wählen. Die Herren Haslinger, Blahetka und Würfel teilen meine Anſicht.

Wo ich mich nur zeige, beſtürmt man mich mit der Bitte, mich hören zu laſſen. An Bekannten in der muſikaliſchen Welt fehlt es mir nicht, nur Herrn Czerny kenne ich noch nicht; aber Haslinger will mich mit ihm bekannt machen.

Im Theater, welches unter Leitung des Grafen Gallenberg ſteht, habe ich bis jetzt außer einigen mittelmäßigen Konzerten drei Opern gehört: „Die weiße Dame“, „Cenerentola“ und „Crociato“ von Meyerbeer. Orcheſter und Chor finde ich vor-

[1]) Wilhelm Würfel, geboren in Böhmen, war einige Jahre Klavierlehrer am Warſchauer Konſervatorium. 1826 ging er als Kapellmeiſter an das Kärntnertortheater zu Wien, wo er 1832 ſtarb.

züglich; heute wird „Joſeph in Ägypten“ aufgeführt. In der muſikaliſchen Akademie habe ich Mayſeder zweimal als Soliſten bewundert.

Die Stadt iſt hübſch, lebhaft und gefällt mir ſehr; man ſucht mich zu überreden, den Winter über hier zu bleiben. Eben tritt Würfel ein, um mich zu Haslinger abzuholen.

P. S.

Ich habe mich entſchieden. Blahetka behauptet, daß ich Furore machen würde, da ich, wie er ſich ausdrückt, „Künſtler erſten Ranges ſei und neben Moſcheles, Herz und Kalkbrenner einen würdigen Platz einnähme“.

Würfel iſt wirklich ſehr gütig gegen mich, er hat mich dem Grafen Gallenberg, dem Kapellmeiſter Seyfried und überhaupt jedem ſeiner Bekannten vorgeſtellt, der irgend Einfluß hat oder ſich für Muſik interessiert, und er behauptet, daß er mich nicht von Wien fortlaſſe, bevor ich ein Konzert gegeben hätte. Graf Gallenberg iſt auch ſehr erfreut darüber, denn ich werde in ſeinem Theater ſpielen, und — da es ſich diesmal hauptſächlich darum handelt, mir in der Muſikſtadt Lorbeer zu verdienen — ohne Honorar.

Alle Journaliſten ſehen mich ſchon mit großen Augen an; die Orcheſtermitglieder grüßen mich ſehr untertänig, weil ich mit dem Direktor der italieniſchen Oper (die aber jetzt geſchloſſen) Arm in Arm gehe. Würfel hat ſich unendlich viel Mühe meinetwegen gemacht; er wird auch der Probe beiwohnen. Schon in Warſchau war er ſehr freundlich gegen mich, und ich freue mich beſonders darüber, daß er ſich mit vielem Vergnügen Elſners erinnert.

Man wundert ſich hier, daß Keßler, Ernemann und Czapek in Warſchau ſitzen, während ich doch auch da ſei; aber ich erklärte ihnen, daß ich keinen Unterricht erteile, ſondern nur aus Kunſtenthuſiasmus ſpiele.

Ich habe mich für Graffs Inſtrument entſchieden; Stein darf aber nicht beleidigt werden, alſo werde ich ihm ſo verbindlich und höflich danken, daß er mir verzeihen muß.

Ich hoffe auf Gottes gnädigen Beiſtand; ſeid unbeſorgt, meine Teuerſten. Adieu!

Euer Euch zärtlich liebender
Friedrich.

Wien, Mittwoch den 12. Auguſt 1829.

Aus meinem letzten Briefe wißt Ihr, meine innig Geliebten, von meinem Vorhaben. Geſtern, d. h. Dienstag um 7 Uhr abends, bin ich alſo in dem kaiſerlichen Opernhauſe vor dem Wiener Publikum zum erſten Male aufgetreten!

Dieſe Abendkonzerte im Theater nennt man hier eine muſikaliſche Akademie. Da ich kein Honorar beanſprucht hatte, beſchleunigte Graf Gallenberg mein Auftreten.

Das Programm lautete:

Ouvertüre von Beethoven.
Meine Variationen.
Geſang von Fräulein Veltheim[1]).
Mein Krakowiak.
Zum Schluſſe ein kleines Ballet.

Bei der Probe begleitete das Orcheſter ſo fehlerhaft, daß ich mich gezwungen ſah, das Rondo durch „freie Phantaſie“ zu erſetzen. Als ich auf der Bühne erſchien, wurde ich mit Bravorufen begrüßt; nach jeder Variation wiederholte das Publikum dieſes angenehme Wort ſo ſtürmiſch, daß ich das Orcheſtertutti nicht zu hören vermochte. Als ich das Inſtrument verließ, wurde ich ſo lebhaft gerufen, daß ich zweimal erſcheinen mußte, um mich zu bedanken.

Ich geſtehe, daß ich mit meiner freien Phantaſie nicht ganz zufrieden war; aber dem Publikum muß ſie gefallen haben, denn ich wurde mit Beifallsbezeugungen wahrhaft überſchüttet. Ein Grund dafür mag ſein, daß die Deutſchen die freien Improviſationen zu ſchätzen wiſſen. Ich bin jetzt Würfel doppelt verbunden, denn ohne ſeine Bemühungen und ſein Zureden würde ich niemals das Wageſtück vollbracht haben, das nun ſo gut gelungen iſt. Mündlich werde ich

[1]) Charlotte Veltheim war zu ihrer Zeit, von 1821—1840, eine der berühmteſten Koloraturſängerinnen und ein hochgeſchätztes Mitglied des Dresdener Hoftheaters.

meine Erlebniſſe und Eindrücke beſſer mitteilen als ich es jetzt imſtande bin. Ausgepfiffen wurde ich nicht, alſo ſeid unbeſorgt um meine Künſtlerehre!

Die Journaliſten ſind ſehr freundlich gegen mich; einige werden mir vielleicht etwas am Zeuge flicken, aber darauf bin ich gefaßt. Meine Kompoſitionen haben den ungeteilten Beifall des Grafen Gallenberg gehabt. Der Theaterregiſſeur, Herr Demar, war gegen mich ſehr artig und freundlich; ehe ich auftrat, war er bemüht, mich zu ermutigen; ſo ging ich denn ohne große Angſt zu meinem Flügel. Meine Freunde hatten ſich auf verſchiedene Plätze verteilt, um die Äußerungen der Kritiker und die verſchiedenen Meinungen im Publikum zu hören. Celiński kann Euch ſagen, daß er nichts ungünſtiges vernommen hat; nur Hube berichtete mir den größten Tadel, der mir je zuteil wurde und noch dazu aus dem Munde einer Dame kam: „Schade um den Jungen, daß er ſo wenig Tournüre hat.“

Wenn nur dieſe Art von Tadel über mich laut wird, kann ich mich nicht beklagen. Meine Freunde ſchwören, daß ſie nur Lob gehört, und daß keiner eher applaudiert oder Bravo gerufen hätte, bis das Publikum ſeinen Beifall ſelbſt geäußert habe. Dem Regiſſeur hat mein Rondo ſo ſehr gefallen, daß er nach dem Konzert auf mich zukam und mir unter Händedrücken viel Schmeichelhaftes ſagte. Ich improviſierte über ein Thema aus der „weißen Dame“ und wählte, um auch ein polniſches Thema zu haben, „Chmiel“ [1]).

Das Publikum, dem derartige Nationalmelodien fremd, war wie elektriſiert. Meine Parterreſpione ſagten, daß man förmlich auf den Bänken zu tanzen angefangen hätte.

Werthheim war erſt geſtern mit ſeiner Frau aus Karlsbad hier angekommen und trotzdem gleich ins Theater gegangen; er konnte ſich aber gar nicht erklären, wie ich dazu gekommen bin, dort zu ſpielen. Er war ſchon heute bei mir, um zu dem ſchönen Erfolg zu gratulieren. Den Kapellmeiſter Hummel, der ſich meiner ſehr freundlich erinnern ſoll, hat er

[1]) Chmiel iſt ein Lied im Mazurkatempo, welches vom polniſchen Volke bei Hochzeitsfeierlichkeiten in dem Augenblicke geſungen wird, wo die Schweſtern der Braut der jungen Frau feierlich die Haube aufſetzen.

in Karlsbad geſehen; er ſchreibt heute an ihn und wird ihm über mein Auftreten Bericht erſtatten.

Haslinger druckt meine Werke; das Konzertprogramm habe ich aufbewahrt. Höchſt intereſſant war es mir, die perſönliche Bekanntſchaft von Gyrowetz, Lachner, Kreutzer und Seyfried zu machen; beſonders mit Mayſeder habe ich mich lange unterhalten. Es iſt faſt eine Stimme, daß ich zu leiſe oder vielmehr zu zart für das hieſige Publikum geſpielt habe. Man iſt nämlich an das Pauken der hieſigen Klaviervirtuoſen gewöhnt. Ich fürchte, daß die Zeitungen mir denſelben Vorwurf machen werden, beſonders, da die Tochter eines Redakteurs fürchterlich trommeln ſoll. Aber das ſchadet nichts; da es nun einmal der Fall, ſo iſt es mir ſchon lieber, daß man ſagt: ich hätte zu zart, als zu roh geſpielt.

Graf Dietrichſtein, eine dem Kaiſer naheſtehende Perſönlichkeit, kam geſtern zu mir auf die Bühne und hat ſich lange mit mir franzöſiſch unterhalten, mir Komplimente gemacht und mich aufgefordert, noch länger in Wien zu verweilen.

Das Orcheſter verwünſchte meine ſchlecht geſchriebenen Noten und war mir gar nicht geneigt bis zum Augenblicke der Improviſation; dann aber fing es übereinſtimmend mit dem Publikum lebhaft zu applaudieren an. Daraus erſehe ich, daß es eine gute Meinung von mir hat. Von den anderen Künſtlern wußte ich es noch nicht; aber warum ſollten ſie eigentlich gegen mich ſein? Sie ſehen doch, daß ich nicht des materiellen Vorteils halber ſpiele. Daher iſt mein erſtes Auftreten, wie unverhofft es auch gekommen, ſo glücklich abgelaufen. Hube behauptet daß man auf gewöhnlichem Wege und nach vorausgemachtem Plane niemals etwas ausrichten könne, man müſſe auch dem Zufall vertrauen. So habe ich auf mein gutes Glück gebaut und mich überreden laſſen, das Konzert zu geben.

Wenn die Zeitungen mich ſo heruntermachen, daß ich mich nicht mehr vor der Welt ſehen laſſen darf, dann habe ich mich ſchon entſchieden, Stubenanſtreicher zu werden; es iſt doch mit das leichteſte und man bleibt wenigſtens immerhin Künſtler!

Ich bin neugierig, zu erfahren, was Herr Elsner zu all

dieſem ſagen wird. Vielleicht mißbilligt er, daß ich aufgetreten bin? Aber man hatte mich ſo von allen Seiten beſtürmt, daß ich keine Ausrede mehr fand, und es ſcheint mir doch, daß ich keine Dummheit damit begangen habe.

Nidecki[1]) war geſtern beſonders freundlich gegen mich; er ſah die Orcheſterſtimmen durch, korrigierte ſie und freute ſich aufrichtig über den mir zuteil gewordenen Beifall. Ich habe auf einem Grafſchen Flügel geſpielt.

Jetzt bin ich wenigſtens um vier Jahre klüger und erfahrener.

Ihr habt Euch gewiß gewundert, daß ich meinen letzten Brief mit fremdem Petſchaft verſiegelt hatte: aber ich war zerſtreut und nahm das erſte beſte, welches mir gerade zur Hand war[2]). Adieu!

Euer Euch zärtlich liebender
Friedrich.

Donnerstag, den 13. Auguſt 1829.

Wenn je, ſo wünſche ich jetzt, mit Euch zuſammen ſein zu können. Heute habe ich die Bekanntſchaft des Grafen Lichnowski gemacht. Er wußte nicht, was er alles zu meinem Lobe ſagen ſollte: ſo entzückt war er von meinem Spiel. Würfel hat mich zu ihm begleitet. Es iſt derſelbe, der Beethovens beſter Freund war und dem dieſer große Meiſter viel zu verdanken hat.

Allgemein ſagt man, daß ich der hieſigen Nobleſſe außerordentlich gefallen habe. Schwarzenbergs, Wrbnas uſw. waren von der Zartheit und Eleganz meines Vortrages ganz enthuſiasmiert; als Beweis diene Euch, daß Graf Dietrichſtein mich auf der Bühne aufgeſucht hat. Die Gräfin Lichnowska und ihre Tochter, bei denen ich heute zum Tee war, freuen ſich unendlich, daß ich nächſten Dienstag ein zweites Konzert geben werde. Sie forderten mich auf, ſie zu beſuchen, wenn ich über Wien nach Paris reiſen ſollte; dann wollten ſie mir

[1]) Thomas Nidecki, einer der beſten Schüler des Warſchauer Konſervatoriums. Von 1841 an war er Kapellmeiſter am großen Theater in Warſchau; er ſtarb dort 1852.

[2]) Das Petſchaft gehörte einem Kellner und enthielt das Wort Madeira.

einen Brief an eine gewiſſe Komteſſe, die Schweſter des Grafen Lichnowski, mitgeben. Viel zu viel Freundlichkeit. Czerny hat mir viel Komplimente geſagt, wie auch Schuppanzigh und Gyrowetz.

Heute im Antikenkabinet bemerkte mich ein mir unbekannter Herr, fragte Celiński, ob ich Chopin ſei, und kam mit großen Sprüngen auf mich zu. Er drückte ſeine Freude aus, einen ſolchen Künſtler näher kennen zu lernen, und ſagte mir: „Sie haben mich vorgeſtern wahrhaft entzückt und begeiſtert!“ Es war derſelbe, der neben Maciejowski ſaß und ſich ſo über die Maßen freute, als ich über „Chmiel“ improviſierte.

Ein drittes Konzert würde ich auf keinen Fall geben; ſchon das zweite hätte ich nicht veranſtaltet, wenn ich nicht dazu gezwungen worden wäre, und dann dachte ich mir, in Warſchau könnte man ſagen: „Ein Konzert hat er nur gegeben und dann Wien wieder verlaſſen; wahrſcheinlich hat er nicht beſonders gefallen.“ Ich bin heute ſchon bei einem Rezenſenten geweſen, der ſehr gut für mich disponiert war und gewiß eine günſtige Kritik ſchreiben wird.

Ich kann es gar nicht beſchreiben, wie gut und gefällig Würfel gegen mich iſt. Das zweitemal ſpiele ich übrigens auch unentgeltlich; es geſchieht, um mir den Grafen Gallenberg zu verbinden, mit deſſen Geldbeutel es nicht beſonders gut beſtellt iſt. (Aber dieſes unter dem Siegel der Verſchwiegenheit.) Ich werde das Rondo ſpielen und dann improviſieren.

Im übrigen bin ich geſund und munter, eſſe und trinke gut. Wien gefällt mir, und an Landsleuten fehlts mir hier auch nicht; ſogar im Ballet iſt einer, der während meines Auftretens ſich meiner ſehr angelegentlich annahm, mir Zuckerwaſſer brachte uſw.

Ich bitte alles, was ich Euch ſchreibe, Herrn Elsner zu erzählen und ihn um Verzeihung zu bitten, daß ich an ihn ſelbſt nicht ſchreibe; aber meine Zeit iſt mir wirklich knapp zugemeſſen, ich kann kaum über Augenblicke verfügen.

Herrn Skarbek, der mich hauptſächlich überredete, ein

Konzert zu geben, bitte ich zu danken, denn das ist schon der erste Künstlerschritt vor der Welt.

Euer Euch stets liebender
Friedrich.

Wien, den 19. August 1829.

Wenn mich das Publikum bei meinem ersten Auftreten gut aufgenommen hatte, so war der gestrige Empfang ein noch viel herzlicherer. Als ich auf der Bühne erschien, wurde ich mit einem dreimaligen, langanhaltenden Bravo begrüßt. Das Publikum hatte sich bedeutend zahlreicher versammelt, als im ersten Konzert. Der Theaterfinanzier, Baron ..... — auf dessen Name ich mich nicht besinnen kann — dankte mir für die „recette“ und sagte: „Wenn der Besuch stark sei, so wäre es nicht infolge des Ballets, welches man schon oft gegeben habe.“

Mit meinem Rondo habe ich alle Musiker von Fach für mich gewonnen; vom Kapellmeister Lachner bis zum Klavierstimmer loben alle die Komposition. Ich weiß, daß ich den Damen und den Musikern gefallen habe. Gyrowetz, der neben Celiński saß, hat ungeheuer gelärmt und Bravo gerufen. Nur die Stockdeutschen scheinen nicht ganz befriedigt zu sein. Gestern kam einer von ihnen aus dem Theater, während ich schon am Tische saß und aß; seine Bekannten fragten ihn, wie es ihm im Theater gefallen habe. „Das Ballet ist hübsch,“ war die Antwort. „Aber die Akademie, wie ist es damit?“ drang man in ihn. Der Angekommene, anstatt zu antworten, fing ein anderes Gespräch an. Daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß ich, obgleich ich den Rücken gegen ihn kehrte, von ihm erkannt worden war. Ich fühlte mich verpflichtet, ihn durch meine Gegenwart nicht in seinem Gefühlserguß zu hindern, und ging schlafen, indem ich mir sagte: „Noch ist der nicht geboren, der es allen recht gemacht hat[1]).“

Mit meiner Beliebtheit geht es hier crescendo, und das freut mich gerade.

Da ich heute Abend um neun Uhr Wien verlasse, muß

[1]) Ein altes polnisches Sprichwort.

ich den ganzen Vormittag zu Abschiedsvisiten benutzen. Gestern sagte mir Schuppanzigh, ich müßte, da ich so schnell abreiste, bald einmal wiederkommen. Ich antwortete, daß ich gern zu meiner weiteren Vervollkommnung nach Wien zurückkehren würde, worauf jener Baron erwiderte: „Aus solchem Grunde brauchte ich nicht hierher zu kommen, da ich nichts mehr zu lernen hätte.“ Diese Meinung wurde von den anderen bestätigt. Das sind freilich nur Komplimente, und doch hört man sie nicht ungern. Niemand will mich hier mehr für einen Schüler ansehen. Blahetka sagte mir, daß man sich am meisten darüber wunderte, daß ich dies alles habe in Warschau lernen können. Ich erwiderte, daß bei den Herren Zywny und Elsner selbst der größte Esel etwas lernen müsse!

Es ist mir sehr fatal, daß ich noch durch kein Zeitungsurteil das Euch mitgeteilte beweisen kann. Ich weiß, daß die Rezension sich in den Händen des Redakteurs befindet, auf dessen Blatt ich abonniert habe und welches Bäuerle[1]) nach Warschau nachsenden wird. Ich vermute, daß man erst mein zweites Auftreten abwarten wollte, ehe man eine Kritik brachte. Das genannte Blatt erscheint zweimal wöchentlich, Dienstags und Sonnabends; es ist daher möglich, daß Ihr früher als ich Günstiges oder Ungünstiges über mich lesen werdet. Die Gelehrten und die poetischen Naturen habe ich für mich eingenommen. Wir werden über vieles zu plaudern haben.

Ich wollte eigentlich über etwas ganz anderes schreiben, aber der gestrige Tag sitzt mir so im Kopfe, daß es mir ganz unmöglich ist, meine Gedanken zu sammeln. Meine Finanzen sind noch in bester Ordnung. Soeben habe ich meine Abschiedsbesuche bei Schuppanzigh und Czerny gemacht, Czerny war wärmer als alle seine Kompositionen.

Meine Sachen habe ich schon eingepackt, muß aber nochmal zu Haslinger und dann ins Café vis-à-vis dem Theater, wo ich mit Gyrowetz, Lachner, Kreutzer, Seyfried und anderen zusammenkommen werde. Nach zwei Nächten und einem

[1]) Vom Jahre 1828 bis gegen 1848 war die „Wiener Theaterzeitung“, herausgegeben von Adolph Bäuerle, ein für jeden Künstler bedeutungsvolles, gefürchtetes Blatt.

Tage werden wir in Prag ſein; um 9 Uhr geht der Eilwagen ab. Es wird in ſo gemütlicher Geſellſchaft eine angenehme Reiſe werden.

Euer

Friedrich.

Prag, Sonnabend, 22. Auguſt 1829.

Nach einem rührenden Abſchied — es war wirklich ein rührender Abſchied, da mir Fräulein Blahetka[1]) zum Andenken ihre Kompoſitionen mit eigener Unterſchrift gegeben hat und ihr Vater Dich, mein guter Papa, und Dich, meine liebe Mama, herzlich grüßen und Euch beiden zu einem ſolchen Sohne gratulieren ließen; da der junge Stein weinte und Schuppanzigh, Gyrowetz, mit einem Worte alle Künſtler ſehr ergriffen waren — alſo nach dieſem rührenden Abſchied und dem gegebenen Verſprechen, bald wiederzukommen, beſtieg ich die Diligence.

Nidecki begleitete uns mit noch zwei anderen Polen, die eine halbe Stunde ſpäter nach Trieſt abreiſen ſollten, ein Stück Wegs. Einer von ihnen heißt Niegolewski aus Großpolen und reiſte mit ſeinem Erzieher oder vielmehr Reiſegefährten Kopytowski, einem Warſchauer Univerſitätsſtudenten; wir haben uns in Wien oft getroffen und geſprochen. Die Gräfin Huſſarzewska (eine ſehr würdige Dame, wie auch ihr Gemahl ein würdiger Herr), bei welcher ich meinen Abſchiedsbeſuch machte, wollte mich zu Tiſch behalten, aber ich hatte keine Zeit, da ich noch zu Haslinger mußte. Nach vielen herzlichen Wünſchen eines baldigen Wiederſehens verſprach er mir auf das Feierlichſte, daß meine Variationen in fünf Wochen herauskommen würden, um im Herbſt der muſikaliſchen Welt etwas Neues zu bieten. Er läßt ſich Dir, mein lieber Vater, unbekannterweiſe herzlich empfehlen.

Als wir uns in den Eilwagen ſetzten, ſtieg noch ein junger Deutſcher zu uns ein. Da wir zwei Nächte und einen Tag nebeneinander ſitzen ſollten, ſo machten wir mit ihm Bekanntſchaft. Er iſt ein Kaufmann aus Danzig, kennt Pruszaks,

[1]) Leopoldine Blahetka, geboren in Wien am 15. November 1811, eine ausgezeichnete Klaviervirtuoſin.

Sierakowski aus Waplew, Jawurek, Ernemann, Greſſer und noch andere. Vor zwei Jahren war er in Warſchau; er heißt Normann. Dieſer Herr war ein ſehr angenehmer, vortrefflicher Reiſegefährte; er kam eben aus Paris. Wir wohnen in einem Hotel mit ihm und haben beſchloſſen, nachdem wir Prag zuſammen angeſehen, miteinander nach Teplitz und Dresden zu reiſen. Es wäre unverzeihlich, die Gelegenheit unbenutzt zu laſſen und Dresden, wenn man ſchon ſo nahe iſt, nicht kennen zu lernen, beſonders da unſere finanziellen Verhältniſſe es erlauben und die Reiſe zu vier Perſonen bequem und nicht teuer iſt.

Nach vielem Rütteln im Eilwagen ſind wir geſtern um die Mittagsſtunde in Prag angekommen und gleich zur Table d'hote gegangen. Hierauf beſuchten wir Hanka[1]), an den Maciejowski ein Empfehlungsſchreiben hatte; es tut mir nachträglich leid, daß ich nicht auch Skarbek um ein Empfehlungsſchreiben an dieſen berühmten Gelehrten gebeten habe. Da wir uns in der Kathedrale und auf dem Schloſſe ziemlich lange aufgehalten hatten, fanden wir Hanka nicht mehr zu Hauſe. Im allgemeinen iſt die Stadt ſchön und, wie man vom Schloßberge ſehen kann, groß und altertümlich; vor Zeiten war ſie auch von Bedeutung.

Vor der Abreiſe aus Wien habe ich ſechs Empfehlungsſchreiben bekommen, fünf von Würfel und eines von Blahetka an Pixis, damit er mir das hieſige Konſervatorium zeige. Sie wollten, daß ich mich auch hier hören laſſe: aber da ich mich nur drei Tage aufhalte, habe ich keine Luſt, hier an Ruf einzubüßen, was ich mir in Wien erworben habe. Da man ſelbſt Paganini hier mitgenommen hat, werde ich mich hüten, hier aufzutreten.

Die fünf Briefe von Würfel ſind an den hieſigen Theaterdirektor, den Kapellmeiſter und andere muſikaliſche Größen. Die Briefe werde ich abgeben, da er mich darum ſehr angelegentlich gebeten hat; aber auftreten werde ich nicht. Der würdige Würfel hat mir auch einen Brief an Klengel in Dresden mitgegeben.

[1]) Wacław Hanka, berühmter Philolog.

Ich muß nun ſchließen, da es höchſte Zeit iſt, zu Hanka zu gehen; ich werde mich ihm als Pate des Grafen Skarbek vorſtellen und hoffe, daß keine weitere Empfehlung nötig ſein wird.

Euer

Friedrich.

Dresden, den 26. Auguſt 1829.

Ich bin geſund und fidel. Vor einer Woche in Wien träumte mir nicht, daß ich heute in Dresden ſein würde. Blitzſchnell und dennoch nicht ohne Nutzen haben wir uns Prag angeſehen. Herr Hanka war ſehr erfreut über die Nachrichten, die ich ihm von Skarbek brachte. Wir haben uns in ein dazu beſtimmtes Buch, wie alle Beſucher des Prager Muſeums, denen Hankas beſondere Aufmerkſamkeit zuteil wird, einſchreiben müſſen, und fanden dort unter anderen auch die Namen Brodziński, Morowski[1]) uſw.

Ein jeder von uns ſchrieb, was ihm eben einfiel, in Verſen oder Proſa. Was ſollte ich, der Muſiker, hier Leſenswertes ſchreiben? Glücklicherweiſe verfiel Maciejowski auf den Gedanken, vier Strophen Mazurka zu dichten, ich habe dazu die Muſik gemacht; ſo denke ich, haben wir uns beide auf möglichſt originelle Weiſe verewigt.

Hanka war über dieſen Einfall erfreut, da die Mazurka auf ihn und ſein Verdienſt um die Hebung des Slaventums Bezug hatte. Er hat mir mehrere Anſichten von Prag an Skarbek mitgegeben. Ich kann Euch unmöglich brieflich erzählen, was Herr Hanka uns alles gezeigt hat. Die reizenden Anſichten, die majeſtätiſche Kathedrale mit dem heiligen Johannes aus Silber, die ſchöne Kapelle des heiligen Wenzel, mit Amethyſten und anderen Edelſteinen ausgelegt, und vieles andere werde ich Euch mündlich beſchreiben.

Den Briefen von Blahetka und Würfel habe ich dieſe freundliche Aufnahme bei Pixis zu verdanken. Er ſagte ſeine Stunden ab, behielt mich bei ſich und fragte mich über vieles aus. Auf ſeinem Tiſche bemerkte ich die Viſitenkarte von Klengel und fragte, ob ſie von einem Verwandten des berühmten Dresdner Klengel ſei. „Klengel iſt ſelbſt hier," erwiderte Pixis, „hat mir ſeinen Beſuch machen wollen und mich nicht zu Hauſe gefunden."

[1]) Zwei berühmte polniſche Dichter.

Die Ausſicht, dieſen Künſtler, an welchen ich doch einen Brief aus Wien hatte, ſchon in Prag kennen zu lernen, freute mich ſehr. Ich ſprach mich darüber gegen Pixis aus, worauf dieſer mich einlud, ihn, wenn ich mit Klengel zuſammenkommen wolle, nachmittags zu beſuchen, da er ihn zu dieſer Zeit beſtimmt erwarte. Zufälligerweiſe trafen wir nachmittags auf der zu Pixis Wohnung führenden Treppe zuſammen und machten dort die erſte Bekanntſchaft. Ich habe ihn über zwei Stunden ſeine Fugen vorſpielen hören; ich ſpielte nicht, da man mich nicht darum erſuchte. Klengels Vortrag gefiel mir, aber ich hatte offen geſtanden noch etwas Beſſeres erwartet (doch ich bitte Euch, über dieſe meine Bemerkung nicht zu anderen zu reden). Er gab mir einen Empfehlungsbrief mit folgender Adreſſe: „Al ornatissimo Signore Cavaliere Morlacchi, primo maestro della capella Reale"; in demſelben bittet er dieſen Herrn, mich mit dem ganzen muſikaliſchen „Weſen" Dresdens bekannt zu machen und mich dem Fräulein Pechwell vorzuſtellen. Dieſe Dame iſt eine Schülerin von Klengel und ſeiner Überzeugung nach die erſte Pianiſtin Dresdens. Er war gegen mich ungemein freundlich. Vor ſeiner Abreiſe — er geht nach Wien und Italien — bin ich zwei Stunden bei ihm geweſen, und es fehlte uns nicht an Unterhaltungsſtoff.

Es war mir dies eine ſehr angenehme Bekanntſchaft, die ich höher ſchätzte, als die des Herrn Czerny; aber auch darüber ſprecht nicht, meine Lieben.

Die drei in Prag höchſt angenehm verlebten Tage waren vorüber, ehe wir es uns verſahen. Ich bin, wie Ihr wißt, ſehr zerſtreut, und am Tage unſerer Abreiſe gerate ich plötzlich im Hotel in ein fremdes Zimmer, ohne angeklopft zu haben. „Guten Morgen," ruft mir ein heiterer Reiſender entgegen. „Verzeihen Sie, ich habe mich in der Nummer des Zimmers geirrt," entgegnete ich und machte mich ſchleunigſt aus dem Staube.

Um 12 Uhr mittags verließen wir Prag in einem Separat-

wagen, und gegen abend waren wir in Teplitz. Den Tag darauf fand ich in der Badeliſte den Namen von Ludwig Łempicki; ich ging gleich zu ihm, um ihn zu begrüßen. Er freute ſich, mich zu ſehen und erzählte mir, daß hier viele Polen anweſend ſeien; unter anderen nannte er den alten Pruszak, Joſeph Köhler und Kretkowski aus Kamionna. Łempicki teilte mir mit, daß ſie gewöhnlich alle zuſammen im „deutſchen Saale“ zu Mittag ſpeiſen, daß er aber heute auf dem Schloſſe bei dem Fürſten Clary eingeladen ſei. Dieſe Familie gehört zu den angeſehenſten fürſtlichen des öſterreichiſchen Staates, iſt ſehr begütert und beſitzt auch die Stadt Teplitz. Die Fürſtin Clary iſt eine geborene Gräfin Chotek[1]), Schweſter des gegenwärtigen Oberſtburggrafen von Böhmen. Łempicki erzählte mir, daß er im Claryſchen Hauſe ganz wie zu Haus ſei, und mich des abends, wo die Fürſtin ihre Salons öffnet, vorſtellen wolle. Er würde bei Tiſche ſchon von mir ſprechen und meinen Beſuch ankündigen. Da ich für den Abend nichts vorhatte, nahm ich dieſen Vorſchlag mit Vergnügen an.

Wir haben uns hier alles Sehenswerte angeſehen, ſind auch in Dux, dem Wohnſitze des gräflichen Geſchlechtes Waldſtein geweſen. Man zeigte uns die Hellebarde, mit welcher Albrecht Waldſtein (Wallenſtein) erſtochen worden iſt, ein Stück von ſeinem Schädel und andere Denkwürdigkeiten. Abends kleidete ich mich für den Salon an und ging, ſtatt in das Theater, mit Łempicki nach dem Schloſſe. Ich zog meine weißen Handſchuhe an, die ſchon bei dem Wiener Konzerte geglänzt hatten.

Wir fanden bei der Fürſtin eine nicht zahlreiche, aber ſehr gewählte Geſellſchaft. Ein öſterreichiſcher Fürſt, ein öſterreichiſcher General, deren Namen ich nicht behalten habe, ein engliſcher Schiffskapitän, einige elegante Stutzer (ich glaube, es waren ebenfalls öſterreichiſche Fürſten oder Grafen) und der ſächſiſche General von Leiſer, letzterer ungemein dekoriert, mit einer Narbe im Geſicht. Ich habe mich am meiſten mit

[1]) Die Fürſtin Aloyſia von Clary ſpielte meiſterhaft Klavier und vereinigte mit ſeltener Weltbildung echte Herzensgüte.

dem Fürſten Clary unterhalten. Nach dem Tee bat mich die Mutter der Fürſtin, Gräfin Chotek, daß ich doch etwas auf dem Klavier vortragen möchte. Das Inſtrument war gut; es war von Graff. Ich nahm vor dem Flügel Platz und bat, die Herrſchaften möchten die Güte haben, mir ein Thema zum Improviſieren zu geben. Sogleich hörte ich die Damen, die ſich an einem Tiſche niedergelaſſen hatten, unter ſich flüſtern: „un thème, un thème“.

Drei junge hübſche Fürſtinnen berieten ſich, bis ſich endlich eine an Herrn Fritſche, den Erzieher des einzigen Sohnes des Fürſten Clary, wandte, welcher mir mit allgemeiner Zuſtimmung zurief: „Das Hauptthema aus Roſſinis ‚Moſes‘.“ Ich habe improviſiert und — wie es ſcheint, recht glücklich, da der General von Leiſer ſich nachher lange mit mir unterhielt. Als er hörte, daß ich nach Dresden reiſen wollte, ſchrieb er ſogleich an den Baron von Frieſen folgendes:

„Monſieur Frédéric Chopin est recommandé de la part du Général Leiſer à Monſieur le Baron de Frieſen, Maître de Cérémonie de S. M. le Roi de Saxe, pour lui être utile pendant ſon ſéjour à Dresde et de lui procurer la connaiſſance de pluſieurs de nos premiers artiſtes.“ Unten darunter auf Deutſch: „Herr Chopin iſt ſelbſt einer der vorzüglichſten Pianoſpieler, die ich bis jetzt kenne.“ ·

Dies, meine Teuerſten, habe ich für Euch, die ſich daran erfreuen, Wort für Wort nach dem mit Bleiſtift hingeworfenen Billet des General von Leiſer abgeſchrieben. Viermal mußte ich mich zum Spielen ans Inſtrument ſetzen. Das fürſtliche Paar forderte mich auf, länger in Teplitz zu verweilen und den folgenden Tag bei ihm zu ſpeiſen. Łempicki wollte mich ſogar nach Warſchau mitnehmen, wenn ich mich entſchlöſſe, etwas länger hier zu bleiben; aber ich wollte mich auf keinen Fall von meinen Kameraden trennen, daher dankte ich verbindlichſt und ſchlug beide Anerbieten aus.

Geſtern morgen um 5 Uhr verließen wir Teplitz mit einem für zwei Taler gemieteten Gefährt und langten um 4 Uhr nachmittags in Dresden an. Hier begegneten wir gleich Lewiński und Łabęcki. Auf dieſer Reiſe trifft ſich alles ſehr gut für mich. Heute wird der erſte Teil von Goethes „Fauſt“

gegeben und Sonnabend ist italienische Oper, wie mir schon Klengel sagte.

Gestern Abend begann ich diesen Brief, um ihn heute zu beenden. Jetzt will ich mich schicklich kleiden, um zu Baron von Friesen und Morlacchi zu gehen, denn ich habe keine Zeit zu verlieren. Nach einer Woche denken wir von hier abzureisen, doch wollen wir uns vorher — wenn das Wetter günstig ist, — die sächsische Schweiz ansehen. Wir hoffen uns einige Tage in Breslau aufzuhalten und von da aus direkt nach Hause zu reisen. Ich habe so mächtige Sehnsucht, Euch, meine vielgeliebten Eltern, wiederzusehen, daß ich gar nicht erst zu Wiesiołowskis hinfahren möchte.

O wie viele Geschichtchen und Abenteuer werde ich Euch zu erzählen haben, wovon eins immer interessanter als das andere ist.

P. S.

Maître de cérémonie, Baron von Friesen, hat mich sehr freundlich empfangen und gefragt, wo ich wohne. Er bedauerte, daß der Kammerherr, unter dessen Direktion die Königliche Kapelle steht, augenblicklich nicht in Dresden sei, doch wolle er sich erkundigen, wer diesen Herrn gegenwärtig vertritt, und, obgleich mein Aufenthalt nur ein kurzer sei, würde er sein Möglichstes tun, um mir wenigstens irgend etwas Angenehmes zu erweisen. Hierauf meinerseits viel Dankesstammeln und Verbeugungen. Das übrige soll Euch mein nächster Brief von Breslau aus mitteilen[1]). Die hiesige weltberühmte Gemäldegalerie habe ich besucht, bin in der Fruchtausstellung gewesen, habe mir die Dresdener Gärten angesehen, einige Besuche abgestattet und jetzt will ich in das Theater gehen. Ich darf wohl hoffen, daß dieses genug für einen Tag ist!

Zweite Nachschrift.

Es ist Nacht geworden. Ich komme aus dem Theater, wo ich „Faust“ sah. Der Zudrang zu dieser Vorstellung war

[1]) Wir haben aber keinen aus Breslau datierten Brief gefunden; wahrscheinlich drängte er sehr dem Ziele seiner Reise zu, um alles weitere mündlich zu berichten.

so groß, daß ich mit vielen andern schon vor 5 Uhr vor der Kasse des Theaters „Queue“ machen mußte, um überhaupt noch ein Billet zu bekommen. Die Vorstellung begann um 6 und dauerte bis 11 Uhr. Devrient, den ich schon in Berlin gesehen hatte, gab den „Faust“.

Eine fürchterliche, aber großartige Phantasie! In den Zwischenakten wurden Stellen aus Spohrs Oper „Faust“ gespielt. Es wurde heute der 80. Geburtstag Goethes gefeiert.

Jetzt gehe ich schlafen. Morgen früh erwarte ich Morlacchi und mit ihm werde ich zu Fräulein Pechwell gehen. Das heißt: ich gehe nicht zu ihm, sondern er kommt zu mir.

Ja, ja, ja!

Gute Nacht.

Euer

Friedrich.

SECHSTES KAPITEL.

Einfluß der letzten Reisen auf Chopin. Abschiedskonzerte in Warschau. Chopin verläßt seine Vaterstadt.

Die harmlose, jugendliche Heiterkeit, welche Friedrichs Seele auf allen Reisen begleitet hatte, blieb noch lange seine treue Gefährtin. Der glänzende Erfolg, den er in Wien bei zweimaligem Auftreten davongetragen, erweckte in ihm die Überzeugung, daß er wirklich Talent besitze. Mit gereifterem Urteil kehrte er von seiner zweiten Reise zurück.

Bescheiden wie er von Natur war, wundert er sich, daß bedeutende Musiker sich über sein Spiel „wunderten“; er hat aber den Mut, seine eigene Meinung zu verfechten, wenn sie von der Meinung anderer Musiker abweicht; doch spricht er sich stets mit Artigkeit und einer gewissen Zurückhaltung aus.

Charakteristisch ist es, daß Friedrich jeden seiner Briefe in klarer zierlicher Handschrift begann, bis ihn die Mitteilungslust übermannte und er immer flüchtiger in größeren Buchstaben seine Worte nur noch auf das Papier hinwarf. Die

Ausdrucksweiſe iſt in ſeinen polniſchen Briefen kernig und natürlich, auch findet man häufig Gedanken von überraſchender Originalität; in der deutſchen Überſetzung läßt ſich leider manches kaum wiedergeben.

Friedrichs gute Laune zeigte ſich oft ſchon in der Aufſchrift eines Briefes. So ſandte er z. B. durch einen Freund einen Brief an ſeinen Vater mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Chopin, Profeſſor in Warſchau, und den geliebten Eltern des in Dresden weilenden Sohnes.“ Die Schweſtern nannte er oft aus Zärtlichkeit „meine lieben Kinder“ (moje kochane dzieci) und fügte ſcherzhafte Liebesworte hinzu. Nie vergaß er ſeinen hochverehrten Lehrern Zywny und Elsner Grüße zu ſenden; nie vergaß er, ſeine Kollegen und näheren Freunde durch herzliche Worte zu erfreuen und ſich in ihre Erinnerung zurückzurufen.

Bei den meiſten Schriftſtellern, die über Chopin geſchrieben haben, ward es nach und nach zur Gewohnheit, von ſeiner ſchwächlichen, erſchöpften Geſundheit zu erzählen.

Man erzählte von Chopin, daß er ſchon ſeit ſeinen erſten Jünglingsjahren an einer unheilbaren Krankheit gelitten, die jeden Augenblick ſeinen Tod hätte herbeiführen können.

Dadurch mag wohl Franz Liszt auf den Gedanken gekommen ſein, ihn in ſeinem Buche als 15 bis 16jährigen Jüngling ſehr kränklich zu ſchildern; er ſagt u. a.: „ . . . vielmehr ſchien Chopin als etwas jenen idealen Weſen Verwandtes, welchen ſich die Poeſie des Mittelalters zur Ausſchmückung chriſtlicher Gotteshäuſer bediente. Ein Engel von ſchönem Antlitz, gleich einem ſchlanken Weibe, von reinen, geſchmeidigen Formen, wie ein jugendlicher Gott des Olymps, und, um das Geſamtbild zu krönen, mit einem gleichzeitig zärtlichen und ſtrengen, keuſchen und leidenſchaftlichen Geiſtesſtempel begabt. . . . Tagtäglich pflegte er ſich einzubilden, daß die Stunde ſeines Todes nahe ſei, und von dieſem Gedanken beherrſcht, nahm er die ſorgſame Pflege eines Freundes an, demſelben verheimlichend, wie kurze Friſt er noch auf Erden zu haben glaube. Er beſaß einen ſtarken, äußern Mut, und wenn er nicht mit der heroiſchen Sorgloſigkeit der Jugend ſich mit dem Gedanken an den nahen Tod befreundete, ſo ſprach er doch

die Überzeugung von der Nähe des Todes mit einer Art von bitterer Wolluſt aus.“ (?!)

Dieſe hier angeführten Äußerungen paſſen durchaus nicht auf jene Zeit von Chopins Leben, da ſie mit der Wahrheit nicht übereinſtimmen. Friedrich Chopin ſah „weder wie ein Engel von ſchönem Antlitz, gleich einem ſchlanken Weibe“, noch „wie ein jugendlicher Gott des Olymps“ aus. Ebenſowenig bildete er ſich täglich ein, „daß die Stunde ſeines Todes nahe ſei“.

Es iſt nicht zu leugnen, Chopin war von zartem Körperbau, dabei aber doch geſund und ziemlich kräftig, ſo daß er die anſtrengenden Reiſen im Poſtwagen vertrug. Erſt zehn Jahre ſpäter drohte ihm Krankheit infolge des aufregenden Lebens in Paris. Wie würden auch ſeine Eltern dem einzigen, zärtlich geliebten Sohne das Reiſen ins Ausland geſtattet haben, wenn er krank geweſen wäre? Würden ſie ihre Einwilligung zu einer zwei Jahre lang dauernden Abweſenheit — die den erſten Reiſen folgen ſollte — gegeben haben, wenn der junge Künſtler durch ein gefahrdrohendes Leiden gequält worden wäre?

Nur in ſeinen letzten Lebensjahren war ſeine phyſiſche Kraft oft ſehr erſchöpft, infolge der ſich immer mehr entwickelnden Krankheit, die ſeinen frühen Tod herbeiführte. Bis er in das Mannesalter trat, erkrankte er nur ein einziges Mal an einer Erkältung; ſo verſicherte der inzwiſchen in Warſchau geſtorbene Spielgenoſſe und Mitſchüler Chopins Wilhelm von Kolberg. Daß Mutter und Schweſtern ihren lieben Friedrich nach der Weiſe liebevoller Frauenherzen ſehr verwöhnten, iſt allerdings wahr. An Ermahnungen, „Friedrich möge ſich bei kaltem, feuchtem Wetter ſorgfältig einhüllen“, fehlte es nicht; er lachte in der Regel gutmütig dazu, folgte aber als gehorſamer Sohn ihrem Rate.

Friedrich hatte oft Momente, in welchen er, in Gedanken vertieft, wenig Sinn für die Außenwelt zeigte, wo er ſogar ſeine beſten Freunde mied. Im allgemeinen jedoch liebte er Vergnügungen. Befand er ſich in einer Geſellſchaft Tanzluſtiger, ſo ſetzte er ſich, ohne ſich lange nötigen zu laſſen, ans Klavier und ſpielte die reizendſten Mazurken und andere

Tänze. Saß ein ſchlechter Spieler am Piano, ſo ſchob er ihn, immer höflich dabei, mit guter Manier beiſeite und ſpielte ſelbſt. Auch in ſpäteren Jahren, als Chopin in Paris lebte und ſchon einen europäiſchen Ruf beſaß, war er ſtets auf das liebenswürdigſte bereit, in polniſchen Familien ſeine Landsleute mit ihren Nationaltänzen zu erfreuen. Er zeigte ſich dann als Spieler ebenſo unermüdlich, wie die Tänzer.

Wie jeder junge, geiſtig begabte Mann, kehrte Friedrich, bereichert an Menſchenkenntnis, von ſeinen Reiſen in die Heimat zurück. Er erkannte wohl, daß nicht jeder Künſtler, den er in der letzten Zeit perſönlich kennen gelernt, ſo liebenswürdig und neidlos war, wie er ſich denſelben gedacht hatte; deſto wärmer ſchloß er ſich an die edleren unter ſeinen Mitſtrebenden an und bewahrte dieſen ſein ganzes Leben hindurch ein freundliches Andenken.

Wie jeden echten Künſtler und Dichter, ſo quälten auch Friedrich mitunter Zweifel an der Höhe und Tragweite ſeines Talentes. Wohl äußerte dieſer und jener, der Chopin in ſeinen in Wien gegebenen Konzerten gehört, ſein Spiel ſei nicht kräftig genug; aber über ſeine Kompoſitionen gab es nur eine Stimme des Lobes. Wahre Kenner des Klavierſpiels, echt muſikaliſche Seelen wußten die Ruhe, Sicherheit und Eleganz ſeines Spieles zu würdigen. Der wunderbare, tiefſinnige, zuweilen melancholiſche Ausdruck desſelben fand Widerhall in allen poetiſchen Gemütern. Überhaupt war dieſer Künſtler: der Klavierſpieler für die Poeten und konnte von der großen Maſſe, die nur Technik und lautes Getöſe von dem Pianoforte verlangt, nicht genügend gewürdigt werden; das Charakteriſtiſche, Originelle ſeiner Kompoſitionen intereſſierte daher vor allen die Muſiker.

Zur Vervollſtändigung ſeiner Wiener Erlebniſſe folgen hier zwei Briefe Friedrichs an ſeinen Freund Titus Woyciechowski:

Warſchau, 12. September 1829.

Teuerſter Titus!

Du würdeſt noch keine Nachricht von mir erhalten, wenn ich nicht Vincentius Sk. begegnet und ſomit daran erinnert worden wäre, daß Du am Ende dieſes Monates in Warſchau

ſein würdeſt. Ich dachte, daß ich Dir mündlich von meiner großen Reiſe erzählen könnte, was mir noch angenehmer geweſen wäre, denn ich möchte, aufrichtig geſtanden, zu gern einmal wieder mit Dir plaudern. Da dies aber leider nicht möglich iſt, ſo wiſſe, mein Lieber, daß ich in Krakau, Wien, Prag, Dresden und Breslau war.

Die erſte Woche in Krakau verſtrich, indem wir Spaziergänge machten und die Umgegend beſuchten. Ojców iſt ſehr ſchön; aber ich werde Dir nichts davon erzählen, denn obgleich Du nicht dort warſt, weißt Du aus der genauen Beſchreibung der Tańska, wie und wo alles iſt. In luſtiger Geſellſchaft fuhr ich nach Wien, und wenn ſchon Krakau mich ſo ſehr in Anſpruch genommen hatte, daß ich nur wenige Augenblicke finden konnte, um an die Meinigen und Dich zu denken, ſo betörte und betäubte mich Wien ſo vollkommen, daß, obwohl über zwei Wochen vergingen, ehe ich einen Brief von zu Hauſe erhielt, ich doch gar keine Sehnſucht nach den Meinigen empfand.

Was ſagſt Du dazu, daß man mich in ſo kurzer Zeit zweimal im K. K. Theater ſpielen ließ? Die Sache war ſo: Mein Verleger Haslinger machte mich darauf aufmerkſam, daß es für meine Kompoſitionen vorteilhaft wäre, wenn ich in Wien aufträte, da mein Name noch unbekannt, meine Kompoſitionen aber ſchwer zu ſpielen und nicht leicht faßlich ſeien. Dennoch dachte ich noch nicht ernſthaft ans Auftreten und ſagte: daß ich zwei Wochen keinen Ton geſpielt habe, alſo nicht vorbereitet ſei, mich vor einem gewählten, kritiſchen Publikum zu produzieren. Mittlerweile trat Graf Gallenberg hinzu, welcher ſchöne Ballets ſchreibt und in Wien an der Spitze des Theaters ſteht. Dieſem ſtellte mich Haslinger als einen Feigling vor, der ſich fürchte, öffentlich aufzutreten. Der Graf war ſo gefällig, mir das Theater zur Verfügung zu ſtellen; ich aber war ſchlau genug, dankend abzulehnen. Am nächſten Tage tritt Würfel herein und beſchwört mich, daß ich meinen Eltern, Elsner und mir ſelbſt nicht die Schande antun ſolle, die Gelegenheit, mich in Wien hören zu laſſen, zu verſchmähen.

Als ich auf vieles Drängen eingewilligt, übernahm Würfel

sofort die nötigen Einrichtungen. Am anderen Morgen sprachen schon die Anschlagzettel von meinem Konzert. Jetzt war daher ein Rücktritt unmöglich, während ich noch gar nicht wußte, wie und was ich spielen würde. Drei Fabrikanten erboten sich, mir Klaviere zu schicken, wofür ich wegen der Beschränktheit meines Logis danken mußte. Was würde es mir auch zwei Tage vor dem Konzert geholfen haben, noch viel zu studieren?

An einem Tage lernte ich alle großen Künstler Wiens kennen; darunter: Mayseder, Gyrowetz, Lachner, Kreutzer, Schuppanzigh usw. Die Orchestermitglieder zeigten mir auf der Probe saure Gesichter; am meisten verdroß es sie, daß ich sofort mit neuen Kompositionen auftreten wollte. Ich fing nun mit den Dir gewidmeten Variationen an, welchen das Rondo Krakowiak vorangehen sollte. Die Variationen gelangen gut, während das Rondo so schlecht ging, daß wir zweimal von vorne anfangen mußten, wobei die schlechte Schrift Schuld haben sollte. Ich hätte die Zahl der zu pausierenden Takte nicht unter, sondern (wie es die Wiener Musiker gewöhnt waren) über den Pausenzeichen schreiben müssen. Genug, die Herren schnitten solche Grimassen, daß ich schon Lust bekam, mich für den Abend krank zu melden.

Regisseur Demar bemerkte die üble Stimmung der Orchestermitglieder, die auch Würfel nicht hold sind. Letzterer wollte nämlich selbst dirigieren, und das Orchester weigerte sich (ich weiß nicht, aus welchem Grunde), unter seiner Leitung zu spielen. Herr Demar riet mir, daß ich improvisieren sollte, über welchen Vorschlag das Orchester große Augen machte. Ich war durch das Vorausgegangene so sehr gereizt, daß ich in der Verzweiflung darauf einging; und wer weiß, ob nicht meine unglückliche Laune und seltsame Stimmung die Ursachen des großen Erfolges waren, den ich durch mein Spiel errang.

Der Anblick des Wiener Publikums regte mich gar nicht auf, und ich setzte mich, blaß wie ich war, an ein wunderbares, zurzeit vielleicht das allerbeste Wiener Instrument von Graff. Neben mir ein über und über geschminkter junger Mensch, der mir in den Variationen die Seiten umgewendet hat und sich damit brüstete, Moscheles, Hummel und Herz denselben

Dienst geleistet zu haben. Glaube mir, daß ich in verzweifelter Stimmung gespielt habe; gleichwohl machten die Variationen so viel Effekt, daß ich mehrmals gerufen wurde. Fräulein Veltheim sang sehr schön. Von meiner Improvisation weiß ich nur noch, daß ihr stürmischer Beifall und viele Hervorrufe folgten.

Die Wiener Zeitungen spendeten mir reiches Lob. Acht Tage später spielte ich auf allgemeines Begehren nochmals, sehr froh darüber, daß nun niemand sagen kann, daß ich nur einmal hätte auftreten können. Besonders freute mich der Vortrag dieses Rondos, weil Gyrowetz, Lachner und andere Meister, ja selbst das Orchester — halte mir den Ausdruck zugute — so entzückt waren, daß sie mich zweimal hervorriefen. Die Variationen mußte ich (auf speziellen Wunsch der Damen) wiederholen; sie gefielen auch Haslinger so gut, daß er sie im „Odeon" abdrucken lassen will; eine große Ehre für mich. Nicht wahr?

Lichnowski ein ehemaliger Freund Beethovens, wollte mir sein Klavier zum Konzerte geben (das ist doch gewiß viel), da es ihm schien, als sei das meine zu schwach. Dies ist jedoch meine Art zu spielen, welche den Damen so sehr gefiel, und besonders dem Fräulein Blahetka. Sie mochte mir freundlich gesinnt sein (nebenbei gesagt, sie ist noch nicht 20 Jahre alt und ein geistreiches, selbst schönes Mädchen); bei meiner Abreise verehrte sie mir eine Komposition mit eigenhändiger Unterschrift.

In einem Bericht über das zweite Konzert sagte die Wiener Zeitung: „Herr Chopin ist ein junger Mann, welcher ganz eigene Wege wandelt und zu gefallen versteht. Sein Weg aber weicht wesentlich von allen anderen Konzertformen ab," usw. Ich hoffe, daß dies genügt, besonders da es zum Schlusse heißt: „Herr Chopin erfreute sich heute wiederum des allgemeinsten Beifalls."

Verzeihe mir, daß ich genötigt bin, eine solche Meinung über mich hier niederzuschreiben, aber ich tue es, weil sie mir mehr Freude macht, als — ich weiß nicht welches Lob — im „Warschauer Kurier".

Mit Czerny bin ich sehr genau bekannt geworden; ich

ſpielte mit ihm ſehr oft auf zwei Klavieren. Es iſt ein guter Mann, aber auch nichts weiter! Von allen Bekanntſchaften, die ich mit Künſtlern machte, erfreute mich am meiſten die von Klengel, den ich in Prag bei Pixis kennen lernte. Er ſpielte mir ſeine Fugen vor (man kann ſagen, daß dieſe eine weitere Fortſetzung von Bach ſind. Es gibt deren 48, und ebenſoviel Kanons.). Welch ein Unterſchied mit Czerny!

Klengel gab mir einen Brief an Morlacchi in Dresden. Wir beſuchten die an Naturſchönheiten reiche ſächſiſche Schweiz, in Dresden die herrliche Gemäldegalerie. Nur die italieniſche Oper wurde mir vor der Naſe weggezogen. Ich mußte leider an demſelben Tage abreiſen, an dem man „Crociato in Egitto“ aufführen ſollte. Mein einziger Troſt war, daß ich dieſes Werk ſchon in Wien gehört hatte.

Frau Pruszak, Alexandrine und Konſtantin (ihre Kinder) ſind in Dresden. Am Tage meiner Abreiſe begegnete ich ihnen. Welche Freude! „Pan Frycek, pan Frycek“[1]) riefen ſie. Es war ſo reizend, daß ich ſicher noch geblieben wäre, wenn ich nicht an meinen Begleiter gebunden geweſen wäre.

Herr Pruszak iſt in Teplitz, wo ich ihn auch ſah. Teplitz iſt wunderſchön; ich war nur einen Tag dort, und trotzdem in einer Soirée bei dem Fürſten Clary.

Ich habe mich ſo ſehr ins Schreiben vertieft, daß ich gar nicht zum Schluß kommen kann. Ich umarme Dich herzlich, und küſſe Dich auf die Lippen, wenn Du es ſo erlaubſt.

Dein

Friedrich.

Warſchau, 3. Oktober 1829.

Teuerſter Titus!

Du ſchreibſt mir, Du hätteſt in zwei Zeitungen etwas über meine Konzerte geleſen; wenn dies polniſche Blätter geweſen ſind, wirſt Du Dich gewiß nicht darüber gefreut haben, denn in dieſen iſt nicht nur die Überſetzung ſchlecht, ſondern man hat ſich auch Mühe gegeben, die Worte der Wiener Kritiker zu meinen Ungunſten zu verdrehen. Der Wiener „Sammler“ und die „Zeitſchrift für Literatur“, woraus mir Hube Auszüge brachte, haben ſpeziell und ſehr ſchmeichelhaft (verzeihe, daß ich Dir dieſes ſchreibe) mein Spiel und meine Kompoſitionen kritiſiert und mich zum Schluſſe: „Selbſtändiger Virtuos, voll Zartheit und tiefſter Empfindung“ genannt[1]).

[1]) Der polniſche Name für Fritz.

Wenn Dir ſolche Auszüge in die Hände gefallen wären, hätte ich mich vor Dir nicht zu ſchämen gebraucht. Du willſt von mir wiſſen, was ich dieſen Winter zu unternehmen gedenke? Keinesfalls werde ich in Warſchau bleiben; wohin mich das Schickſal führen wird, weiß ich ſelbſt noch nicht. Fürſt Radziwiłł und auch deſſen Gemahlin haben mich äußerſt höflich zu ſich nach Berlin eingeladen und mir Wohnung in ihrem Palais angeboten; aber was hilft mir dies alles, da ich ſo viel Werke angefangen habe, daß es wahrſcheinlich das Klügſte wäre, wenn ich hier bliebe. Ich habe auch verſprochen nach Wien zurückzukommen, und eine Wiener Zeitung ſprach es ganz offen aus, daß ein Aufenthalt in der Kaiſerſtadt für mich ſehr vorteilhaft und von beſtem Einfluß auf meine Laufbahn ſein würde. Du wirſt vielleicht ſelbſt dieſer Anſicht ſein; glaube aber nicht, daß ich dabei an Fräulein Blahetka denke, von welcher ich Dir geſchrieben; ich habe — vielleicht zu meinem Unglück — ſchon mein Ideal gefunden, das ich treu und aufrichtig verehre. Ein halbes Jahr iſt es ſchon her, und ich habe mit ihm, von dem ich allnächtlich träume, noch nie eine Silbe geſprochen. In Gedanken bei dieſem holden Weſen, komponierte ich das Adagio in meinem neuen Konzerte[2]) und heute früh den Walzer, den ich Dir mitſchicke.

Schenke der mit † bezeichneten Stelle Deine Aufmerkſamkeit, davon weiß niemand außer Dir. Wie glücklich würde ich ſein, wenn ich Dir meine neueſten Kompoſitionen vorſpielen könnte, mein Teurer!

In dem fünften Takte des Trio müßte die Baßmelodie

[1]) Eduard Hanslick in ſeinem Werke, betitelt: „Geſchichte des Konzertweſens in Wien.“ Er braucht dieſelben Worte, die der „Sammler“ über Chopin geſprochen.

[2]) E-Moll-Konzert, Op. 11.

bis zum oberen „es“ im Violinſchlüſſel dominieren, was ich Dir übrigens gar nicht erſt zu ſagen brauche, da Du es ſchon ſelbſt herausfühlen wirſt.

Von muſikaliſchen Neuigkeiten kann ich Dir weiter nichts mitteilen, als daß jeden Freitag bei Keßler muſiziert wird. Geſtern ſpielten ſie unter anderen das Oktett von Spohr, ein wundervolles Werk. Brzezina[1]) beſuche ich täglich; er hat auch nichts Neues außer dem Konzert von Pixis, das auf mich keinen bedeutenden Eindruck gemacht hat; das Rondo darin ſcheint mir noch das Beſte zu ſein.

Du glaubſt nicht, wie traurig Warſchau für mich iſt; wenn ich mich nicht in meiner Familie glücklich fühlte, möchte ich nicht hier leben. O, wie bitter iſt es, wenn man niemand hat, mit dem man Trauer und Freude teilen kann; o, wie entſetzlich, wenn man ſein Herz bedrückt fühlt und gegen keine Seele ſeine Klagen ausſprechen kann. Du weißt ſchon, was ich damit ſagen will. Wie oft erzähle ich meinem Piano alles, was ich Dir mitteilen möchte!

Meinen Traum, mit Dir in das Ausland zu reiſen, mußt Du zur ſchönen Wahrheit machen, mein Freund. Ich weiß nicht, was ich vor Freude angeben würde, wenn wir zusammen reiſen könnten; aber unſere Wege gehen leider weit auseinander.

Von Wien hoffe ich zu meiner weiteren Ausbildung nach Italien zu reiſen, und künftigen Winter ſoll ich mit Hube in Paris zuſammentreffen; jedoch kann ſich ja alles noch ändern, da mein Vater mich gern nach Berlin ſchicken möchte, wozu ich, ehrlich geſagt, keine große Luſt habe. Sollte ich, wie ich immer hoffe, nach Wien reiſen, ſo würde ich vielleicht den Weg über Dresden und Prag wählen, um nochmals Klengel und die berühmte Gemäldegalerie in Dresden, dagegen in Prag das Konſervatorium zu beſuchen.

Jetzt muß ich aber aufhören, ſonſt langweile ich Dich mit meinen trockenen Nachrichten, und das möchte ich nicht. Wenn Du mir einige Zeilen ſchreiben wollteſt, würdeſt Du mich dadurch für mehrere Wochen erfreuen.

[1]) Buch- und Muſikalienhändler in Warſchau.

Verzeihe, daß ich Dir den Walzer ſchicke, welcher Dich am Ende auf mich böſe machen wird; meine Abſicht aber iſt, Dir dadurch eine kleine Freude zu bereiten.

Dein

Friedrich.“

Die günſtigen Kritiken der Wiener Zeitungen über Friedrichs Spiel erregten in Warſchau allgemeine Teilnahme und veranlaßten Vater Chopin, ſich mit Elsner und anderen Hausfreunden über die weitere Ausbildung ſeines Sohnes zu beraten. Alle ſtimmten dafür, den jungen Künſtler zu einem längeren Aufenthalte in das Ausland zu ſchicken.

Auf Elsners Rat ſollte Friedrich zuerſt nach Italien, dann nach Paris gehen, und ſo im ganzen zwei Jahre der Heimat fern bleiben.

Aus den Briefen Friedrichs an ſeinen Freund Titus Woyciechowski erfahren wir von Friedrich ſelbſt, wie er die nächſten Jahre verlebte, und können uns glücklich preiſen, daß dieſer Freund pietätvoll jede Zeile des genialen Künſtlers als teures Andenken aufbewahrt hat.

„Warſchau, 20. Oktober 1829.

Mein teuerſter Titus!

Du wirſt gar nicht begreifen können, warum mich mit einem Male eine ſolche Schreibwut gepackt hat, daß ich Dir ſchon den dritten Brief in ſo kurzen Zwiſchenräumen ſende.

Ich reiſe heute abend um ſieben Uhr per Diligence zu Wieſiołowskis in das Poſenſche, und deshalb ſchreibe ich Dir vorher, zumal ich ſelbſt nicht weiß, wie lange ich mich dort aufhalten werde, obgleich ich nur eine Paßkarte für einen Monat gelöſt habe. Meine Idee iſt, nach ungefähr vierzehn Tagen zurückzukehren; Grund meiner Reise: den Fürſten Radziwiłł zu ſehen, der jetzt auf ſeinen Gütern nicht weit von Kalisz reſidiert. Er wünſcht, daß ich nach Berlin kommen, als Gaſt in ſeinem Palais wohnen ſoll uſw.; aber ich ſehe keinen rechten, ich meine künſtleriſchen Nutzen dabei herauskommen, und denke: „Mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen!“ Mein guter Papa will nicht glauben, daß dieſe Einladung nur „de belles paroles“ ſind.

Verzeihung, wenn ich mich wiederhole; ich vergeſſe leicht, was ich geſchrieben habe, und bilde mir daher oft ein, daß ich Dir Neuigkeiten erzähle, die keine mehr für Dich ſind.

Keßler veranſtaltet jeden Freitag eine muſikaliſche Soiree; da kommen faſt alle hieſigen Künſtler zuſammen und ſpielen, was gerade aufgelegt wird, prima vista; ſo kam z. B. vorigen Freitag zur Aufführung: Konzert (Cis-Moll) von Ries mit Quartettbegleitung, dann das Trio von Hummel (E-Dur), das letzte Trio von Beethoven, das ich als herrlich und großartig bewundern muß, ferner ein Quartett des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, alias Duſſek[1]), und zum Schluſſe Geſang.

Mein Konzertadagio hat Elsner gelobt. Er ſagte, es ſei etwas Neues darin, und was das Rondo anbetrifft, ſo will ich da noch kein Urteil hören, denn ich bin ſelbſt noch nicht damit zufrieden. Neugierig bin ich, ob ich dieſe Arbeit vollenden werde, wenn ich zurückkomme.

Ich danke Dir ſchönſtens für Deinen Brief, über den ich mich ſehr gefreut habe. Du haſt nun einmal die glückliche Gabe, die Menſchen aufzuheitern und zu erfreuen. Du ſtellſt Dir gar nicht vor, wie mißmutig ich des Morgens war, und wie heiter mein Gemüt wurde, nachdem ich Deinen Brief empfangen hatte. „Ich umarme Dich herzlich“, ſo ſchreibt mancher am Schluſſe des Briefes, aber die meiſten denken kaum daran, daß ſie das ſchreiben; jedoch mir kannſt Du glauben, teuerſter Freund, daß ich es aufrichtig tue, ſo wahr ich „Fritz“ heiße.

Ich habe eine Etude nach meiner Art komponiert; wenn wir uns wiederſehen, werde ich ſie Dir vorſpielen.

Dein treuer

Friedrich.

Warſchau, Sonnabend, 14. November 1829.

Beſter Titus!

Deinen letzten Brief habe ich in Antonin bei Radziwills erhalten. Ich war dort eine Woche; Du glaubſt nicht, wie

[1]) Hier erzählte Friedrich Chopin nach, was er mitunter gehört haben mochte, da bekanntlich die Welt den Hochgeborenen ſelten Talent zur Ausübung einer Kunſt zutraut. Prinz Louis Ferdinand war allerdings der Schüler Duſſeks, aber deshalb ließ er ſich bei ſeinen Kompoſitionen doch nicht von dem Lehrer helfen.

ſchnell und angenehm mir dieſelbe vergangen iſt. Ich reiſte mit der letzten Poſt zurück und hatte viel Mühe fortzukommen. Was mich betrifft, ſo wäre ich dort geblieben, bis man mich fortgejagt hätte; aber meine Beſchäftigungen und vor allen Dingen mein Konzert, welches noch ungeduldig auf ſein Finale harrt, haben mich gezwungen, von dieſem Paradieſe Abſchied zu nehmen.

Es waren, mein lieber Titus, zwei Evas da, die jungen Fürſtinnen, außerordentlich liebenswürdige, muſikaliſche, gemütvolle Damen. Auch die Frau Fürſtin, welche ganz genau weiß, daß nicht nur die Herkunft des Menſchen deſſen Wert bedingt, iſt ſo liebenswürdig und fein im Umgange mit jedermann, daß es unmöglich iſt, ſie nicht zu verehren. Du weißt, wie der Fürſt die Muſik liebt; er zeigte mir ſeinen „Faust“, und ich habe manches darin gefunden, das wirklich ſchön, ja ſogar teilweiſe genial gedacht iſt. Im Vertrauen, ich hätte ſolche Muſik einem Statthalter gar nicht zugetraut! Unter anderm fiel mir eine Szene auf, in welcher Mephiſtopheles durch Geſang und Guitarrenſpiel unter Gretchens Hauſe das Mädchen ans Fenſter lockt, während man gleichzeitig einen Choral aus der nahe gelegenen Kirche hört; dies wird ſicher bei der Aufführung großen Effekt machen. Ich führe das nur an, damit Du eine Idee von ſeiner muſikaliſchen Empfindungsweiſe bekommſt. Er iſt z. B. auch ein großer Verehrer von Gluck.

Die theatraliſche Muſik hat bei ihm nur ſoviel Bedeutung, daß ſie die Situation und das Gefühl malt; deshalb hat die Ouvertüre auch keinen Schluß und geht gleich in die Introduktion über. Das Orcheſter iſt ſtets unſichtbar hinter der Bühne plaziert, damit die Andacht nicht durch Äußerlichkeiten, wie Dirigieren, Bewegungen der ausübenden Muſiker uſw. abgezogen werden kann.

Ich habe während meines Beſuches bei dem Fürſten Radziwill „Alla Polacca“ mit Violoncell geſchrieben. Es iſt dies nichts weiter als ein brillantes Salonſtück ſo recht für Damen! Ich möchte gern, daß die Fürſtin Wanda ſie einſtudierte. Es ſoll ſo heißen, als ob ich ihr Stunde gegeben hätte. Sie iſt erſt 17 Jahre alt, ſchön, und es wäre eine Wonne, ihre zierlichen Finger auf die Taſten ſetzen zu dürfen.

Doch Scherz beiſeite, in ihrer Seele wohnen wahrhaft muſikaliſche Empfindungen, und man braucht ihr nicht zu ſagen, ob ſie crescendo, piano oder pianissimo ſpielen ſoll.

Ich konnte nicht abſchlagen, meine Polonäſe (F-Moll) kommen zu laſſen, welche die Fürſtin Eliſe ſehr intereſſiert; ich bitte Dich alſo, ſchicke mir dieſelbe mit umgehender Poſt; ich möchte nicht für unhöflich gelten, und aus dem Kopfe möchte ich ſie nicht gern noch einmal ſchreiben, mein Liebſter, denn ich würde vielleicht manches anders machen, als es im Original ſteht. Du kannſt Dir den Charakter der Fürſtin danach ausmalen, daß ſie ſich alle Tage die Polonäſe von mir vorſpielen läßt. Ganz beſonders gefiel ihr immer das Trio in As-Dur (op. 71).

Sie wünſcht ſehr, daß ich im Mai nach Berlin kommen ſoll; alſo ſteht mir nichts im Wege, im Winter nach Wien zu reiſen. Wie es mir ſcheint, werde ich vor Dezember nicht fortkommen. Am 6. iſt Papas Namenstag; dieſen feiere ich jedenfalls bei ihm und gedenke erſt in der zweiten Hälfte des Dezember aufzubrechen. Ich habe alſo die Hoffnung, Dich noch zu ſehen.

Du glaubſt nicht, wie mir in Warſchau jetzt überall etwas fehlt! Ich habe niemanden, mit dem ich nur zwei Worte ſprechen, dem ich wirklich vertrauen kann. Du wollteſt eins von meinen Porträts; wenn ich nur eins der Fürſtin Eliſe hätte entwenden können, ſo hätte ich es Dir gewiß zugeſchickt, denn in ihrem Stammbuch befindet ſich mein Porträt zweimal, und, wie man mir verſichert, ſehr ähnlich gezeichnet; aber Du, mein Liebſter, brauchſt ja kein Bild von mir! Glaube mir, daß ich ſtets bei Dir bin und Dich bis an mein Lebensende nicht vergeſſen werde.

Ich erinnere Dich nochmals an die Polonäſe; ſende mir dieſelbe, ich bitte, umgehend. Ich habe einige Etuden geſchrieben; in Deiner Gegenwart würde ich dieſelben gut vortragen. Keßler ſpielte am vorigen Sonnabend in der Ressource das Hummelſche E-Dur-Konzert. Am nächſten Sonnabend ſpiele ich vielleicht; dann würde ich die Dir gewidmeten Variationen wählen.

Dein treuer

Friedrich.

Warſchau, 27. März 1830.

Noch nie haſt Du mir ſo gefehlt als jetzt; ich habe niemanden, dem ich ſo ganz mein Herz ausſchütten kann. Ein einziger Blick von Dir nach dem Konzert wäre mir mehr wert, als die ganzen Lobpreiſungen der hieſigen Kritiker. Gleich nach Empfang Deines Briefes wollte ich Dir mein erſtes Konzert ſchildern; aber ich war ſo zerſtreut und mit den Vorbereitungen zum zweiten, welches ich ſchon am Montag darauf gegeben habe, beſchäftigt, daß ich nicht fähig war, meine Gedanken zu ſammeln. Allerdings bin ich heute in nicht viel beſſerer Verfaſſung, aber ich kann nun nicht mehr länger mit der Abſendung dieſer Zeilen warten, da die Poſt abgeht, und wer weiß, wann ſich mein Gemüt wieder beruhigen wird!

Das erſte Konzert — zu dem ſchon drei Tage vorher weder Loge noch Parkett zu bekommen war — machte im ganzen nicht den Eindruck, den ich erwartet hatte. Das erſte Allegro vom F-Moll-Konzert (nicht für alle verſtändlich) wurde zwar mit Bravo belohnt, aber ich glaube, dies geſchah mehr, weil das Publikum zeigen wollte, daß es ernſte Muſik verſteht und zu ſchätzen weiß. Es gibt ja in allen Ländern genug Leute, welche gern die Kennermiene annehmen! Das Adagio und Rondo haben ſehr viel Effekt gemacht. Nach dieſem kam der Applaus und der Bravoruf ſchon aus dem Herzen; allein das Potpourri über polniſche Lieder[1]) hat ſeinen Zweck vollſtändig verfehlt. Man applaudierte zwar, aber offenbar nur, um dem Spieler zu zeigen, daß man ſich nicht gelangweilt habe. Kurpiński[2]) glaubte an jenem Abend neue Schönheiten in meinem Konzerte zu entdecken; Ernemann war vollſtändig befriedigt; Elsner bedauerte, daß mein Flügel nicht ſtark genug geweſen ſei, ſo daß man, wie er meint, die Baßpaſſagen nicht deutlich genug habe hören können. An dieſem Abend ſchienen diejenigen, die auf der Galerie ſaßen, und die, welche im Orcheſter ſtanden, am meiſten befriedigt, während man ſich im Parterre über zu leiſes Spiel beklagte. Ich möchte wohl

[1]) Grande Fantaisie sur des airs polonais. Op. 13.

[2]) Karl Kurpiński, Kapellmeiſter und Komponiſt vieler Nationalopern, geboren 1785, geſtorben 1857 in Warſchau.

wiſſen, was man im „Kopciuszek“ [1]) alles über mich geſchwatzt haben mag.

Infolge der im Parterre geäußerten Bemerkungen rät mir Mochnacki im „Polniſchen Kurier“, nachdem er mich über alle Maßen gelobt (namentlich das Adagio), in Zukunft mehr Energie und Kraft aufzuwenden. Ich wußte ganz genau, wo dieſe Kraft ſteckt, und in dem zweiten Konzert habe ich nicht auf meinem, ſondern auf einem Wiener Inſtrumente geſpielt. Von dieſem war das noch zahlreicher verſammelte Publikum völlig befriedigt. An jenem Abend wollte der Applaus kein Ende nehmen, und man verſicherte mir, daß jede Note wie eine Glocke geklungen hätte, und daß ich auf dem zweiten Inſtrumente viel ſchöner geſpielt hätte als auf dem erſten. Als ich auf den Hervorruf erſchien, rief man mir entgegen: „Noch ein Konzert geben!“

Der Krakowiak machte einen koloſſalen Effekt: viermal erſchallten Beifallsſalven. Kurpiński bedauerte, daß ich die polniſche Fantaſie nicht auf dem Wiener Flügel geſpielt hatte, was den andern Tag von Grzymała im „Polniſchen Kurier“ wiederholt wurde. Elsner ſagte, daß man mich erſt nach dem zweiten Konzerte beurteilen könne; ich geſtehe Dir aber offen, daß ich lieber auf meinem Inſtrumente geſpielt hätte. Im allgemeinen fand man, daß der Wiener Flügel dem großen Raume angemeſſen war.

Das Programm des erſten Konzertes iſt Dir bekannt [2]).

[1]) Ein Kaffeehaus, in dem die meiſten Literaten verkehrten; auf Deutſch „Aſchenbrödel“.

[2]) Es fand im Warſchauer Theater am 17. März 1830 ſtatt und hatte nachſtehendes Programm:

Erſter Teil.

1. Ouvertüre zur Oper „Leszek Bialy“ von Elsner.
2. Allegro aus dem F-Moll-Konzert, komponiert und vorgetragen von Herrn F. Chopin.
3. Divertissement für Waldhorn, komponiert und vorgetragen von Herrn Görner.
4. Adagio und Rondo aus dem F-Moll-Konzert, komponiert und vorgetragen von Herrn Chopin.

Das zweite iſt mit einer Symphonie von Nowakowski [1]) (par complaisance) eröffnet worden, worauf wieder das I. Allegro aus meinem Konzerte folgte. Darauf ſpielte der Theaterkonzertmeiſter Bielawski ein Air varié von Bériot, dann ich wieder mein Adagio und Rondo. Den zweiten Teil eröffnete ich mit dem Rondo Krakowiak; die Meier ſang eine Arie aus der Oper „Helene und Malwina“ von Soliva, und zum Schluß improviſierte ich über das Volkslied „Wmieście dziwne obyczaje“ (In der Stadt ſind beſondere Sitten), was den Leuten im erſten Range ſehr gefallen hat. Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, muß ich ſagen, daß ich nicht ſo improviſierte, wie ich es im Sinne hatte; aber das wäre für das anweſende Publikum vielleicht gar nicht einmal angebracht geweſen. Trotzdem wundere ich mich, daß das Adagio ſo allgemein gefallen hat; überall, wo ich hinhöre, ſagt man mir gerade über dieſes die größten Schmeicheleien.

Gewiß haſt Du die Zeitungen geleſen, aus denen Du erſehen kannſt, daß mein Publikum ſehr befriedigt war. Es wurde mir ein großes Bukett mit einem an mich gerichteten Gedicht in meine Wohnung geſchickt. Nach den Hauptthemen meines Konzerts werden jetzt Mazurken und Walzer arrangiert! Brzezina bat mich um mein Bild, aber das habe ich abgelehnt. Es wäre dies zuviel auf einmal; übrigens habe ich auch kein Vergnügen an der Ausſicht, daß man Butter in das Papier einwickelt, auf welchem ich abgebildet bin, wie das mit dem Porträt von Lelewel der Fall war.

Allenthalben werden Wünſche laut, daß ich noch ein drittes Konzert geben ſoll, aber ich habe keine Luſt dazu. Du glaubſt gar nicht, welche Aufregungen man einige Tage vor dem Auftreten zu überſtehen hat. Ich hoffe, noch vor den Feiertagen das erſte Allegro zum zweiten Konzert zu vollenden, und deshalb würde ich jedenfalls bis nach den Feſttagen warten, obgleich ich überzeugt bin, daß ich diesmal ein

Zweiter Teil.

1. Ouvertüre zur Oper „Cecylja Piaseczynska“ von Kurpiński.
2. Variationen von Paër, geſungen von Madame Meier.
3. Potpourri über Nationallieder von Chopin.

[1]) Studiengenoſſe Chopins, geboren 1800, geſtorben 1865 in Warſchau.

noch größeres Publikum haben würde als früher; denn die „Haute volée“ hat mich noch wenig gehört. Im letzten Konzert rief mir eine wahre Stentorstimme aus dem Parterre zu: „Im Rathause spielen,“ aber ich bezweifle, daß ich diesem Rate folgen werde; spiele ich noch einmal, so geschieht es wieder im Theater. Mir ist es ja nicht um die Einnahme zu tun, denn auch das Theater hat mir nicht viel eingebracht. (Der Kassierer, dem alles anvertraut war, tat, was ihm beliebte.) Von beiden Konzerten hatte ich nach Abzug der Unkosten noch nicht einmal 5000 Gulden[1]), obwohl Dmuszewski, Redakteur des „Warschauer Kurier“, berichtet, daß noch kein Konzert so überfüllt gewesen sei, wie die meinen. Schließlich würde ich es im Rathause, wo die Sorgen und Umstände doch nicht geringer sind, auch nicht allen Leuten recht machen.

Dobrzyński ist auf mich böse, daß ich seine Symphonie nicht spielen ließ[2]); Frau W. hat es mir übel genommen, daß ich für sie keine Loge reserviert hatte usw. usw.

Ich trenne mich ungern von diesem Schreiben, weil es mir scheint, als hätte ich Dir noch nichts mitgeteilt, was Dich interessieren könnte. Alles habe ich zum Dessert aufbewahrt; doch ist dieses kein anderes, als eine herzliche Umarmung für Dich.

Dein

Friedrich.

Warschau, 10. April 1830.
(Todestag von Emilie)[3]).

Schon seit einigen Wochen wollte ich Dir schreiben, kam aber nicht dazu. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß mir die Zeit jetzt so schnell vergeht. Du mußt wissen, daß unsere musikalische Saison jetzt auf ihrem Höhepunkt angekommen ist; man hat nicht einmal die Karwoche respektiert! Vorigen Montag war eine große Soirée bei Philippeus, wo Frau Sauran ein Duett aus „Semiramis“ sehr schön sang; ich akkompagnierte den Herren Soliva und Gresser ein Buffoduett aus

[1]) Gegen 2500 Mark.

[2]) Felix Ignaz Dobrzyński, Pianist und Komponist, geboren 1807, gestorben 1867 in Warschau.

[3]) Jüngste Schwester Chopins.

Rossinis „Der Türke in Italien“, welches auf allgemeines Verlangen wiederholt werden mußte. Zur Soirée bei Lewicki, in welcher unter anderen der Fürst Galizin ein Quartett von Rode spielen wird, habe ich schon das Programm entworfen. Ich werde La Sentinelle von Hummel und zum Schluß meine Polonäse mit Violoncell wählen, zu der ich noch ein Adagio als Introduktion komponiert habe. Ich habe es bereits probiert, es macht sich nicht schlecht. Das wäre das musikalisch Neueste aus den Salons; jetzt komme ich zu den Zeitungsneuigkeiten, welche mir nicht minder wichtig sind, da sie über mich ein recht freundliches Urteil fällen; — ich möchte sie Dir gern schicken! In einem zwei Seiten langen Artikel der „Warschauer Zeitung“ müssen viele Sticheleien auf Elsner sein. Soliva[1]) hat mir gesagt, daß er nur deshalb den Zeitungsstreit vermeide, weil nächstens zwei Schülerinnen von ihm öffentlich auftreten sollen, sonst würde er sicherlich auf diese Angriffe geantwortet haben. Es ist schwer, Dir in wenigen Worten den ganzen Sachverhalt zu schildern; wenn ich könnte, würde ich Dir die Zeitung schicken, um Dir die Sache ganz anschaulich zu machen. Ein kluger Kopf begreift es mit einem Wort: ich will Dir daher kurz andeuten, um was es sich handelt.

Nach meinen Konzerten erschienen viele Rezensionen; wenn mir darin (hauptsächlich im „Polnischen Kurier“) schon reichliches Lob gespendet wurde, so war es doch immer noch nicht zu arg. Das amtliche Blatt hat meinem Lob auch einige Spalten gewidmet; unter anderen enthält eine seiner Nummern — obwohl gut gemeint — solche Dummheiten, daß ich bis zu dem Moment ganz verzweifelt war, wo ich die Antwort in der „Gazeta Polska“ gelesen hatte, die mir gerechterweise wieder abnimmt, was die andere mir in ihrer Übertreibung angedichtet hatte. Es wird nämlich in diesem Artikel behauptet, daß, wie die Deutschen auf Mozart, so einstens die Polen auf mich stolz sein werden, offenbarer Unsinn! Aber noch mehr; er sagt weiter: „daß, wenn ich einem Pedanten oder Rossinisten (dieser dumme Ausdruck!) in die Hände gefallen wäre, ich das nie hätte werden können,

[1]) Soliva, geborener Italiener, fungierte vom Jahre 1821 ab als Gesanglehrer am Warschauer Konservatorium.

was ich ſozuſagen jetzt bin.“ Obwohl ich nun zwar noch nichts bin, ſo hat der Kritiker doch inſofern recht, daß, wenn ich nicht bei Elsner ſtudiert hätte, noch weniger leiſten würde, als ich in der Tat leiſte. Dieſe Stichelei „Roſſiniſt“ und das Lob für Elsner, welcher, wie geſagt, ſchon einen Schüler ausgebildet, hat, wie Du weißt, ſchon einmal jemand ſehr empört[1]), und zwar ſo, daß man in der „Warſchauer Zeitung“ mit der Komödie „Die Freunde“ von Fredro angefangen, mit dem „Grafen Ory“ geendigt, und in der Mitte anführt: „Woher ſoll Dankbarkeit für Elsner kommen, da er die Schüler doch nicht aus den Ärmeln ſchütteln kann,“ und (in meinem zweiten Konzert hat man nämlich die Symphonie von Nowakowski geſpielt) „daß nicht einmal der Teufel aus nichts etwas machen könne!“ Vor 35 Jahren hat Elsner ein Quartett geſchrieben, welches den Titel führt: „Dans le meilleur goût polonais“; dieſen hat nämlich der Verleger dem darin enthaltenen Menuett, welches einen polniſchen Charakter hat, ohne Wiſſen Elsners beigelegt. Jetzt macht der Rezenſent dies Quartett, ohne den Verfaſſer zu nennen, lächerlich. Soliva ſagt ganz richtig, daß man mit demſelben Recht die „Cäcilie“[2]) ſchlecht machen könnte, beſonders deshalb, weil ſie mir in dem Artikel mit aller Güte und Feinheit einige Seitenhiebe zukommen laſſen und den guten Rat geben, daß ich Roſſini wohl anhören, aber nicht kopieren ſolle. Jedenfalls geſchah dies aber des Artikels wegen, in dem geſagt iſt, daß ich viel Originalität beſäße.

Übermorgen bin ich zu Minaſowicz[3]) zum Oſterfrühſtück geladen; Kurpiński wird auch dort ſein; ich bin wirklich begierig, wie er ſich gegen mich benehmen wird. Du glaubſt garnicht, wie liebenswürdig er mich ſtets begrüßt. Ich habe ihn noch Mittwoch vor acht Tagen im Konzert des kleinen

[1]) Den Kapellmeiſter Kurpiński, der, weil er faſt nur Roſſiniſche Opern gegeben hat, von vielen Roſſiniſt genannt wurde. Obengenannter anonymer Artikel in der „Gazeta Warszawska“ war jedenfalls von ihm verfaßt.

[2]) „Cäcilie Piaseczynska“, eine polniſche Nationaloper von Kurpiński.

[3]) Polniſcher Poet, geſtorben 1849.

Leśkiewicz geſehen. Letzterer ſpielt nicht übel, indeſſen merkt man ihm doch immer noch den Schüler an. Wie mir ſcheint, wird er ein beſſerer Schüler als Krogulski werden; ich habe es jedoch noch nicht gewagt, dies Urteil auszuſprechen, wenn ich auch ſchon öfter dazu aufgefordert worden bin . . .

Ach, der Briefträger! Ein Brief von Dir! O, mein Lieber, wie gut biſt Du! Es iſt kein Wunder, denn ich denke ja auch ſtets an Dich; ſoviel ich aus Deinem Briefe erſehe, iſt Dir nur der „Warſchauer Kurier“ zu Geſicht gekommen; wenn Du kannſt, ſo lies doch auch den „Polniſchen Kurier“ und Nr. 91 der „Warſchauer Zeitung“. Dein Rat iſt gut; ich habe deswegen ſchon einige Einladungen zum Abend abgeſchlagen, als wenn ich es geahnt hätte, denn ich denke Deiner faſt bei allem, was ich nur vornehme. Ich weiß nicht, ob es darin liegt, daß ich bei Dir fühlen und empfinden lernte; aber wenn ich etwas komponiere, ſo möchte ich gern wiſſen, ob es Dir gefällt, und ich glaube, daß mein zweites Konzert (E-Moll) ſo lange keinen Wert für mich haben wird, biſt Du es gehört und für gut befunden haſt . . .

Was mein drittes Auftreten anbetrifft, auf welches man hier rechnet, ſo wird dies vorläufig noch nicht ſtattfinden, ſondern erſt kurz vor meiner Abreiſe; ich gedenke das neue Konzert, welches noch nicht fertig iſt, zu ſpielen, dann auf Verlangen die Fantaſie über polniſche Lieder und die Variationen, die ich Dir gewidmet habe und auf die ich mit Ungeduld warte, weil die Leipziger Meſſe bereits begonnen und Brzezina jetzt einen großen Transport Noten erhalten ſoll. Der Franzoſe aus Petersburg, welcher mich nach meinem zweiten Konzert mit Champagner traktieren wollte und den man für Field gehalten, iſt ein Schüler des Pariſer Konſervatoriums und heißt Dunſt. Er hat mehrere Konzerte in Petersburg gegeben, die großen Anklang gefunden haben, muß alſo doch außergewöhnlich gut ſpielen. Das erſcheint Dir gewiß ſonderbar: ein Franzoſe aus Petersburg, der dazu noch einen deutſchen Namen hat! A propos, zu den traurigen Neuigkeiten gehört noch die, daß Orlowski[1]) aus meinen

[1]) Anton Orlowski, Studiengenoſſe Chopins, talentvoller Muſiker, ſpäter Kapellmeiſter in Rouen. Geboren zu Warſchau 1811, geſtorben 1861.

Themen Mazurken und Walzer gemacht hat; ich habe ihn aber gebeten, sie nicht drucken zu lassen.

Warschau, den 17. April 1830.
(Papas Geburtstag.)

Ich fühle mich bei der unerträglichen Sehnsucht schon wohler, wenn ich nur einen Brief von Dir erhalte; gerade heute war mir dieser Trost notwendiger als je. Ich möchte gern die Gedanken verscheuchen, die mir die Lustigkeit vergiften; aber trotz alledem ist es mir angenehm, mit ihnen zu tändeln; ich weiß selbst nicht, was mir fehlt . . . vielleicht werde ich nach Beendigung dieses Briefes ruhiger.

Du erwähnst, daß Du vielleicht kommen wirst; das freut mich sehr, weil ich noch zum Landtag bleiben will. Du weißt gewiß schon aus den Zeitungen, daß derselbe den 28. d. M. eröffnet wird und einen ganzen Monat dauert. Der „Warschauer Kurier" hat schon die Ankunft von Fräulein Sonntag angezeigt. Der Redakteur Dmuszewski ist unverbesserlich: er erfindet irgendwelche Abenteuer und druckt sie stets mit dem Zusatz: „Aus sicherer Quelle erfahren wir" usw. usw. Als ich ihm gestern begegnete, erzählte er mir, daß er ein Sonnett an mich in den Kurier aufnehmen wolle. Ich bat ihn um Gotteswillen, diese Dummheit zu unterlassen. „Schon gedruckt!" erwiderte er mit Lächeln, indem er glaubte, daß ich mich sehr freuen und geehrt fühlen würde. O! diese Freundschaftsdienste! Jetzt werden meine Neider wieder etwas zu schimpfen haben. Was die Mazurken über meine Konzertmotive betrifft, so hat die kaufmännische Gewinnsucht das Übergewicht behalten: man hat sie wirklich veröffentlicht! Ich mag gar nicht mehr lesen, was die Menschen jetzt über mich schreiben werden.

Vorige Woche hatte ich die Idee, Dich auf einige Tage zu besuchen; aber es ist nichts daraus geworden, weil mich die begonnene Arbeit davon abhielt; ich muß mich mit aller Macht dazuhalten, daß ich meine Kompositionen beendige. Wenn Du während des Landtages in Warschau bist, kommst Du zu meinem Konzert — ich habe so eine Ahnung, und wenn ich es nun noch träume, werde ich es ganz fest glauben. Wie oft halte ich die Nacht für den Tag und den Tag für die Nacht;

wie oft lebe ich im Traume und schlafe am Tage, schlimmer, als wenn ich schliefe, weil ich immer dasselbe fühle; — und anstatt in dieser Betäubung sowie im Schlafe Erquickung zu finden, quäle und martere ich mich ab, so daß ich nicht recht zu Kräften komme.

Bitte, behalte mich lieb . . . ."

Warschau, 15. Mai 1830.

Es hat Dich gewiß gewundert, daß Fritz Deinen Brief nicht umgehend beantwortet hat; aber ich vermochte nicht, auf Deine Anfragen sofort Auskunft zu geben, und deshalb schreibe ich erst heute.

Also höre, mein Liebster: Henriette Sonntag wird wahrscheinlich im Juni oder vielleicht schon Ende Mai nach Warschau kommen. Ich denke doch, daß Du die Gelegenheit nicht versäumen wirst, sie zu hören. O wie dankbar bin ich ihr dafür! Sie soll jetzt in Danzig sein, und von dort kommt sie zu uns. Es stehen uns hier viele Konzerte bevor. Der kleine Worlitzer, Pianist des Königs von Preußen, hält sich schon zwei Wochen hier auf. Er spielt sehr schön und ist, da jüdischer Abstammung, von Natur sehr befähigt. Er war bei mir; der Junge ist erst 16 Jahre alt. Einige Sachen, die er bei uns vortrug, spielte er ganz famos. Seine beste Leistung sind die Variationen von Moscheles über den Alexander-Marsch. Er spielt sie wahrhaftig exzellent. Wenn Du ihn hören solltest, wirst Du mit seiner Art und Weise zu spielen einverstanden sein, obwohl — nur zu Dir gesagt — ihm noch viel fehlt, um den Titel, den er führt (Kammervirtuos) zu verdienen. Außerdem ist noch ein französischer Pianist hier, Herr Standt. Er hatte auch die Absicht, hier ein Konzert zu geben, scheint aber neuerdings von dieser Idee abgekommen zu sein. Eine erfreuliche musikalische Kunde ist die, daß Herr Blahetka, Vater der Pianistin aus Wien, mir geschrieben hat, er würde hierherkommen, falls ich ihm raten könnte, zur Zeit des Landtages einige Konzerte zu veranstalten. Ich befinde mich da in einer fatalen Lage: der Mann will Geld machen, und wenn durch Zufall seine Hoffnung nicht in Erfüllung gehen sollte, wird er auf mich böse sein. Ich habe ihm sofort geantwortet, daß ich schon

oft gefragt worden sei, ob er nicht einmal hierher käme, und daß viele Musikliebhaber und Musiker gern seine Tochter hören möchten; aber ich habe ihm auch nicht verschwiegen, daß die Sonntag hier sei, daß Lipiński kommt, daß wir nur ein Theater haben, und daß sich die Kosten eines Konzerts auf mindestens hundert Taler belaufen. Jetzt kann er nicht sagen, daß ich ihn über die hiesigen Verhältnisse nicht genügend instruiert hätte! Es ist leicht möglich, daß er kommt; ich würde mich freuen, und für seine Tochter tun, was in meiner Macht steht, ihr einen vollen Saal zu verschaffen. Gern würde ich auch mit ihr auf zwei Flügeln spielen, denn Du glaubst gar nicht, wie liebenswürdig sich dieser Deutsche meiner in Wien angenommen hat.

Wann ich meine Reise antreten werde, weiß ich noch nicht. In den heißen Monaten werde ich wahrscheinlich noch hier sein. Die italienische Oper beginnt in Wien erst im September; ich habe keinen Grund zur Eile. Das Rondo zu dem neuen Konzert ist noch immer nicht fertig, da mir die richtige, begeisterte Stimmung dafür bis jetzt noch gefehlt. Habe ich nur erst das Allegro und das Adagio ganz beendet, so bin ich ohne Sorgen wegen des Finale. Das Adagio ist in E-Dur, in romantischer, ruhiger, teilweise melancholischer Stimmung gehalten. Es soll den Eindruck machen, als ob der Blick auf einer liebgewordenen Landschaft ruht, die schöne Erinnerungen in unserer Seele wachruft, z. B. in einer schönen, vom Mondlicht durchleuchteten Frühlingsnacht. Ich habe dazu Violinen mit Sordinen als Begleitung geschrieben. Ob sich das gut ausnehmen wird? Nun — die Zeit wird's ja lehren!

Schreibe mir also wann Du nach Warschau kommst, denn es würde mir noch schrecklicher sein, als das erstemal, wenn ich ohne Dich mein Konzert geben müßte. Du weißt gar nicht, wie lieb ich Dich habe; wenn ich es Dir nur beweisen könnte! Was würde ich nicht darum geben, könnte ich Dich wieder einmal so recht herzlich umarmen!"

Warschau, den 5. Juni 1830.

Mein Lieber!

Du hast nun schon fünf Konzerte von Fräulein Sonntag versäumt! Aber wenn es wahr ist, daß Du den 13. kommst,

kannst Du sie doch noch einige Male hören. Der 13. scheint ein Sonntag zu sein; Du wirst gerade eintreffen, wenn ich zu Hause das Allegro des zweiten Konzerts probieren werde. Ich benutze nämlich die Zeit, wo Fräulein Sonntag abwesend sein wird; sie hat mir mit ihren schönen Lippen gesagt, daß sie auf Einladung des Königs von Preußen nach Fischbach reist, von dort aber wieder zu uns zurückkehren wird.

Ich kann Dir nicht beschreiben, welch großes Vergnügen mir die nähere Bekanntschaft dieser „Gottgesandten" (wie sie einige Enthusiasten mit Recht nennen) gemacht hat. Fürst Anton Radziwill hat mich ihr vorgestellt, wofür ich ihm herzlich dankbar bin. Von ihrem achttägigen Aufenthalt bei uns profitierte ich leider wenig, und ich habe gesehen wie sie mit langweiligen Besuchen von Senatoren, Woiwoden, Kastellanen, Ministern, Generalen und Adjutanten belästigt wurde, welche nur dasaßen und in ihre Augen stierten, während sie von ganz gleichgültigen Dingen sprachen. Sie empfängt diese alle sehr freundlich, weil sie von Herzen so gut ist daß sie gegen niemand unliebenswürdig sein kann. Gestern mußte sie sich, als sie den Hut aufsetzen wollte, um in eine Probe zu fahren, faktisch in ihrem Zimmer einschließen, weil der Diener im Vorsaal die große Zahl der sich anmeldenden Personen nicht abwehren konnte. Ich wäre nicht zu ihr gegangen, hätte sie mich nicht holen lassen, weil mich Radziwill gebeten hatte, einen Gesang, den er für sie arrangiert, niederzuschreiben. Es sind Variationen über ein ukrainisches Volkslied (Dumka). Das Thema und Finale sind schön, aber der Mittelsatz gefällt mir nicht (und dem Fräulein Sonntag noch weniger); ich habe ihn zwar etwas geändert, aber er taugt noch immer nichts. Ich bin froh daß sie nach dem heutigen Konzert abreist, weil ich dann diese Sorge los bin, und unterdessen kommt Radziwill zum Schluß des Landtages und verzichtet vielleicht auf seine Variationen.

Fräulein Sonntag ist nicht schön, aber im höchsten Grade fesselnd; sie bezaubert alle mit ihrer Stimme, die zwar nicht sehr groß, aber prachtvoll ausgebildet ist. Ihr Diminuendo ist das Nonplusultra, was man hören kann; ihr Portamento wunderschön, ihre chromatische Tonleiter hauptsächlich nach

der Höhe zu unerreicht. Sie hat uns eine Arie von Mercadante vorgesungen: sehr, sehr schön; die Variationen von Rode, besonders die letzten Rouladen, mehr wie vorzüglich. Die Variationen über ein Schweizer-Thema haben so gefallen, daß sie sich entschließen mußte, nachdem sie für den Beifall mehrere Male gedankt, dieselben da capo zu singen. Ähnlich erging es ihr gestern mit der letzten Variation von Rode. Ferner hat sie auch die Cavatine aus dem „Barbier", sowie einige Arien aus der „diebischen Elster" und dem „Freischütz" vorgetragen; nun, Du wirst Dich ja selbst überzeugen, welcher Unterschied zwischen dieser Leistung und denjenigen ist die man bis jetzt hier gehört hat. Ich war einmal bei ihr, als Soliva mit den Fräuleins Gładkowska und Wołków kam, die ihr sein Duett vorsingen mußten, welches mit den Worten „barbara sorte" schließt; Du erinnerst Dich dessen wohl? Fräulein Sonntag äußerte sich gegen mich im Vertrauen dahin, daß beide Stimmen ganz schön, aber schon etwas ausgeschrieen seien, und daß die Damen ihre Gesangsmethode ganz ändern müßten, wenn sie nicht riskieren wollten, binnen zwei Jahren die Stimme vollkommen zu verlieren. In meiner Gegenwart sagte sie zu Fräulein Wołków, daß sie viel Leichtigkeit und Geschmack besäße, aber „une voix trop aigue" hätte. Beide lud sie aufs freundlichste ein, sie doch häufiger zu besuchen, indem sie versprach, alles aufzubieten, um ihnen ihre eigene Gesangsmanier zu zeigen und beizubringen. Das ist doch eine ganz ungewöhnliche Höflichkeit! Ja, ich glaube sogar, es ist eine so große Koketterie, daß es auf mich den Eindruck der Natürlichkeit und einer gewissen Naivität machte; denn man kann doch kaum glauben, daß ein Mensch so natürlich sein kann, wenn er nicht alle Ressourcen der Koketterie kennt. Im Négligé ist Fräulein Sonntag hundertmal schöner und angenehmer als im Galakleid des Abends; indessen sind die, welche sie morgens nicht gesehen, auch im Konzert von ihrer schönen Erscheinung entzückt. Sobald sie zurückkommt, wird sie bis zum 22. d. M. Konzerte geben; dann gedenkt sie nach Petersburg zu gehen, was ich von ihr selbst weiß. Deshalb beeile Dich, mein Lieber, und komme sofort, damit Du nicht mehr als die fünf Konzerte, die sie schon gegeben, versäumst.

Man spricht viel davon, daß die Pasta kommen und beide Künstlerinnen zusammen singen werden; es hält sich hier auch eine Französin, Fräulein Belleville, auf, welche sehr schön Klavier spielt: sehr leicht, sehr elegant und zehnmal besser als Worlitzer; künftigen Mittwoch gibt sie ein Konzert. Sie nahm an der berühmten „Soirée musicale" bei Hofe teil, in welcher Fräulein Sonntag sang; Worlitzer hat auch dort gespielt, hat aber nicht sehr gefallen, was ich von Kurpiński weiß, der Fräulein Sonntag am Klavier akkompagnierte. Viele wunderten sich darüber, daß ich nicht zum Spielen eingeladen war, aber ich war darüber nicht erstaunt . . . .

Aber noch etwas über Fräulein Sonntag. Sie hat in ihrem Vortrag manche ganz neue Broderie, mit der sie großen Effekt macht, aber nicht so wie Paganini. Vielleicht hat es darin seinen Grund, daß es eine kleinere Art ist. Es scheint, als ob sie den Duft eines frischen Blumenbuketts auf das Parterre haucht und ihre eigene Stimme bald liebkost, bald mit ihr scherzt; aber selten rührt sie bis zu Tränen. Radziwill meint dagegen, daß sie die letzte Szene der Desdemona im „Othello" so spielt und singt, daß niemand imstande ist die Tränen zurückzuhalten. Heute früh bat ich sie, ob sie uns nicht einmal diese Szene im Kostüm vorsingen will (sie soll eine vorzügliche Schauspielerin sein); sie antwortete mir, es sei wahr, daß sie oft Tränen in den Augen der Zuschauer gesehen, aber das Spielen auf der Bühne griffe sie an, und sie hätte sich vorgenommen, so selten wie irgend möglich auf der Bühne aufzutreten. Komm nur hierher, um von Deinen ländlichen Sorgen auszuruhen; Fräulein Sonntag wird Dir etwas vorsingen, und Du wirst zum Leben erwachen, Du wirst neue Kräfte zu Deiner Arbeit sammeln. Schade, daß ich statt dieses Briefes mich nicht selbst schicken kann . . . .

Fräulein Belleville hat meine gedruckten Variationen in Wien gespielt; eine davon kann sie auswendig. Fräulein Sonntag singt heute etwas aus „Semiramis". Ihre Konzerte sind kurz; sie singt in denselben meist vier Nummern, dazwischen spielt nur das Orchester. In der Tat muß man nach ihrem Gesang ausruhen, so großen Eindruck macht derselbe, so interessiert sie als Künstlerin!

Warſchau, 21. Auguſt 1830.

Das iſt der zweite Brief, den ich an Dich ſchreibe. Du wirſt das kaum für möglich halten, und doch iſt es, wie Du ſiehſt, wahr.

Von Euch glücklich nach Warſchau zurückgekehrt, ſchrieb ich gleich an Dich; aber weil die Eltern in Żelazowa Wola beim Grafen Skarbek verweilten, mußte ich natürlich auch dorthin, und vergaß in der Eile den Brief auf die Poſt zu geben. Es gibt jedoch nichts Schlimmes in der Welt, das nicht auch zu etwas gut iſt. Vielleicht werde ich Dich mit dem heutigen Briefe nicht ſo ſehr langweilen, als mit dem vorigen, wo ich, erſt von Dir zurückgekehrt, beſtändig das Bild Deines ländlichen Stillebens vor Augen hatte. Ich muß offen geſtehen, daß ich mit großem Vergnügen daran zurückdenke; ich empfinde immer eine gewiſſe Sehnſucht nach Deinem ſchönen Landſitze. Die Trauerweide kommt mir nicht aus dem Sinn; jene Arbaleta! o ich erinnere mich ihrer ſo gern! Nun, Du haſt mich ſo viel mit ihr geneckt, daß ich dadurch für alle meine Sünden beſtraft bin. Laß Dir erzählen, was ich, ſeit ich von Dir fort bin, getan habe, und was über meine Abreiſe feſtgeſetzt iſt.

Vor allem intereſſierte mich die Oper „Agneſe“ von Paër, weil Fräulein Gladkowska darin zum erſten Male auftrat. Sie nimmt ſich auf der Bühne beſſer aus als im Salon. Ihr ausgezeichnetes tragiſches Spiel läßt nichts zu wünſchen übrig, und auch ihr Geſang iſt bis auf das hohe Fis und G ganz vortrefflich. Sie nuanciert wundervoll, und wenn die Stimme auch anfangs vor Aufregung etwas vibrierte, ſo ſang ſie doch ſpäter ſicher und ruhig. Die Oper war gekürzt, vielleicht iſt ſie mir deshalb nicht ſo langweilig vorgekommen. Die Harfenromanze, welche Fräulein Gładkowska im zweiten Akt ſang, ward ſehr ſchön ausgeführt. Ich war ganz entzückt! Nach dem Schluß der Oper wurde Fräulein G. hervorgerufen und mit nicht endenwollendem Beifall überſchüttet[1]).

[1]) Fräulein Gładkowska war die Verwirklichung von Friedrich Chopins Ideal. Der Gedanke an ſie iſt durch alle Kompoſitionen gewebt, welche er in jener Zeit ſchrieb. Von ihr ſchwärmend, dichtete er das Adagio des E-Moll-Konzerts; ſie benahm ihm die Luſt, Warſchau zu verlaſſen, ſie erfüllte ganz die Seele des zwanzigjährigen, leidenſchaftlichen Jünglings. — Conſtantia Gładkowska, Schülerin Solivas, heiratete 1832 und verließ zum größten Bedauern aller Kunſtkenner die Bühne.

In acht Tagen tritt in der Rolle der Fiorilla in der Oper „Il Turco in Italia“ Fräulein Wołków[1]) auf, die dem Publikum gewiß mehr gefallen wird, weil die Oper „Agneſe“ ſehr viele Gegner hat, die ſelbſt nicht wiſſen, weshalb ſie die Muſik tadeln. Ich will nicht beſtreiten, daß Soliva etwas Beſſeres für die Gładkowska hätte wählen können; vielleicht wäre die „Veſtalin“ günſtiger geweſen, aber die „Agneſe“ iſt auch ſchön; die Muſik hat viele Vorzüge, welche von der jungen Debutantin vortrefflich zur Geltung gebracht wurden.

Und was werde ich nun tun?

Nächſten Monat reiſe ich ab; zuerſt muß ich noch mein Konzert probieren, denn das Rondo iſt nun fertig.

Warſchau, den 31. Auguſt 1830.

Es war die höchſte Zeit, daß Dein Brief eintraf, denn nachdem ich ihn erhalten, habe ich ſofort den Katarrh verloren. Möchten doch meine Schreiben dieſelbe Wunderkraft ausüben!

Ich ſitze noch immer hier, und es zieht mich wahrlich nicht ins Ausland. Im nächſten Monat aber gehe ich ganz beſtimmt fort. Freilich nur, um meinem Berufe und meiner Vernunft zu folgen, um die es ſehr ſchlecht beſtellt ſein müßte, wenn ſie nicht ſtark genug wäre, alle anderen Neigungen in mir zum Schweigen zu bringen.

In dieſer Woche muß ich das ganze E-Moll-Konzert mit Quartettbegleitung probieren, um mich damit vertraut zu machen, denn ſonſt würde, wie Elsner ſagt, die erſte Orcheſterprobe nicht gut von Stapel laufen. Das Trio habe ich am vorigen Sonntag verſucht und war, vielleicht weil ich es lange nicht gehört hatte, mit mir ſelbſt zufrieden. „Ein glücklicher Menſch“, wirſt Du ſagen, nicht wahr? Etwas iſt mir dabei aufgefallen, und zwar, daß man ſtatt der Violine beſſer die Viola verwenden könnte, denn bei der Violine dominiert am meiſten die Quinte, während in meinem Trio dieſe faſt gar nicht gebraucht wird. Die Viola würde, glaube ich, zum Violoncell in richtigerem Verhältnis ſtehen. Dann iſt das Trio druckfertig. So viel von mir; jetzt noch einiges über die

[1]) Fräulein Wołków, Mitſchülerin der Gładkowska, verließ, als ſie ſich 1836 verheiratete, gleichfalls das Nationaltheater.

andern Muſikanten. Soliva führte vorigen Sonnabend ſeine zweite Schülerin, Fräulein Wołków, ins Treffen, die mit ihrer natürlichen Grazie, ihrem guten Spiele, ſowie mit ihren ſchönen Augen und Perlenzähnchen das ganze Haus bezauberte. Sie war auf der Bühne ſo reizend, wie keine von unſern Schauſpielerinnen; aber im erſten Akte konnte ich ihre Stimme beinahe nicht wiedererkennen, ſo aufgeregt war ſie. Fräulein Wołków ſpielte aber ſo vortrefflich, daß niemand in ihr eine Debütantin vermutet hätte. Ungeachtet des rieſigen Beifalls und der Hervorrufe ſtreifte ſie ihre Befangenheit erſt im zweiten Akte ab, wo ſich ihre Stimme vollſtändig entwickelte, jedoch immer noch nicht ſo wie in der Probe und in der vorgeſtrigen Vorſtellung. An Stimmitteln wird die Wołków von Fräulein Gładkowska weit übertroffen. Hätte ich die erſtere nicht ſelbſt gehört, ſo würde ich nicht geglaubt haben, daß zwiſchen beiden Sängerinnen ein ſo großer Unterſchied iſt. Ernemann teilt unſere Anſicht, daß ſo leicht keine Sängerin der Gładkowska gleichzuſtellen iſt, beſonders in bezug auf glockenreine Intonation und die echte Gefühlswärme, welche erſt auf der Bühne zum Durchbruch kommt und die Hörer hinreißt. Die Wołków machte mehrmals kleine Fehler, während die Gładkowska nicht das kleinſte zweifelhafte Nötchen hören ließ, obgleich ſie erſt zweimal in der „Agneſe“ aufgetreten iſt.

Als ich vorgeſtern beide Sängerinnen ſah und ihnen Deine Komplimente brachte, waren ſie ſichtlich erfreut und trugen mir auf, Dir ihren Dank zu ſagen. Der Empfang, den die Wołków erhielt, war wärmer als der, welcher der Gładkowska zuteil wurde, was Soliva nicht lieb zu ſein ſchien, denn er ſagte mir geſtern, er wünſche nicht, daß die Wołków mehr gefiele als deren Mitſchülerin. Ich glaube, daß ein großer Teil des Beifalls Roſſini zugeſchrieben werden muß, deſſen Muſik auf unſer Publikum (welches noch dazu von der Schönheit des jungen Mädchens bezaubert wurde) mehr wirkt als das tragiſche Element, der Schmerz der unglücklichen Tochter in Paërs Oper.

Die Gładkowska ſoll binnen kurzem in der „diebiſchen Elſter“ auftreten; aber dieſe Kürze wird ſo lange dauern, bis ich ſchon über alle Berge ſein werde. Vielleicht biſt Du zu

dieſer Zeit in Warſchau und teilſt mir Deine Meinung über die Leiſtung der vortrefflichen Sängerin mit. Ihre dritte Rolle ſoll die Vestalin ſein.

Warſchau, ich glaube den 4. September 1830.

Ich ſage Dir, ich habe immer tollere Einfälle. Ich ſitze noch hier — und kann mich nicht entſchließen, den Tag meiner Abreiſe definitiv feſtzuſtellen. Mir ahnt immer, als verließe ich Warſchau, um nie wieder nach Hauſe zurückzukehren; ich trage die Überzeugung in mir, daß ich meiner Heimat für immer Lebewohl ſage. O wie traurig muß es ſein, wo anders, und nicht da, wo man geboren iſt, zu ſterben! Wie würde es mir ſchwer fallen, ſtatt der mir ſo teuren Geſichter meiner Anverwandten einen gleichgültigen Arzt und einen bezahlten Diener an meinem Sterbebett zu ſehen! Glaube mir, lieber Titus, ich käme manchmal gern zu Dir, um dort Ruhe für mein beklommenes Herz zu ſuchen; aber da das nicht möglich iſt, ſo eile ich oft, ohne zu wiſſen weshalb, auf die Straße. Aber auch dort wird meine Sehnſucht durch nichts geſtillt oder abgelenkt: ich kehre wieder nach Hauſe zurück, um mich ... von neuem namenlos zu ſehnen ...

Ich habe mein Konzert noch nicht probiert; jedenfalls will ich vor Michaeli alle meine Schätze zurücklaſſen[1]). In Wien werde ich zu ewigem Seufzen und Schmachten verdammt ſein! Das kommt davon, wenn man kein freies Herz mehr hat! Du kennſt dieſe unbeſchreibliche Macht ſo gut; erkläre mir doch das eigentümliche Gefühl des Menſchen, daß er vom kommenden Tag ſtets Beſſeres erwartet, als ihm der verfloſſene beſchert hat? „Sei nicht ſo töricht,“ das iſt die ganze Antwort, die ich mir geben kann; wenn Du eine beſſere weißt, ſo ſage ſie mir, bitte, bitte ...

Meine Pläne für den Winter ſind folgende: In Wien gedenke ich zwei Monate zu bleiben, dann nach Italien zu gehen und, wenn es nicht anders ſein kann, den Winter in Mailand zuzubringen. Soliva dirigiert jetzt immer die Opern, in denen ſeine Schülerinnen auftreten; mit der Zeit wird er, glaube ich,

[1]) Anſpielung auf ſeine Neigung zu Fräulein Gladkowska.

Kurpiński aus dem Sattel heben; er hat ſchon einen Fuß im Bügel und wird von einem bärtigen Kavalleriſten unterſtützt[1]).

Heute endige ich den Brief mit nichts, ja mit noch weniger als nichts, d. h. mit dem, was ich bereits geſchrieben habe; es iſt ſchon $^1/_2$12 Uhr und ich ſitze noch hier im tiefſten Negligé, während Mariolka ſicherlich ſchon auf mich wartet, um mit mir zu C. zum Diner zu gehen; dann habe ich Magnuszewski verſprochen, ihn zu beſuchen. Ich würde alſo vor 4 Uhr nicht dazu kommen, dieſe Zeilen zu vollenden, und das leere Papier ärgert mich. Ich will mich aber nicht unnötig aufregen, denn ſonſt würde ich wieder kein Ende finden und ſchließlich gar noch Mariolka verfehlen. Wie Du weißt, erweiſe ich mich gern gegen die Menſchen gefällig und dankbar, von deren Wohlwollen ich überzeugt bin. Ich bin nach meiner Rückkehr noch nicht bei ihr geweſen und muß Dir ganz offen geſtehen, daß ich oft die Urſache meines Kummers auf ſie ſchiebe; es kommt mir vor, als ob die Leute dieſe Auffaſſung mit mir teilen, und das gewährt mir wenigſtens eine gewiſſe äußere Genugtuung. Der Vater lächelt dazu; aber wenn er alles wüßte, würde er vielleicht weinen. Ich bin ſcheinbar auch ganz vergnügt, während mein Herz . . .

Heute über vier Wochen wirſt Du, mein Lieber, keinen Brief aus Warſchau von mir erhalten; vielleicht auch nicht von einem andern Ort — vielleicht wirſt Du ſo lange nichts von mir hören, bis wir uns wiederſehen. Alles, was ich Dir jetzt ſchreiben kann, iſt ja dummes Zeug; nur der Gedanke, Warſchau zu verlaſſen .....

Warte nur: Dir wird's dereinſt auch nicht beſſer gehen! Der Menſch iſt nicht immer glücklich: manchmal ſind ihm nur wenige Augenblicke des Glücks in dieſem Leben beſchieden; alſo warum ſich dieſer Schwärmerei entziehen, die nicht lange dauern kann? So wie ich einerſeits den Verkehr mit der Außenwelt für eine heilige Pflicht erachte, ſo halte ich es andererſeits für eine teufliſche Erfindung, und es wäre beſſer, wenn die Menſchen . . . aber es iſt genug . . . Die Zeit ver-

[1]) Hiermit iſt der General Rożniecki, damaliger Präſes des Nationaltheaters in Warſchau, gemeint.

geht, ich muß mich waſchen . . . küſſe mich jetzt nicht . . . aber Du würdeſt mich ja doch nicht küſſen, ſelbſt wenn ich mich mit byzantiniſchen Ölen einſalbte — es ſei denn, daß ich Dich mit magnetiſchen Mitteln dazu zwänge!

Lebe wohl!

Warſchau, den 18. September 1830.

Ich weiß nicht, weshalb ich eigentlich noch immer hier bin; aber mir iſt hier ſo wonnig zumut, und die Eltern ſind damit ganz einverſtanden. Ich habe vorigen Mittwoch mein Konzert mit Quartettbegleitung probiert, war aber nicht recht damit zufrieden. Diejenigen, welche der Probe beigewohnt, ſagen, daß das Finale der gelungenſte Satz ſei (wahrſcheinlich, weil es leicht verſtändlich iſt!). Wie es ſich nun mit vollem Orcheſter ausnehmen wird, kann ich Dir erſt nächſte Woche ſchreiben, da ich es Mittwoch zum erſten Male in dieſer Faſſung ſpielen werde. Morgen will ich noch eine Probe mit dem Quartett halten, dann fahre ich nach — wohin? es zieht mich eigentlich nirgends hin. In Warſchau gedenke ich aber jedenfalls nicht zu bleiben. Wenn Du etwa den Verdacht haſt, daß mich hier etwas Teures feſſelt, ſo irrſt Du Dich, wie viele. Ich verſichere Dir, daß ich gern jedwedes Opfer zu bringen bereit wäre, wenn es ſich nur um mein eigenes Ich handelte und ich — obwohl ich verliebt bin — noch einige Jahre länger dieſe unglückſeligen Gefühle in meinem Innern verborgen halten müßte.

Ich möchte nicht mit Dir zuſammen reiſen, denn auf den Augenblick, in welchem wir uns zum erſten Male im Auslande treffen und umarmen werden, freue ich mich von ganzem Herzen; er wird für mich wertvoller ſein als tauſend einförmige, mit Dir auf der Reiſe zuſammen verlebte Tage.

Ich beabſichtige eine Polonäſe mit Orcheſter zu ſchreiben; zunächſt habe ich ſie aber nur im Kopfe ſkizziert. Wann ſie das Licht der Welt erblicken wird, weiß ich noch nicht. Die „Wiener Zeitung“ enthielt eine gute Kritik über meine Variationen, kurz aber üppig, und dazu ſo philoſophiſch gehalten, daß ſie faſt unmöglich zu überſetzen iſt. Zum Schluſſe heißt es darin, daß dieſes Werk außer dem äußerlichen Schmuck

einen bedeutenden inneren Wert hat, der nicht der Mode unterworfen sei, sondern ewig bleiben wird. Das ist doch gewiß ein schönes Kompliment, für welches ich mich bei dem Herrn Rezensenten, sobald ich ihn sehe, bedanken werde. Ich habe mich über diesen Artikel, der nichts Übertriebenes enthält, herzlich gefreut, weil man mir darin meine Selbständigkeit zugesteht. Wenn Du es nicht wärest, so würde ich mich nicht so offen aussprechen; aber da wir uns so nahe stehen, so darf ich mich schon einmal selbst loben, wie es die Kaufleute mit ihren Waren zu tun pflegen.

Heute wird das neue Ballett, zu welchem Orlowski die Musik geschrieben, zum ersten Male gegeben. Man spricht viel von den Eigentümlichkeiten desselben; staunenerregend sollen die dazu erfundenen Maschinerien sein.

Gestern war ich bei dem dicken C . . . . . zum Namenstag; ich habe das Quintett von Spohr für Klavier, Klarinette, Fagott, Waldhorn und Flöte [1]) gespielt. Wunderschön, aber nicht so recht klaviermäßig, alles, was Spohr für Piano geschrieben hat, ist sehr schwer, und manchmal kann man in der Tat keinen Fingersatz für seine Passagen ausfindig machen.

Das Quintett sollte um sieben Uhr beginnen, wir haben aber erst um elf angefangen. Du bist gewiß erstaunt daß ich nicht eingeschlafen bin! Das hatte indessen seinen guten Grund: es war nämlich unter den Gästen ein sehr schönes Fräulein, die mich lebhaft an mein Ideal erinnerte. Stelle Dir vor: bis drei Uhr nachts bin ich dort geblieben!

Ich sollte schon heute über acht Tage mit der Krakauer Diligence nach Wien fahren, aber schließlich habe ich diese Idee aufgegeben —, Du verstehst mich, warum! Du kannst fest überzeugt sein, daß ich kein Egoist bin, sondern, so wie ich Dich liebe, auch gern für andere Menschen irgendwelches Opfer bringe. Für die Menschen, sage ich; aber nicht etwa für den äußeren Schein, denn die öffentliche Meinung, die viel bei uns gilt, mich aber wahrhaftig nicht beeinflußt, nennt es z. B. schon ein Unglück, wenn man einen zerrissenen Rock oder

[1]) Dies ist genau die von Chopin angegebene Reihenfolge.

abgeschabten Hut trägt und dergleichen mehr. Wenn meine Karriere verfehlt sein und ich vielleicht eines schönen Tages nichts zu essen haben sollte, so mußt Du mich als Schreiber in Poturzyn [1]) anstellen. Ich werde dort in einer Stallwohnung ebenso glücklich sein als vorigen Sommer in Deinem Schloß. Solange ich frisch und gesund bin, will ich gern mein ganzes Leben hindurch arbeiten. Ich habe öfter darüber nachgedacht, ob ich wirklich faul bin, oder ob ich mehr arbeiten könnte, ohne meine körperlichen Kräfte zu überanstrengen. Ohne Scherz, ich habe mich überzeugt, daß ich noch nicht der größte Faulenzer bin, und daß ich doppelt soviel als jetzt zu arbeiten imstande wäre, wenn es die Notwendigkeit erfordert.

Es kommt häufig vor, daß jemand, der die einmal über ihn gefaßte Meinung verbessern will, sie verschlimmert; aber ich denke, daß ich sie bei Dir weder verbessern noch verschlechtern kann, selbst wenn ich mich ab und zu selbst lobe. Die Sympathie, die ich für Dich habe, zwingt auch Dein Herz zu denselben sympathischen Gefühlen mir gegenüber. Du bist nicht Herr Deiner Gedanken, aber ich beherrsche die meinigen; wenn ich mir einmal einen solchen in den Kopf gesetzt habe, so lasse ich ihn mir nicht nehmen, ebensowenig als die Bäume sich ihres grünen Schmuckes, der ihnen den Reiz der Lebensfrische verleiht, berauben lassen. Bei mir wird's auch im Winter grün sein, d. h. nur im Kopf; aber — Gott steh' mir bei — im Herzen die größte Glut, da braucht man sich nicht zu wundern, wenn auch die Vegetation so üppig ist. Genug . . . . . Dein auf immer . . . . . Jetzt merke ich erst, daß ich zu viel Unsinn geschwatzt habe. Du siehst, daß der gestern erhaltene Eindruck noch nicht erloschen ist, daß ich nicht ausgeschlafen, daß ich noch müde bin, weil ich viel Mazurka getanzt habe!

Deine Briefe umschlinge ich mit einem Bändchen, das mir einst mein Ideal geschenkt. Es freut mich, daß sich zwei lebloße Dinge, Briefe und Band, so gut vertragen; wahrscheinlich, weil, wenn sie sich auch nicht kennen, sie doch fühlen, daß sie beide von für mich teurer Hand herrühren.

[1]) So heißt die Besitzung des Herrn Woyciechowski.

Warſchau, den 22. September 1830.

Ich muß Dir heut zunächſt erklären, wie es zuſammenhängt, daß ich noch hier bin. Mein Vater hat vor vierzehn Tagen meine Abreiſe nicht gewünſcht, und zwar deshalb, weil in ganz Deutſchland Unruhen herrſchen; in den Rheinprovinzen, Darmſtadt, Braunſchweig, Kaſſel und Sachſen, wo der neue König den Thron bereits beſtiegen hat. Man hörte auch ſchon bei uns, daß in Wien Tauſende von Menſchen über die Mehlangelegenheit unruhig waren; was ſie mit dem Mehl eigentlich wollten, weiß ich nicht; daß ſie ſich aber über dieſen Punkt ſtritten, iſt ſicher. In Tirol iſt's auch unruhig. In Italien kocht es bis zum Siedepunkt, und man erwartet jeden Moment von dort wichtige Nachrichten. Ich habe mich noch nicht um einen Paß bemüht, aber man glaubt, daß ich einen ſolchen nur nach Öſterreich oder Preußen erhalten würde; an Italien und Frankreich iſt nicht zu denken, und ich weiß, daß einigen überhaupt jedweder Paß verweigert worden iſt. Ich werde wahrſcheinlich in einigen Wochen über Krakau nach Wien gehen, denn dort hat man ſich meiner wieder erinnert, und — man muß das Eiſen ſchmieden, ſolange es glühend iſt!

Geſtern iſt P. bei mir geweſen; morgen früh reiſt er zeitig ab, und da ich heute mit dem ganzen Orcheſter (außer Trompeten und Pauken) mein zweites Konzert probiere, ſo habe ich ihn dazu eingeladen, um Dir eine Freude zu machen. Er mag Dir berichten, wie und was es iſt. Ich weiß, daß Dich in dieſer Beziehung die kleinſten Einzelheiten intereſſieren. Ich bedauere ſehr, daß Du nicht hier biſt; Kurpiński, Soliva und die auserwählteſte muſikaliſche Welt wird zugegen ſein; indeſſen habe ich zur muſikaliſchen Urteilsfähigkeit derſelben — Elsner natürlich ausgenommen — nicht viel Vertrauen.

Begierig bin ich übrigens, wie der Kapellmeiſter den Italiener, Czapek den Keßler, Philippeus den Dobrzyński, Molsdorf den Kaczyński, Ledoux den Soltyk und Herr P. uns alle anſehen wird [1]). Es iſt noch nicht vorgekommen, daß man alle dieſe Herren an einem Orte verſammelt hätte; mir allein

[1]) Molsdorf und Kacziński (Celliſten), Ledoux und Graf Soltyk (Geiger) waren vortreffliche Dilettanten in Warſchau.

wird dies gelingen, und ich tue es nur der Kurioſität halber!

Ich bedaure ſehr, daß ich an einem ſolchen Tage ſchreiben muß, wo ich meine Gedanken nicht recht beiſammen haben kann. Wenn ich über mich nachdenke, ſo werde ich traurig geſtimmt und könnte faſt den Verſtand verlieren; wenn ich in Gedanken verſunken bin — was bei mir nicht ſelten vorkommt —, ſo können mich die Pferde zertreten, was mir vorgeſtern beinahe auf der Straße paſſiert wäre, ohne daß ich es bemerkte. In der Kirche von einem Blicke meines Ideals getroffen, in einem Moment angenehmer Erſtarrung, bin ich ſofort auf die Straße gelaufen und gebrauchte beinahe eine viertel Stunde, ehe ich wieder zum vollen Bewußtſein kommen konnte; ich bin mitunter ſo verrückt, daß ich vor mir ſelbſt erſchrecke.

Ich möchte Dir gern einige unbedeutende Sachen ſchicken, die ich eben erſt komponiert habe; aber ich weiß nicht, ob ich heute dazu kommen werde, ſie abzuſchreiben.

Ich bitte Dich herzlich um Entſchuldigung wegen meines heutigen flüchtigen Briefes; ich muß noch ſchnell zu Elsner laufen, um mich zu verſichern, daß er zur Probe kommt. Dann muß ich auch noch die Pulte und die Sordinen beſorgen, die ich geſtern total vergeſſen habe; ohne dieſe wäre das Adagio gänzlich bedeutungslos und ſein Erfolg zweifelhaft. Das Rondo iſt effektvoll, das erſte Allegro kräftig.

Verdammte Eigenliebe! Und wenn jemand daran ſchuld iſt, daß ich eingebildet bin, ſo biſt Du es, Egoiſt; wer mit einem ſolchen Menſchen umgeht, wird ſelbſt ſo! Aber in einem Punkte bin ich Dir noch unähnlich: ich kann nämlich nie einen ſchnellen Entſchluß faſſen; ich habe indeſſen den feſten Willen und die heimliche Abſicht, Sonnabend über acht Tage, ohne Pardon, trotz aller Lamentos, des Weinens und Klagens, wirklich abzureiſen. Die Noten im Koffer, das bewußte Bändchen auf dem Herzen, die Seele mit Beſorgnis erfüllt: und ſo geht's in den Poſtwagen.

Sicherlich werden überall in der Stadt die Tränen ſtromweiſe fließen: vom Kopernikus bis zur Quelle, von der Bank bis zur Säule König Sigismunds; aber ich werde kalt und

gefühllos wie ein Stein ſein und alle Menſchen, die ſolchen herzzerreißenden Abſchied von mir nehmen wollen, auslachen! . . .

Warſchau, den 5. Oktober 1830.

Ich ſehnte mich ſchon ſehr nach einem Briefe von Dir, der mich in etwas beruhigt hat; Du kannſt Dir kaum vorſtellen, wie ungeduldig mich hier alles macht und langweilt infolge einer inneren Erſchütterung, gegen die ich nicht ankämpfen kann. Nach der Orcheſterprobe meines zweiten Konzertes wurde beſchloſſen, daß ich damit Montag, am 11. d. M. im Theater auftreten ſollte. Obwohl mir dies einerſeits nicht ganz recht iſt, ſo bin ich doch andererſeits neugierig, welche Wirkung dieſe Kompoſition auf das Publikum ausüben wird. Ich hoffe, daß das Rondo im allgemeinen einen guten Eindruck machen wird; denn bei dieſem Satze ſagte mir Soliva: „Il vous fait beaucoup d'honneur", Kurpiński wollte darin Originalität entdecken und Elsner einen beſonders pikanten Rhythmus. Um jedoch ein im wahren Sinne des Wortes ſchönes Konzert zu veranſtalten und die unglücklichen Klarinetten- und Fagott-Solonummern zu vermeiden, werden die Damen Gładkowska und Wołków einige Geſangsvorträge übernehmen. Von Ouvertüren laſſe ich weder die zu „Leszek" noch zu „Lodoiska", ſondern die zu „Wilhelm Tell" ſpielen.

Was ich für Not hatte, ehe ich für die Damen die Erlaubnis bekam, daß ſie ſingen dürfen, kannſt Du Dir kaum vorſtellen. Der Italiener geſtattete es ganz gern, aber ich mußte mich noch höher verſteigen: bis zum Miniſter Moſtowski, welcher ſchließlich auch einwilligte, denn es iſt ihm doch alles gleich. Was ſie ſingen werden, weiß ich noch nicht; doch ſagte mir Soliva, daß zu einer von den Arien Chor nötig ſei.

Acht Tage nach dem Konzert bin ich ſicherlich nicht mehr in Warſchau. Mein Koffer iſt ſchon gekauft, die ganze Ausſtattung fertig, die Partituren korrigiert, die Taſchentücher geſäumt, die neue Hoſe und der neue Frack probiert uſw. Nur noch Abſchied nehmen, und das iſt — das Schrecklichſte!"

Warſchau, den 12. Oktober 1830.

Mein Lieber!

Das geſtrige Konzert iſt vollſtändig gelungen; ich beeile mich, Dir dies mitzuteilen. Ich habe mich nicht im geringſten geängſtigt und ſpielte, als ob ich zu Hauſe wäre. Der Saal war überfüllt. Die Symphonie von Görner eröffnete den Reigen; dann ſpielte ich das erſte Allegro aus dem E-Moll-Konzert, welches ich wie leicht hingerollt auf dem Streicherſchen Flügel vortrug. Rauſchender Applaus ertönte dafür. Soliva war ſehr zufrieden: er dirigierte ſeine Arie mit Chor, von Fräulein Wołków ſehr gut vorgetragen. In ihrem hellblauen Gewande ſah ſie aus wie eine Fee. Auf dieſe Arie folgte mein Adagio und Rondo und hierauf die übliche Pauſe. Kenner und Muſikfreunde kamen zu mir auf die Bühne, um mir über mein Spiel die ſchmeichelhafteſten Komplimente zu machen.

Der zweite Teil begann mit der Tell-Ouvertüre. Soliva dirigierte ausgezeichnet, und der Eindruck, den ſie hervorbrachte, war mächtig und nachhaltig. Der Italiener war wirklich gegen mich ſo liebenswürdig, daß ich ihm ſtets dafür dankbar ſein muß. Er dirigierte nachher die Kavatine aus „La Donna del lago", welche Fräulein Gładkowska ſang. Sie trug ein weißes Kleid und Roſen im Haar und war reizend ſchön. So wie dieſen Abend hatte ſie (die Arie in „Agneſe" ausgenommen) noch nie geſungen! „O! quanto lagrime per te versai," das „Tutto detesto" bis zum untern h kam ſo herrlich zu Gehör, daß Zieliński erklärte, dieſes h allein ſei tauſend Dukaten wert.

Nachdem ich die Dame von der Bühne heruntergeführt, ſpielte ich meine Phantaſie über die polniſchen Lieder. Diesmal habe ich mich ſelbſt verſtanden, das Orcheſter verſtand mich, und das Parterre verſtand uns. Am Schluß machte der letzte Mazur großen Effekt und ich wurde ſtürmiſch gerufen, ſo daß ich mich viermal bedanken mußte. Ich tat dies, glaube mir, geſtern abend mit gewiſſer Grazie, denn Brandt hatte mir's ordentlich beigebracht. Wenn Soliva meine Partituren nicht nach Hauſe genommen hätte, um ſie zu korrigieren, und

wenn er nicht, ſobald ich durchgehen wollte, mich durch ſeine Direktion zurückgehalten hätte, ſo weiß ich nicht, was daraus geworden wäre. Er wußte uns alle ſo prächtig im Zaume zu halten, daß ich noch niemals ſo ruhig mit Orcheſter geſpielt habe. Der Streicherſche Flügel ſoll ſehr gut gefallen haben, aber noch mehr Fräulein Wołków.

Ich denke an gar nichts mehr, als an das Einpacken der Sachen. Sonnabend oder Mittwoch gehe ich in die weite Welt.

Wie immer

in treuer Liebe

Friedrich.

So gab denn auch dieſes letzte Konzert Veranlaſſung zu den günſtigſten und wärmſten Urteilen über Chopin. Alle damals in Warſchau erſcheinenden Zeitſchriften waren ſeines Lobes voll.

Der traurige, im Leben eines jungen Künſtlers ſo wichtige Tag — der Tag der Trennung vom Vaterhauſe — kam heran. Friedrich ſollte von dem, was ihm das Teuerſte war, Heimat, Eltern und Geſchwiſter, auf lange Zeit ſcheiden und auch von jener holden jungen Künſtlerin, welcher er in idealer, ſchwärmeriſcher Liebe ergeben war. Am 2. November 1830 ſagte er den geliebten, ihn ſegnenden Eltern Lebewohl und umarmte mit feuchten Augen ſeine zärtlichen Schweſtern. Ein Kreis von Freunden, mit dem ſich auch der ehrwürdige Elsner verband, begleitete Friedrich nach Wola (das erſte Dorf hinter Warſchau), wo die Schüler des Konſervatoriums den Reiſenden erwarteten und eine von Elsner eigens zu dieſem Tage komponierte Kantate ſangen. Bei dem Feſtmahle, welches man dort Friedrich zu Ehren veranſtaltet hatte, wurde ihm ein kunſtvoll gearbeiteter ſilberner Becher überreicht, der bis an den Rand mit heimatlicher Erde gefüllt war.

Beim Anblick dieſes ſchönen und ſinnreichen Geſchenkes verſchleierten Tränen innigſter Rührung das ſtrahlende Künſtlerauge Friedrichs. „Mögeſt du, wo immer du wandern und weilen magſt, nie dein Vaterland vergeſſen, niemals aufhören, es mit warmem, treuem Herzen zu lieben," ſprach der Freund, welcher ihm den Pokal im Namen aller widmete. „Gedenke

Polens, gedenke deiner Freunde, die dich mit Stolz ihren Landsmann nennen, die Großes von dir erwarten, deren Wünſche und Gebete dich begleiten!"

Noch einmal drückte der junge Künſtler jedem die Hand, dann wandte er ſich der Ferne zu. Italien war das Hauptreiſeziel Chopins. Daß er nun fern von der Heimat auch viele Stunden durchlebte, in denen ihn die Sehnſucht nach ſeinen Lieben quälte, iſt natürlich; denn er gehörte nicht zu den oberflächlichen, leichtlebigen Naturen, die ſchnell vergeſſen, was ſie nicht vor Augen haben. Mit Innigkeit dachte er ſtets an ſeine Eltern und Schweſtern, mit aller leidenſchaftlichen Glut, deren ein poetiſches Gemüt fähig iſt, an ſeine von ihm angebetete Conſtantia Gładkowska. In ſeinem Ohr klang beſtändig ihre ſüße Stimme, in ſeinen Träumen ſah er ihre von Tränen verſchleierten Augen, und der Ring, den ſie ihm beim Abſchied ſelbſt an ſeinen Finger geſchoben hatte, war ihm das teuerſte Kleinod. Ach! er ſollte weder die Geliebte jemals beſitzen, noch Italien kennen lernen!

SIEBENTES KAPITEL

Chopins Aufenthalt in Breslau, Dresden, Prag, Wien, München und Stuttgart. Das Zerſtörungswerk in Warſchau.

In Kalisz, wo Friedrich mit ſeinem Freunde Titus Woyciechowski zuſammentraf, um mit dieſem weiterzureiſen, war er der Gaſt eines liebenswürdigen Arztes, Doktor Helbich. In Breslau machten die Freunde Halt, und von hier aus ſchrieb Chopin wie folgt:

Breslau, Dienstag, den 9. November 1830.

Meine vielgeliebten Eltern und Schweſtern!

Sehr bequem und bei hellem, freundlichem Herbſtwetter ſind wir am Sonnabend abend um 6 Uhr hier angelangt. Wir wohnen im Gaſthofe „zur goldenen Gans" und gingen, nachdem wir Toilette gemacht und uns etwas geſtärkt hatten, gleich in das Theater, wo der „Alpenkönig" von Raimund aufgeführt wurde. Ihr werdet dieſes Stück ſpäter auch ſehen. Das

Publikum bewunderte die Dekorationen; wir hatten weniger Urſache dazu. Die Darſteller fand ich ziemlich gut. Vorgeſtern wurde hier „Maurer und Schloſſer“ gegeben, aber nicht beſonders gut. Heute will ich mir das „unterbrochene Opferfeſt“ anhören; ich bin recht geſpannt, wie es ausfallen wird. Es fehlt hier an tüchtigen Sängern, aber das Theater iſt auch ſehr billig; der Platz im Parterre koſtet nur zwei polniſche Gulden. Diesmal gefällt mir Breslau viel beſſer, als früher.

Den Brief an Sowiński gab ich ab, habe ihn jedoch kaum einmal geſehen, denn als er uns ſeinen Beſuch machen wollte, waren wir leider nicht zu Hauſe. Wir befanden uns nämlich gerade in der hieſigen Reſſource, wo ich auf Einladung des Kapellmeiſters Schnabel der Probe des am Abend ſtattfindenden Konzerts beigewohnt habe. Man veranſtaltet deren drei in der Woche. Ich fand, wie das ja oft bei Proben der Fall iſt, ein ſehr ſchwach beſetztes Orcheſter, ſowie ein Klavier und einen gewiſſen Referendar Hellwig, der ſich zum Vortrag des Es-Dur-Konzerts von Moſcheles vorbereiten wollte. Bevor dieſer Herr ſich an das Inſtrument ſetzte, bat mich Schnabel, der mich ſeit vier Jahren nicht gehört, das Piano zu probieren. Ich konnte ihm dieſe Bitte nicht abſchlagen, ſetzte mich alſo nieder und ſpielte einige Variationen. Schnabel überſchüttete mich mit Lobes- und Freudenbezeugungen; Herr Hellwig wurde dadurch etwas ängſtlich, und man drang lebhaft in mich, ihn am Abend zu remplazieren. Zuletzt legte Schnabel ſein einflußreiches Wort in die Wagſchale und bat mich ſo herzlich, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, dem lieben Alten dieſen Wunſch zu verſagen. Er iſt ein großer Freund des Herrn Elsner, was für mich viel bedeutet; ich ſagte aber Schnabel ſogleich, daß ich nur ſeinetwegen ſpiele, da ich ſeit einigen Wochen kein Inſtrument angerührt hätte, es auch gar nicht in meinem Plane läge, mich in Breslau hören zu laſſen. Der Alte erwiderte mir, daß er davon überzeugt ſei; dennoch habe er mich ſchon geſtern, als er mich in der Kirche erblickt, darum bitten wollen, habe es nur nicht gewagt uſw.

Was konnte ich tun? Ich fuhr alſo mit ſeinem Sohne nach meinem Hotel, um Noten zu holen, und ſpielte Romanze und Rondo aus dem zweiten Konzerte. Während der Probe

bewunderten die Deutſchen mein Spiel. „Was für einen leichten Anſchlag hat er,“ hörte ich ſie flüſtern; aber über die Kompoſition vernahm ich keine Silbe. Titus, der ſein Ohr überall hat und deſſen Intereſſe für mich ſtets rege iſt, hörte ſogar von einem Herrn die Bemerkung: „Dieſer junge Mann kann allerdings ſpielen, aber nicht komponieren.“

Erzählen muß ich Euch noch, daß ich geſtern an der Table d'hôte mit einem mir gegenüberſitzenden Herrn von liebenswürdigem Äußern bekannt geworden bin. Im Laufe des Geſpräches erfuhr ich, daß derſelbe — ſein Name iſt Scharff — mit Scholtz in Warſchau gut bekannt und ſehr befreundet mit den Herren iſt, an die ich Empfehlungsbriefe abzugeben hatte. Dieſer Herr Scharff iſt außerordentlich artig und zuvorkommend gegen Titus und mich. Er führte uns in ganz Breslau herum, fuhr mit uns in die Umgegend der Stadt, ſchrieb uns als Gäſte in der Reſſource ein und beſorgte uns Fremdenkarten zu dem geſtrigen Konzerte, die er uns noch vor der Probe zuſchickte. Wie mag ſich dieſer freundliche Herr und der andere, der die Karten beſorgt hatte, gewundert haben, als ſie in dem Fremden ſchließlich die Hauptperſon des muſikaliſchen Abends erblickten!

Außer dem Vortrag des Rondo improviſierte ich den Kennern zuliebe über ein Thema aus: „Die Stumme von Portici.“ Zum Schluſſe wurde eine Ouverture geſpielt und dann getanzt. Schnabel wollte mir durchaus ein feines Abendeſſen auftiſchen laſſen, aber ich nahm nur eine Taſſe Bouillon an. Natürlich habe ich auch mit dem erſten Organiſten Breslau's, Herrn Köhler, Bekanntſchaft gemacht; er verſprach mir ſeine Orgel zu zeigen; ferner lernte ich einen Baron Neſſe oder Neiße kennen [1]), der famos geigen ſoll und ein Schüler von Spohr iſt. Ein anderer hier lebender Muſiker, ein Herr Heſſe [2]), machte mir auch Komplimente: aber außer Schnabel, aus deſſen Antlitz die wahre Freude ſtrahlte und der mich alle Augenblicke auf die Schulter klopfte, wußte keiner von den anderen Deutſchen ſo recht, was er aus mir machen ſollte.

[1]) Baron von Nuß (nicht Neiße), eine in der muſikaliſchen Welt damals ſehr bekannte Perſönlichkeit.

[2]) Adolf Friedrich Heſſe, geb. zu Breslau 1809, geſt. daſelbſt 1863, war einer der bedeutendſten Organiſten und Komponiſten für die Orgel.

Titus hatte ſeine Freude am Beobachten. Weil ich noch keinen Ruf habe, ſo war man nicht mit ſich im klaren, ob man mich loben oder tadeln ſollte. Die Muſikkenner wußten nicht recht, ob die Kompoſition wirklich gut ſei oder nur ſo ſchien. Ein Herr kam auf mich zu und lobte die Form als etwas ganz neues. Ich weiß ſeinen Namen nicht, glaube aber, daß er unter allen Hörern derjenige iſt, der mich am beſten verſtanden hat.

Schnabel ſtellte mir mit der größten Liebenswürdigkeit einen Wagen zur Verfügung; aber wir gingen, als gegen 10 Uhr der Tanz begann, ſtill nach Hauſe. Ich freue mich wirklich, daß ich dem lieben Alten eine Freude bereiten konnte. Nach dem Konzert ſtellte mich Schnabel einer Dame vor, welche für die erſte Pianiſtin Breslaus gilt. Sie dankte mir ſehr für „die ſchöne Überraſchung“, wie ſie ſich ausdrückte, und bedauerte außerordentlich, daß ich mich nicht entſchließen wollte, öffentlich aufzutreten. Der Referendar tröſtete ſich und ſang die Arie des Figaro aus dem „Barbier von Sevilla“, aber — ſehr mittelmäßig.

Über Elsner wurde geſtern ſehr viel geſprochen, und ſeine Echovariationen für Orcheſter erhielten viel Lob. Ich ſagte, wenn ſie ſeine Krönungsmeſſe gehört hätten, würden ſie erſt beurteilen können, welch ein Komponiſt Elsner iſt.

Morgen um zwei Uhr reiſen wir nach Dresden. Ich küſſe und umarme Euch. Den Herren Elsner, Zywny, Matuszyński, Kolberg, Marylski und Witwicki meine freundſchaftlichen Grüße.

Euer

Friedrich.

Dresden, den 14. November 1830.

Bisher fand ich kaum einen Augenblick, um Euch einige Worte zu ſchreiben. Ich kehre ſoeben von einem polniſchen Diner zurück, d. h. aus einer Tiſchgeſellſchaft, die aus lauter Polen beſtand. Ich habe mich fortgeſchlichen, um Euch ſchreiben zu können, denn die Poſt geht um ſieben Uhr ab, und ich möchte noch ſehr gern im Theater die „Stumme von Portici“ ſehen.

Von Breslau ſchieden wir ungern; die nähere Bekanntſchaft mit den Herren, an welche uns Scholtz Briefe gegeben hatte, machte uns den Aufenthalt in der Hauptſtadt Schleſiens ſehr angenehm.

Mein erſter Beſuch in Dresden war bei Fräulein Pechwell. Sie ſpielte Freitag hier in einer muſikaliſchen Soirée bei Hofrat Kreyßig und vermittelte für mich den Eintritt zu dieſer Geſellſchaft. Für denſelben Abend war im Theater die „Stumme“ angeſetzt. Die Wahl wurde mir ſchwer; allein, da man gegen Damen ſtets artig ſein muß, ſo entſchied ich mich für die Soirée. Ein zweiter wichtiger Grund, der mich zu dieſer Wahl beſtimmte, war die Nachricht, daß auch Signora Palazzeſi, die erſte Sängerin an der hieſigen italieniſchen Oper, dieſen Abend zu hören ſein würde. Nachdem ich mit vieler Sorgfalt Toilette gemacht, ließ ich mir eine Portechaiſe holen, ſetzte mich in dieſen merkwürdigen, aber bequemen Kaſten hinein und ließ mich von den koſtümierten Chaiſenträgern bis in das Haus tragen, wo dieſe muſikaliſche Abendunterhaltung ſtattfand. Der jugendliche Mutwille überkam mich; ich hatte große Luſt, den Boden der Portechaiſe einzuſtampfen, unterließ aber ſchließlich dieſen Unſinn.

Im Hauſe des Dr. Kreyßig angelangt, ließ ich mich bei Fräulein Pechwell anmelden, worauf der Herr vom Hauſe erſchien, mich mit vielen Komplimenten empfing und in einen Saal führte, in dem an acht großen Tiſchen eine Menge Damen ſaßen. Das Funkeln von Brillanten fiel mir nicht in die Augen, dagegen flimmerten im beſcheideneren Glanze eine Menge von ſtählernen Stricknadeln, die ſich unaufhörlich in den fleißigen Händen dieſer Damen bewegten. Die Zahl der Damen und Stricknadeln war ſo groß, daß, wenn ſie einen Aufſtand gegen die anweſenden Herren beabſichtigt hätten, die letzteren jedenfalls in eine üble Lage gekommen ſein würden. Sie hätten höchſtens ihre Brillen als Waffen gebrauchen können, denn an Augengläſern fehlte es ebenſowenig wie an Kahlköpfen. Das Klirren der Stricknadeln und der Teetaſſen wurde plötzlich von der Muſik, welche aus dem anſtoßenden Saale ertönte, unterbrochen.

Zuerſt wurde die Ouvertüre zu „Fra Diavolo“ geſpielt;

hierauf ſang Signora Palazzeſi mit glockenreiner, herrlicher Stimme und großer Bravour. Ich ließ mich der Sängerin vorſtellen und lernte bei dieſer Gelegenheit auch Herrn Muſikdirektor Raſtrelli kennen, der ſie begleitet hatte. Mit echt künſtleriſcher Liebenswürdigkeit machte Raſtrelli mich mit Signor Rubini, dem Bruder des berühmten Tenoriſten, bekannt, welcher mir mit vieler Zuvorkommenheit einen Brief an den letzteren verſprach. Mehr brauche ich für Mailand nicht. Rubini war auch ſo freundlich, mich geſtern in die katholiſche Kirche zu führen, wo eine Meſſe von Morlacchi (der hier erſter Hofkapellmeiſter iſt) aufgeführt wurde. Dieſer feine und liebenswürdige Mann beſann ſich ſogleich auf mich, wies mir einen Platz neben ſich an und unterhielt ſich lange mit mir. Ich hörte in dieſer Veſper die beiden berühmten neapolitaniſchen Sopraniſten Saſſaroli und Tarquinio; die obligate Violine ſpielte der hieſige Konzertmeiſter, der unvergleichliche Rolla, an den ich eine Empfehlungskarte von Soliva erhalten hatte.

Rolla begrüßte mich mit großer Liebenswürdigkeit und ſagte mir, daß er mir einen Brief an ſeinen Vater, den Direktor der Oper in Mailand, geben wolle. Ich hatte mich, nachdem ich an jenem muſikaliſchen Abend noch Fräulein Pechwell Klavierſpielen gehört, heimlich fortgeſchlichen, um in die Oper zu gehen; doch kam ich erſt, als der fünfte Akt begann, enthalte mich alſo jedes Urteils. Heute Abend werde ich ſie ganz hören.

Als ich zur Dresdner Beſuchszeit zu Klengel wollte, traf ich ihn vor ſeinem Hauſe; er erkannte mich ſogleich und empfing mich mit einer wahrhaft herzlichen Artigkeit. Ich ſchätze ihn ſehr hoch. Klengel fragte mich nach meiner Wohnung und bat mich, ihn morgen früh zu beſuchen, weil er jetzt nicht mit mir umkehren könne. Er riet mir, öffentlich aufzutreten, aber ich habe ihm auf das freundlichſte erwidert, daß ich dazu nicht lange genug in Dresden bleiben würde. Ich glaube, Dresden kann mir weder viel Ruf noch viel Geld einbringen, und ich habe keine Zeit zu verlieren.

Der General Kniaziewicz, den ich bei Frau von Pruszak geſehen, redete ebenfalls von einem Konzerte, meinte aber

auch, daß ich wahrſcheinlich keine große Einnahme haben würde.

Geſtern hörte ich „Tankred“, kann aber im ganzen die Aufführung nicht loben. Das Solo, welches Rolla wundervoll ſpielte, und der Geſang des Fräulein von Hähnel vom Wiener Hofoperntheater, welche den Tankred ſang, mußten für das Mangelhafte der ſonſtigen Aufführung entſchädigen. Der König, umgeben von ſeinem Hofſtaat, wohnte der Aufführung bei, ebenfalls denſelben Morgen dem Gottesdienſte in der Kirche, wo eine Meſſe vom Baron Miltitz unter Direktion von Morlacchi zu Gehör kam. Die Stimmen der Herren Saſſaroli, Muſchetti, Babnigg und Zezi klangen herrlich. Die Kompoſition konnte ich nicht originell finden, aber gut gearbeitet; die Königlichen Kammermuſiker Dotzauer und Kummer, berühmte Violoncelliſten, führten ihre Soli ſehr ſchön aus.

Außer meinem lieben Klengel, dem ich ſicher morgen etwas vorſpielen werde, kenne ich keinen bedeutenden Künſtler näher. Mit Klengel unterhalte ich mich gern, denn von ihm kann man etwas lernen.

Das grüne Gewölbe habe ich früher geſehen, dieſes eine Mal iſt genug für mich; aber die Gemäldegalerie habe ich mit großem Intereſſe wieder beſucht. Lebte ich hier, ich würde alle Wochen hingehen, denn es gibt da Bilder, bei deren Anblick ich Muſik zu hören meine. Lebt wohl für heute!

Euer

Friedrich.

Prag, den 21. November 1830.

In Dresden iſt mir die Woche dahingeſchwunden, daß ich es kaum bemerkte. Des Morgens verließ ich in beſter Stimmung mein Hotel und kehrte erſt zur Nacht dahin zurück. Nachdem mich Klengel als Muſiker näher kennen gelernt, d. h. nachdem ich ihm mein Konzert vorgetragen hatte, äußerte er, daß er durch mein Spiel lebhaft an Field erinnert worden ſei, daß ich eine ganz eigentümliche Art des Anſchlags habe, und obgleich er vorher ſchon viel über mich gehört, hätte er doch nicht gedacht, daß ich ein ſolcher Virtuos ſei, als welchen er mich jetzt betrachten müſſe! Ich ſah — und warum ſollte

ich es leugnen? — mit Freuden, daß ihm dieſe Komplimente von Herzen kamen, und er bewies es mir auch durch die Tat, daß er etwas von mir hält; denn kaum hatte ich ihn verlaſſen, ſo ging er zu Morlacchi und zum Geheimrat von Lüttichau, der Generaldirektor der Königlichen Schauſpiele iſt, um ſich zu erkundigen, ob ich, wenn ich binnen vier Tagen, die ich noch in Dresden verweilen wollte, ein Konzert geben könne, ohne durch zu umſtändliche Vorbereitungen beläſtigt zu werden. Klengel hat mir ſpäter verſichert, daß er dies nicht für mich, ſondern für Dresden getan habe, ja, daß er mich zu einem Konzerte zwingen möchte.

Den nächſten Morgen beſuchte er mich und erzählte mir, daß er alle Schritte ſelbſt getan habe, daß aber vor nächſten Sonntag (und es war Mittwoch) kein Abend disponibel ſei. Für Freitag war bereits die erſte Aufführung von „Fra Diavolo“ angeſetzt; für Sonnabend „La donna del lago“ von Roſſini, in italieniſcher Sprache.

Ich habe Klengel herzlich willkommen geheißen, denn ich habe ihn in Wahrheit ſo lieb, als ob ich ihn ſeit meiner früheſten Jugend kenne. Er zeigte auch für mich lebhafte Sympathie, bat mich um die Partitur meiner Konzerte und nahm mich mit in die Soirée bei Frau Nieſiołowska; an dieſem Abend wurde ich auch bei der Frau Szczerbinin empfangen; aber ich hatte mich ſo lange bei Frau Nieſiołowska aufgehalten, daß die eingeladene Geſellſchaft nicht mehr anweſend war, als ich in den Salon trat. Ich wurde dafür den nächſten Tag zum Diner gebeten. Den Nachmittag ging ich zur Gräfin Dobrzycka, der Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Auguſta, die mich zu ſich invitiert hatte. Die Gräfin feierte ihren Geburtstag, und kaum hatte ich ihr meine Glückwünſche dargebracht, als zwei ſächſiſche Prinzeſſinnen eintraten, nämlich Prinzeſſin Auguſta, einzige Tochter des letztverſtorbenen Königs Friedrich Auguſt, der den Beinamen „der Gerechte“ hat, und Prinzeſſin Maximilian, Schwägerin des jetzt regierenden Königs, eine noch junge, liebenswürdige Dame, geborene Prinzeſſin von Lucca. Ich habe in Gegenwart dieſer Damen geſpielt, worauf mir Briefe nach Italien verſprochen wurden, Beweis, daß ihnen mein Spiel gefallen haben muß.

In Wahrheit wurden mir auch ſchon am andern Tage zwei Briefe in das Hotel geſchickt; die übrigen will mir Frau Gräfin Dobrzycka nach Wien zukommen laſſen, ich mußte ihr meine dortige Wohnung angeben. Die Briefe ſind an die Königin beider Sizilien in Neapel und an die Fürſtin Ulaſino in Rom adreſſiert. Auch an die regierende Herzogin von Lucca und an die Vizekönigin von Mailand wurden mir Empfehlungsſchreiben zugeſagt, die ich durch Kraszewskis freundliche Beſorgung erhalten ſoll. Klengel gab mir ebenfalls einen Brief nach Wien, wohin er ſpäter ſelbſt zu kommen gedenkt. Bei der Frau Nieſiołowska brachte er mein Wohl mit Champagner aus. Die Frau vom Hauſe neckte mich viel und wollte mich durchaus „Szopski“ nennen.

Rolla iſt ein vorzüglicher Geiger; das muß jeder ſagen, der etwas vom Violinſpiel verſteht.

Lebt wohl bis auf weiteres aus Wien, wo wir Dienstag früh um neun Uhr einzutreffen hoffen. Dem General Kniaziewicz habe ich ſehr gefallen; er ſagte mir, daß noch kein Pianiſt einen ſo angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hätte, und ich ſchreibe Euch dies, weil ich weiß, daß es Euch Freude macht.

Euer

Friedrich.

Wien, den 1. Dezember 1830.

Recht innig, meine Teuerſten, habe ich mich über Euern Brief gefreut, den erſten, den ich ſeit vier Wochen, alſo ſeit ich von Euch getrennt bin, erhalten. Mein Appetit ſtieg gleich um hundert Prozent. „Der wilde Mann“ — ſo heißt nämlich die vorzügliche Reſtauration, in welcher ich zu Mittag ſpeiſe — hat für die vortrefflich zubereiteten Strudel einen Gulden und einige Kreuzer bekommen; was wollt Ihr mehr?

Die Freude war allgemein, denn auch Titus hatte Briefe von den Seinigen empfangen. Celiński danke ich für den beigelegten Zettel; er verſetzte mich lebhaft in die Zeit, wo ich noch in Eurer Mitte war. Es war mir zumute, als ſäße ich am Klavier und Celiński ſtünde mir gegenüber, auf Herrn Zywny ſchauend, der ſoeben Linowski mit einer Priſe trak-

tierte. Es fehlt nur noch Matuszyński, um die Gruppe vollständig zu machen. Hat er noch das Fieber?

In Wien gibt es viele reizende Mädchen, das muß ich zugestehen!

Von Haslinger wurde ich sehr freundlich aufgenommen; aber trotzdem wollte er weder die Sonate, noch die zweiten Variationen drucken; indessen er soll dafür schon büßen! Von ihm erfuhr ich auch, daß Fräulein Blahetka mit ihren Eltern in Stuttgart ist, und daß sie diesen Winter vielleicht gar nicht zurückkehren.

Ich habe mit Titus zusammen eine Wohnung in einer der Hauptstraßen, nämlich auf dem Kohlmarkt, gemietet. Für die drei eleganten Zimmer in der dritten Etage zahlen wir beide fünfzig Gulden für den Monat, was man hier billig findet. Ein englischer Admiral bewohnt jetzt noch dieselbe, aber er zieht heute noch aus. Admiral! Und ich empfange Admiration [1]). So verliert also die Wohnung nichts, um soviel weniger, als die Eigentümerin derselben eine schöne, verwitwete Baronin, die noch ziemlich jung und — wie sie erzählte — lange Zeit in Polen gewesen ist und von mir schon in Warschau gehört hat. Sie kennt die Familie Skarzyński, bewegt sich in der vornehmen Welt und fragte den Titus, ob er nicht eine schöne junge Dame Namens Rembielińska kennt. Diese charmante, verständige Dame gibt der Wohnung schon einen Wert, um so mehr, da sie die Polen liebt; weniger hold ist sie den Österreichern, denn sie ist eine Preußin.

Sobald wir einziehen werden, schickt uns der Pianofortefabrikant Graff ein Instrument. Als ich Freund Würfel besuchte, sprach er sogleich vom Arrangement eines Konzertes. Er ist ein merkwürdiger Mann; obgleich so krank, daß er nicht ausgehen kann, gibt er doch in seiner Wohnung Stunden. Er speit Blut, was ihn sehr geschwächt hat, und redet doch von einem Konzert. Der arme, leidende Mann sagt mir, daß die hiesigen Zeitungen über mein F-Moll-Konzert enthusiastisch geschrieben hätten, woran ich nicht im Entferntesten

[1]) NB. Zeigt aber diesen Brief nicht, damit man mich nicht für eitel hält. (Chopins eigene Anmerkung.)

gedacht hatte. Ich werde also hier ein Konzert geben; aber wann, wo, wie und was? das weiß ich noch nicht!

Die Luftveränderung hat mir eine geschwollene Nase gebracht, weshalb ich mich weder im russischen Gesandtschaftshotel, noch der Frau Gräfin Rzewuska vorstellen konnte, bei welcher die ganze Haute volée verkehrt. Diese Dame wohnt neben Hussarzewskis, bei denen ich ungeachtet meiner Nase schon einigemal war. Sie teilt Würfels Ansicht, welcher mir abrät, ohne Honorar zu spielen. Dr. Malfatti [1]) hat mich so herzlich wie einen Verwandten empfangen. Als er meinen Namen auf der Visitenkarte gelesen hatte, eilte er auf mich zu, umarmte mich und sagte, daß der Herr Wladislaw Ostrowski schon an ihn über mich geschrieben hätte, und daß er, wenn er mir nur in irgend etwas behilflich sein könnte, alles für mich tun würde. Er sagte mir ferner, daß er mich der Frau Tatyszczew, Gemahlin des kaiserlich russischen Gesandten, vorstellen und mir die nötigen Bekanntschaften vermitteln wolle; leider habe der Hof wegen des Todes des Königs von Neapel Trauer, allein was möglich sei, würde er tun. Malfatti versprach mir auch, mich mit dem Baron Dunoi bekannt zu machen, welcher Vorstand des hiesigen musikalischen Vereins ist, und dieser wird wohl die nützlichste Persönlichkeit für mich sein.

Eine zweite ebenfalls sehr angenehme Bekanntschaft brachte mir ein Empfehlungsbrief Klengels an Herrn Mittag, der sich sehr lebhaft für mich interessiert und viel Einfluß zu haben scheint.

Czerny, bei dem ich auch schon gewesen bin, war wie stets (und gegen jeden) sehr höflich und fragte: „Hat fleißig studiert?“ Er hat wieder eine Ouverture für acht Klaviere und sechzehn Personen arrangiert und scheint darüber sehr glücklich zu sein! Außer Czerny habe ich diesmal noch keinen hiesigen Pianisten gesehen.

Bei Frau Weyberheim, Schwester der Frau Wolf, war ich schon zweimal. Morgen bin ich dort zur Soirée eingeladen, „en petit cercle des amateurs.“ Nachher will ich einen Besuch

[1]) Malfatti, k. k. Leibarzt, Beethovens Arzt.

bei der Gräfin Rosalie Rzewuska abstatten, die zwischen neun und zehn Uhr empfängt. Sie ist durch Hussarzewski schon davon benachrichtigt; dort soll ich die berühmte Frau Cibini [1]) kennen lernen, für welche Moscheles eine vierhändige Sonate geschrieben hat.

Vorgestern war ich im Kontor bei Stametz und wurde mit meinen Briefen so empfangen, wie einer der wegen Geld kommt. Er hat mir einen Zettel überreicht, der mich zur Empfangnahme der Aufenthaltskarte bei der Polizei auffordert und — basta. Aber es wird vielleicht später anders.

Gestern war ich bei Banquier Geymüller, wo Titus seine 6000 polnische Gulden zu erheben hat. Herr Geymüller sagte, nachdem er meinen Namen gelesen hatte, ohne von dem Briefe an ihn weiter Notiz zu nehmen, es sei ihm sehr angenehm, einen Künstler von meiner Bedeutung kennen zu lernen; aber er könne mir nicht raten, hier zu konzertieren, indem es hier sehr viel gute Pianisten gäbe und man einen großen Ruf haben müsse, um Geld zu machen. Schließlich machte er noch die Bemerkung: „Ich kann Ihnen in nichts helfen, denn die Zeiten sind zu schlecht!“

Diese erbauliche Predigt mußte ich mit weit aufgesperrten Augen anhören. Als er mit derselben zu Ende war, entgegnete ich, daß ich überhaupt noch nicht sicher sei, ob es sich lohnen würde hier öffentlich aufzutreten, da ich noch bei keiner einflußreichen Persönlichkeit gewesen, ja nicht einmal beim russischen Gesandten, an den ich einen Brief vom Großfürsten Konstantin habe usw. Jetzt setzte Monsieur Geymüller plötzlich eine andere Miene auf; ich empfahl mich aber mit dem Bedauern, daß ich ihm einige Minuten von seiner kostbaren Zeit geraubt hätte, und dachte: „Warte Du . . . Jude!“

Beim Kapellmeister Lachner war ich noch nicht, da es mir hier an Platz fehlt, Gegenbesuche empfangen zu können.

Von „Stadt London“, wo wir eine große Rechnung zu bezahlen hatten, zogen wir in das „goldene Lamm“ in die Leopoldstraße und wohnen hier bis jetzt in der Hoffnung, daß

[1]) Frau Cibini war eine Tochter von Leopold Kozeluch, der nach Mozarts Tode k. k. Hofkompositeur wurde. Sie selbst spielte vorzüglich Klavier.

der Engländer die Wohnung der Baronin heute verlassen wird. „Sind wir nur erst in unseren eigenen vier Pfählen, so wollen wir einen aristokratischen Ton einführen,“ so sagt Titus, der mich durchaus zu einem übermütigen Patron machen will. „Dann,“ fährt er fort, „wollen wir Besuche empfangen, musizieren, über Konzerte sprechen, aber nicht ohne Honorar spielen!“

Bei Madame Raszek, Frau von Elkan, bei Rothschilds, in der Familie Vogt, sowie bei einigen anderen interessanten Persönlichkeiten war ich auch noch nicht. Heute gehe ich in das Gesandtschaftshotel, wo ich den Baron Meindorf zu sehen hoffe, nach dem ich, wie Hussarzewski riet, zuerst fragen soll, denn Baron Meindorf wird mir sagen, wann ich mich Herrn Tatyszczew am besten vorstellen kann. Von dem Gelde, welches ich von dem Bankier vorgestern erhielt, habe ich noch nichts angerührt; ich werde damit recht sparsam umgehen. Ungern tue ich es, aber ich muß Euch doch bitten, daß Ihr mir, beste Eltern, Ende dieses Monats noch etwas zu der Reise nach Italien schicken möchtet, d. h. nur für den Fall, daß meine Konzerte schlecht ausfallen sollten.

Das Theater kostet mich am meisten; aber das bedauere ich nicht, denn Fräulein Heinefetter und Herr Wild singen fast alle Abende und sind über alle Beschreibung vortrefflich. In dieser Woche habe ich drei ganz neue Opern gehört: gestern „Fra Diavolo“, vor drei Tagen „Titus“ und heute „Wilhelm Tell“. Ich ziehe die „Stumme von Portici“ freilich „Fra Diavolo“ vor.

Orłowski finde ich nicht beneidenswert, weil er Lafont begleiten muß. Sollte wohl die Zeit kommen, wo Lafont mich begleiten würde? Klingt diese Frage arrogant? Aber so Gott will, kann dies dereinst geschehen.

Nidecki gedenkt den ganzen Winter hier zu bleiben.

Diese ganze Woche habe ich nichts weiter getan, als meine Nase gepflegt, die Oper und Graff besucht, indem ich alle Tage nachmittags spielte, um meine steifgewordenen Finger wieder etwas in Gang zu bringen. Gestern habe ich Graff meinen Kollegen Nidecki vorgestellt. In der Tat, ich weiß nicht, wie mir diese Woche verflossen ist, und noch

immer habe ich keinen beſtimmten Schritt zu einem Konzerte getan.

A propos ratet Ihr mir das F-Moll-Konzert zu ſpielen, oder lieber das E-Moll? Würfel behauptet, daß mein F-Moll-Konzert ſchöner ſei als das in As-Dur von Hummel, welches ſoeben bei Haslinger erſchienen iſt. Herr Haslinger iſt ſchlau, indem er mich höflich, aber auf liſtige, feine Weiſe dazu bewegen will, ihm meine Kompoſitionen gratis zu überlaſſen.

Klengel wundert ſich, daß er mir für die Variationen kein Honorar gegeben hat.

Vielleicht denkt er, daß, wenn er meine Kompoſitionen etwas en bagatelle behandelt, ich froh bin, wenn ſie nur gedruckt werden, aber mit dem gratis iſt es bei mir vorbei; jetzt heißt es „bezahle, Beſtie!“

Graff riet mir, ich ſolle doch den landſtändiſchen Saal, wo die Spirituelkonzerte abgehalten werden, weil derſelbe das ſchönſte und günſtigſte Lokal, für mein Konzert wählen.

Dazu muß ich aber erſt die Erlaubnis des Grafen Dietrichſtein einholen, was mir durch Malfatti freilich nicht ſchwer fallen wird.

Geſund bin ich wie ein Löwe, und die Leute behaupten, daß ich dicker geworden ſei.

Im ganzen geht es mir gut, und ich hoffe mit Gott, der mir Malfatti zum Beiſtand geſchickt — o prächtiger Malfatti! — daß es noch beſſer werden wird!“

Euer

Friedrich.

Inzwiſchen hatte die tyranniſche Regierung des Großfürſten Konſtantin, von der Nation volle fünfzehn Jahre mit unbeſchreiblicher Geduld und Untertänigkeit ertragen, eine Revolution herbeigeführt, und es erfolgte am 29. November 1830 der Aufſtand in Warſchau.

Infolge der erſten Nachrichten über die polniſchen Unruhen verließ Titus Woyciechowski ſogleich Wien und kehrte heim, um in das Militär einzutreten. Friedrich wollte dasſelbe tun, indem er die große Entfernung von ſeiner Familie und Freunden in ſolchen Verhältniſſen nicht ertragen zu können

glaubte. Nur die dringenden Bitten ſeiner Eltern, welche wußten daß die Geſundheit ihres Sohnes zur Ertragung der Kriegsſtrapazen nicht geeignet war, hielten ihn von der Ausführung der Idee zurück. Seine Beſorgnis um Eltern und Schweſtern war jedoch ſo groß, daß er Extrapoſt nahm und Titus nachfuhr; hätte Friedrich den Freund eingeholt, ſo wäre er ſicherlich mit ihm nach Warſchau gereiſt. Er mußte aber, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, nach Wien zurückkehren. Nun fügte er ſich dem Willen ſeines Vaters und nahm die Idee, ein eigenes Konzert zu veranſtalten, wieder auf. Ein ſolches ließ ſich indeſſen nicht ſo ſchnell arrangieren. Das früher von den Wiener Muſikern für ſein Talent gezeigte lebhafte Intereſſe war etwas erkaltet, und unter den neuangekommenen Künſtlern beſaß er keine wohlwollenden und einflußreichen Freunde.

Als er das erſtemal ohne Honorar in Wien geſpielt, hatte er ſich ſchnell Sympathien erworben; jetzt ſah er ſich von allen etwas vernachläſſigt, nachdem er ſich nicht mehr koſtenlos wollte hören laſſen. Es iſt auch nicht unmöglich, daß ſich die Leute aus Vorſicht zu Metternichs Zeiten von den Polen etwas zurückzogen.

Unter dieſen Verhältniſſen erlahmte Friedrichs Energie, welche nötig war zur Bekämpfung von allerlei Hinderniſſen, die ſich ihm in den Weg ſtellten. Einige ſeiner früheren Bekannten waren krank, andere verreiſt, und die übrigen befürchteten, daß der angenehme, gebildete und außergewöhnlich begabte Künſtler ſich vielleicht infolge ſeiner Triumpfe in Wien für immer niederlaſſen und dadurch für ſie ein gefährlicher Nebenbuhler werden könne. Selbſt ſeine Erfolge in den Salons ſahen manche nicht gern. Die in ſeinem Vaterlande Schlag auf Schlag folgenden Kriegsereigniſſe ſchreckten den größten Teil ſeiner Gönner ab, ihm nützlich zu ſein; übrigens war ſeine Seele zu dieſer Zeit mehr mit Politik als mit Muſik beſchäftigt.

Viele Briefe Friedrichs, die er unter dem Einfluſſe der Begeiſterung für ſein Vaterland an ſeine Eltern geſchrieben hatte, wurden von dieſen vernichtet, denn ſie enthielten Stellen, welche der ruſſiſchen Regierung, die ſich nicht ſcheute, Hausſuchungen anzuſtellen, nicht vor Augen kommen durften. Manche

ſeiner Schreiben ſind während des Krieges auch gar nicht nach Warſchau befördert worden. Die traurigen Umſtände ſeines Vaterlandes machten einen tiefen, ſchmerzlichen Eindruck auf das für Leid und Glück ſo empfängliche Gemüt des jungen Künſtlers. Der fröhliche Jugendmut, der früher aus ſeinen Briefen leuchtete und die Empfänger derſelben herzlich erfreute, wich einer gewiſſen Unluſt und Trauer; ja ſein anmutiger Spott verwandelte ſich ſogar, wie der Leſer aus der folgenden Korreſpondenz erſehen wird, ſehr oft in bittern Sarkasmus.

22. XII 1830

Wien, Mittwoch vor dem Chriſttag
(ich habe keinen Kalender zur Hand, weiß daher das Datum nicht).

Liebſte Eltern und Schweſtern!

Geſtern waren es ſieben Wochen, daß ich Euch verlaſſen habe. Wozu? Es iſt aber nun einmal geſchehen!

Gerade geſtern um dieſelbe Stunde, als man mich nach Wola begleitete, war ich hier in der Familie Weyberheim zu einem Tanzkränzchen geladen. Es war dort viel Jugend, ſchön, aber nicht altertümlich, nämlich nicht altteſtamentariſch. Ich wurde dringend zum Kotillon genötigt, drehte mich einige Male herum und ging dann nach Hauſe. Die Wirtin und ihre liebenswürdigen Töchter hatten viele muſikaliſche Perſönlichkeiten eingeladen, aber ich war nicht zum Klavierſpielen geſtimmt.

Herr Likt, den Louiſe kennt, wurde mir vorgeſtellt. Er iſt ein guter, ehrlicher Deutſcher, der mich für eine Größe hält; deshalb wollte ich ihn durch mein Spiel, dem die glückliche Stimmung des Augenblicks gefehlt haben würde, nicht die gute Meinung von mir rauben. Dort habe ich auch den Neffen von Lampi geſprochen, den der Papa gut kennt. Erſterer iſt ein hübſcher, angenehmer junger Mann, der ſehr ſchön malt. A propos vom Malen: Geſtern war Hummel mit ſeinem Sohne bei mir. Der letztere hat jetzt mein Porträt bald vollendet; es iſt ſo ähnlich, daß man es ſich beſſer nicht vorſtellen kann. Ich ſitze in meinem Schlafrocke mit einer inſpirierten Miene, weiß aber nicht, weshalb mir der Maler durchaus dieſe gegeben

hat. Das Porträt iſt mit Kreide gezeichnet, in Quartformat und ſieht aus wie ein Stahlſtich. Der alte Hummel war außerordentlich höflich und ſtellte mir ſeinen guten Bekannten, Monſieur Duport, Direktor des Kärnthnertor-Theaters, vor. Letzterer iſt früher ein berühmter Tänzer geweſen, ſoll ſehr knauſerig ſein, empfing mich jedoch äußerſt zuvorkommend, denn er denkt vielleicht, daß ich ihm gratis ſpielen werde. Da irrt er ſich! Es kam zu einer Art von Unterhandlung zwiſchen uns, aber es wurde nichts Beſtimmtes ausgemacht. Wenn Herr Duport mir zu wenig bieten ſollte, gebe ich mein Konzert im großen Redoutenſaale.

Würfel befindet ſich wohler; vorige Woche habe ich bei ihm einen tüchtigen Geiger, Slawik [1]), kennen gelernt. Er iſt höchſtens ſechsundzwanzig Jahre alt und gefiel mir ſehr. Als wir Würfel verließen, fragte er mich, ob ich nach Hauſe ginge, was ich bejahte. „Kommen Sie doch lieber mit mir zu Ihrer Landsmännin, Frau Beyer," ſchlug Slawik vor. Ich willigte ein. Nun hatte mir Kraszewski von Dresden aus denſelben Tag einen Brief an Frau Beyer geſandt, dem die Wohnungsangabe fehlte, und in Wien kommt der Name Beyer häufig vor. So beſchloß ich ſchnell meinen Brief zu holen und Slawik zu begleiten, und ſiehe da, ich kam wirklich zu der richtigen Frau Beyer. Ihr Gatte iſt ein Pole aus Odeſſa. Sie verſicherte, daß ſie ſchon von mir gehört habe, und lud Slawik und mich für den nächſten Tag zum Speiſen ein.

Nach dem Diner ſpielte Slawik, und ſein Spiel gefiel mir ganz ausnehmend, ſo, wie nach Paganini noch niemand. Da ihm das meinige auch ſympathiſch war, beſchloſſen wir, ein Duett für Violine und Klavier zuſammen zu komponieren. Ich dachte ſchon in Warſchau daran. Slawik iſt wahrlich ein genialer, großer Geiger. Wenn ich Merk kennen werde, dann wollen wir ſchon ein Trio zuſammenbringen. Ich hoffe, dieſen bald bei Mechetti zu treffen.

Geſtern war Czerny mit mir bei Diabelli, der mich für nächſten Montag zu einer Soiree einlud, wo ich nur Künſtler finden werde. Sonntag iſt eine Soiree bei Likt, wo ſich die feine

[1]) Joſeph Slawik, geboren 1806 in Böhmen, ſtarb 1833 in Peſt.

muſikaliſche Welt verſammeln und die achthändige Ouverture zum Vortrag kommen wird. Sonnabend ſoll alte Kirchenmuſik beim Hofrat Kieſewetter (Autor eines Werkes über Muſik) aufgeführt werden.

Ich wohne in der vierten Etage, meine Lieben; einigen Engländern hatte meine Wohnung ſo gefallen, daß ſie erklärten, ſie würden ſie mir gern für achtzig Gulden abmieten, worauf ich mit Vergnügen einging. Baronin von Lachmanowicz, Schwägerin der Frau von Uszakow, meine jetzige junge und angenehme Wirtin, hat im vierten Stock eine ebenſo geräumige Wohnung für zwanzig Gulden, die mir ganz gut gefällt.

Ihr ſagt gewiß jetzt untereinander: „Der arme Schlucker ſitzt unter dem Dach!“ Aber ſo iſt es nicht, denn über mir iſt noch eine Etage, dann kommt erſt das Dach, und der Profit von achtzig Gulden iſt auch nicht zu verachten. Die Leute beſuchen mich doch, ſelbſt der Graf Huſſarzewski ſteigt ſo hoch hinauf. Die Straße iſt wertvoll für mich, da ſie mitten in der Stadt liegt; überall, wohin ich häufig gehen muß, habe ich es nahe. Links Artaria, rechts Mechetti und Haslinger, hinter dem Hauſe das Hofoperntheater. Kann ich es bequemer haben?

Herrn Elsner habe ich noch nicht geſchrieben, aber bei Czerny war ich ſchon. Das Quartett iſt bis heute noch nicht erſchienen.

Doktor Malfatti ſchalt mich aus, daß ich bei Madame Schaſchek ſtatt um zwei Uhr erſt um vier Uhr zum Diner erſchienen bin. Nächſten Sonnabend ſoll ich wieder mit Malfatti zuſammen ſpeiſen, und wenn ich wieder zu ſpät kommen ſollte, will Malfatti — ſo droht er — eine ſchmerzhafte Operation mit mir vornehmen.

Ich ſehe ſchon, wie ſich der liebe Papa über meinen Leichtſinn und meine Rückſichtsloſigkeit gegen ältere Perſonen ärgert; aber ich werde mich beſſern. Malfatti hat mich wirklich lieb, worauf ich nicht wenig ſtolz bin. Nidecki kommt jeden Morgen zu mir und ſpielt. Wenn mir ein Konzert für zwei Klaviere ſo gelingt, daß ich ſelbſt damit zufrieden bin, wollen wir gleich öffentlich damit auftreten; doch will ich zuerſt einmal allein ſpielen.

Haslinger iſt ſtets liebenswürdig gegen mich, aber ſagt kein Wort vom Verlegen.

Ich weiß nicht, ſoll ich bald nach Italien reiſen oder noch warten [1])? Bitte, liebſter Papa, ſchreibe mir Deinen und der beſten Mutter Willen darüber. Die Mama iſt wohl froh, daß ich nicht nach Warſchau zurückgekommen bin; aber wie gern wäre ich dort! Umarmt den lieben Titus von mir, und bittet ihn dringend, daß er mir ein paar Worte ſchreibe. Ihr glaubt gewiß an meine Liebe und innige Anhänglichkeit; aber Ihr ſtellt Euch doch wohl kaum vor, wie ſehr Eure Briefe mich erfreuen. Warum iſt die Poſt nicht ſchneller? Ihr werdet es nur natürlich finden, daß ich um Euch ſehr beſorgt bin und mit Ungeduld Nachricht von Euch erwarte.

Ich habe hier einen ſehr angenehmen jungen Mann kennen gelernt, namens Leibenfroſt; er iſt ein Freund von Keßler. Wir ſind oft zuſammen, und wenn ich nicht zum Diner eingeladen bin, ſo ſpeiſen wir gemeinſchaftlich in der Stadt. Er kennt ganz Wien und wo eine Merkwürdigkeit zu ſehen iſt, da führt er mich gewiß hin. Geſtern z. B. machten wir einen prachtvollen Spaziergang auf die Baſtei. Erzherzöge, Fürſten, Grafen, mit einem Worte die ganze Ariſtokratie Wiens war dort verſammelt. Ich begegnete Slawik und wir verabredeten, daß wir für unſere Variationen ein Beethovenſches Thema wählen wollten.

Einesteils bin ich ſehr zufrieden, daß ich hier bin, aber andernteils! . . .

In meiner Stube befinde ich mich recht gemütlich; gegenüber habe ich ein Dach, und die unten vorüberſpazierenden Leute erſcheinen wie Zwerge. Am wohlſten iſt mir zumute, wenn ich mich auf dem prachtvollen Inſtrumente von Graff ſo recht ſatt geſpielt habe. Jetzt will ich mich mit Euern Briefen in der Hand ſchlafen legen; deshalb träume ich auch nur von Euch.

Geſtern wurde bei Beyers Mazurka getanzt. Slawik fiel auf den Fußboden, mit ihm ſeine Tänzerin, eine alte Komteſſe mit grobem Geſicht, grober Naſe, das Kleid nach früherer

[1]) Vielleicht Anſpielungen auf die Unruhen, die damals auf der Halbinſel herrſchten.

Mode zierlich mit den Fingerſpitzen haltend, das Köpfchen an ſeine Frackklappe angelehnt. Doch alle Achtung vor dem Paare und vor der Dame, die klug und unterhaltend iſt und „uſage du monde“ beſitzt.

Unter den zahlreichen Vergnügungen, die Wien bietet, ſind die Gartenkonzerte berühmt, wo Lanner und Strauß Walzer ſpielen, während das Publikum zu Nacht ſpeiſt. Nach jedem Walzer bekommen die Muſiker ein brauſendes Bravo. Wenn ein Quodlibet geſpielt wird, in welches beliebte Opernmelodien, Lieder und Tänze eingewebt ſind, kennt der Enthuſiasmus des Wiener Publikums keine Grenzen.

Ich wollte Euch den letzten von mir komponierten Walzer beilegen; aber die Poſt geht ab und ich habe nicht mehr Zeit, ihn abzuſchreiben; alſo ein anderes Mal. Die Mazurken muß ich auch erſt kopieren laſſen — ſie ſind aber nicht zum Tanzen!

Ungern ſage ich Euch ſchon Lebewohl; ich möchte gern noch weiterſchreiben. Solltet Ihr Fontana ſehen, ſo ſagt ihm, daß er bald von mir einen Brief erhalten wird. Matuszyński [1]) bekommt entweder heute oder mit der nächſten Poſt einen langen Bericht von mir.

Lebt wohl, meine Teuerſten.

Euer

Friedrich.

An Johannes Matuszyński.

Wien, Sonntag. Weihnachtsmorgen.

Im vorigen Jahre war ich um dieſe Zeit in der Bernhardinerkirche; heute ſitze ich im Schlafrock ganz allein, küſſe meinen ſüßen Ring und ſchreibe [2]).

Liebes Hänschen!

Soeben komme ich von dem famoſen Geiger Slawik. Paganini ausgenommen, habe ich nichts Ähnliches auf der

[1]) Johannes Matuszyński, den 9. Dezember 1809 in Warſchau geboren, war im Lyzeum ein Mitſchüler Chopins geweſen, und einer ſeiner vertrauteſten Freunde geworden.

[2]) Nach der Bernhardinerkirche, die dicht am Konſervatorium ſteht, pflegte Fräulein Conſtantia Gladkowska häufig zu gehen.

Violine gehört. Sechsundneunzig Noten im Staccato nimmt er auf einen Bogenſtrich! Es iſt faſt unglaublich! Als ich ihn hörte, hatte ich Luſt, nach meiner Wohnung zurückzukehren und Variationen für Piano und Geige über ein Adagio von Beethoven zu ſkizzieren; aber ein Blick auf die Poſt, an welcher ich ſtets vorbeigehe, um nach Briefen aus der Heimat zu fragen, rief andere Wünſche in mir wach.

Die Tränen, welche mir bei dieſem himmliſchen Thema in die Augen traten, haben Deinen Brief benetzt. Ich ſehnte mich unbeſchreiblich nach Deinem Schreiben, Du weißt ja warum.

Wie beglücken mich ſtets die Nachrichten über meinen Friedensengel! Wie gern möchte ich alle die Saiten berühren, die nicht nur die ſtürmiſchen Gefühle hervorrufen, ſondern auch die Lieder erklingen laſſen, deren halb zerſtörtes Echo noch am Ufer der Donau herumirrt — Lieder, welche die Krieger des Königs Johann Sobieski geſungen haben!

Du rieteſt mir, einen Poeten zu wählen. Du weißt aber, daß ich ein unentſchloſſenes Weſen bin, und daß es mir nur einmal im Leben gelungen iſt, eine gute Wahl zu treffen.

Ich möchte nicht gern meinem Vater zur Laſt fallen; hätte ich nicht dieſe Befürchtung, ſo würde ich ſofort nach Hauſe zurückkehren. Ich bin oft ſo geſtimmt, daß ich den Augenblick meiner Abreiſe von meiner ſüßen Heimat verfluche! Du wirſt wohl meine Lage begreifen, und daß nach Titus' Abreiſe auf einmal zu viel auf mich eingeſtürmt iſt.

Die vielen Diners, Soirees, Konzerte und Bälle, die ich beſuchen muß, langweilen mich nur. Ich bin traurig, fühle mich hier ſo einſam und verlaſſen; ich kann aber nicht leben wie ich will! Ich muß Toilette machen, mit heiterem Geſicht in den Salons erſcheinen; aber wenn ich wieder in meinem Zimmer bin, ſpreche ich mich auf dem Klavier aus, dem ich als meinem beſten Freunde in Wien all meine Leiden klage. Ich habe keine Seele, der ich mich unbegrenzt anvertrauen kann, und muß doch jedem wie einem Freunde entgegenkommen. Es gibt hier zwar Menſchen, die mich zu lieben ſcheinen, mein Porträt machen, ſich an mich anſchließen, aber dieſe erſetzen Euch nicht. Der innere Friede fehlt mir; nur

dann bin ich ruhig, wenn ich Eure Briefe lese und mir das Bild des Königs Sigismund[1]) vorstelle, oder den Ring, dieses teuere Kleinod, anschauen kann. Verzeihe, mein Hänschen, daß ich Dir so viel vorklage; aber wenn ich so zu Dir spreche, so wird mir leichter ums Herz. Dir habe ich ja stets alles, was mich bewegte, mitgeteilt; hast Du vorgestern mein Briefchen empfangen?

Vielleicht liegt Dir nicht viel an meinem Geschreibsel, weil Du in der Heimat bist; aber ich lese und lese Deine Briefe immer wieder.

Doktor Freyer war einige Male bei mir; er hatte von Schuch erfahren, daß ich in Wien sei. Er erzählte mir eine Menge interessanter Neuigkeiten und freute sich über Deinen Brief, den ich ihm bis zu einer gewissen Stelle vorlas. Diese Stelle hat mich sehr traurig gestimmt. Sieht sie in Wahrheit so verändert aus? War sie etwa krank? Das ließ sich leicht denken, da sie ein sehr empfindsames Gemüt hat. Vielleicht erschien sie nur Dir so, oder war sie über etwas erschrocken. Gott wolle verhüten, daß sie etwa gar um meinetwillen leidet! Beruhige sie und sage ihr, daß ich, solange mein Herz schlägt, nicht aufhören werde, sie anzubeten. Sage ihr, daß sogar nach meinem Tode meine Asche unter ihre Füße gestreut werden soll. Doch das ist noch alles zu wenig, was Du ihr von mir sagen könntest!

Ich schreibe ihr selbst, ja ich hätte es schon längst getan, um mich von meinen Qualen zu befreien; aber — wenn mein Schreiben an sie zufällig in fremde Hände fiele, könnte es ihrem Rufe vielleicht nachteilig werden?!

Darum sei Du lieber der Dolmetscher meiner Gefühle; rede für mich „et j'en conviendrai". Diese Deine französischen Worte fuhren wie ein Blitz in mich. Ein Wiener, der neben mir auf der Straße ging, als ich eben Deinen Brief las, faßte mich unter den Arm und vermochte es kaum mich zu halten. Er wußte nicht, was mir geschehen war. Ich hätte am liebsten alle Vorbeigehenden umarmt und geküßt, und es war mir so wohl ums Herz, wie seit langer Zeit nicht, denn ich empfing

[1]) In der Nähe des Denkmals von König Sigismund war das Konservatorium, und in diesem wohnte Constantia als Pensionärin.

ja den ersten Brief von Dir! Ich langweile Dich wohl, mein Hänschen, mit meiner Leidenschaftlichkeit; aber es wird mir schwer, Dir etwas zu verheimlichen, was mein Herz bewegt.

Vorgestern speiste ich bei Frau Beyer, die auch Constantia heißt. Ich verkehre sehr gern mit ihr, schon weil sie den mir unbeschreiblich teuern Taufnamen hat; ja ich freue mich schon, wenn mir eines ihrer Taschentücher oder Servietten in die Hände kommt, das mit „Constantia" gezeichnet ist. Ich komme im Beyerschen Hause auch oft mit Slawik zusammen, für den Frau Constantia viel Sympathie hat. Gestern, also am Weihnachtsabend, spielten wir den Vor- und Nachmittag dort. Es war draußen so mild, als sei es Frühling; als ich nachts aus der Gesellschaft von der Baronin kam und Slawik Adieu gesagt hatte — er mußte nämlich in die Kaiserliche Kapelle —, ging ich ganz allein langsamen Schrittes in die Stephanskirche. Die Kirche war noch leer. Um den erhabenen, großartigen Bau so recht andächtig zu betrachten, lehnte ich mich an einen Pfeiler in der finstersten Ecke des Gotteshauses. Die Pracht und Größe dieser Wölbung lassen sich nicht beschreiben, man muß die St. Stephanskirche selbst sehen. Um mich her herrschte tiefste Stille, die erst durch die hallenden Schritte des Kirchendieners unterbrochen wurde, der da kam, um die Kerzen anzuzünden. Hinter mir war ein Grab, vor mir ein Grab, nur über mir sah ich keins. In diesen Augenblicken fühlte ich wie noch niemals meine Einsamkeit und Verwaisung. Als die Lichte brannten und der Dom sich mit Menschen füllte, hüllte ich mich fester in meinen Mantel (Du kennst ja meine Weise, wie ich durch die Krakauer Vorstadt zu gehen pflegte) und eilte, um der Messe in der Kaiserlichen Hofkapelle beizuwohnen; aber da ging ich nicht mehr allein, sondern durchstrich in lustiger Gesellschaft die schönen Straßen Wiens bis an die Hofburg, wo ich drei Sätze einer von halbverschlafenen Musikern gespielten Messe anhörte. Nachts um eins kam ich in meiner Wohnung an. Ich träumte von Dir, von Ihr und von meinen lieben Kindern[1]).

Den andern Morgen wurde ich durch eine Einladung zum

[1]) Chopin nannte seine Schwestern häufig seine Kinder.

Diner bei Frau von Elkan geweckt. Dieſe Dame iſt Polin, ihr Gemahl ein reicher, angeſehener Bankier.

Mein erſtes an dieſem Tage war, mich auf meinem Inſtrumente in melancholiſchen Phantaſien zu ergehen; ich empfing Beſuche von Nidecki, Leibenfroſt und Steinkeller; dann ging ich zu Malfatti, um bei ihm zu ſpeiſen. Dieſer vortreffliche Mann denkt an alles; er iſt ſo liebenswürdig, uns ſogar Speiſen vorzuſetzen, die nach polniſcher Art zubereitet ſind.

Nachmittags kam der berühmte Tenoriſt Wild. Ich begleitete ihm auswendig die Arie aus „Othello“, die er meiſterhaft ſang. Wild und Fräulein Heinefetter ſind die Zierde der Hofoper; die anderen Sänger ſind nicht ſo vorzüglich, wie ich ſie an der kaiſerlichen Oper in Wien zu finden dachte. Fräulein Heinefetter hat eine Stimme, wie man ſie ſelten hört; ſie ſingt ſtets rein, ihre Koloratur iſt perlend, überhaupt alles an ihr untadelhaft; beſonders ſchön ſieht ſie als Mann aus, aber ſie iſt kalt. Ich habe mir im Parkett faſt die Naſe erfroren. Im „Othello“ hat ſie mich mehr entzückt, als im „Barbier“, wo ſie ſtatt eines lebhaften, witzigen Mädchens eine ganz raffinierte Kokette darſtellt. Als Sextus im „Titus“ ſieht ſie wirklich ganz brillant aus. In den nächſten Tagen tritt ſie in „Die diebiſche Elſter“ auf. Ich bin ſehr geſpannt darauf. Fräulein Wołkow hat mir als Roſine im „Barbier“ beſſer gefallen; aber freilich hat ſie nicht die köſtliche Stimme der Heinefetter. Ich wünſchte, ich hätte die Paſta gehört!

Du weißt doch, daß ich Briefe vom Königlich Sächſiſchen Hofe an die Vizekönigin in Mailand habe; aber was ſoll ich tun? Die Eltern laſſen mir freien Willen; ich wünſchte, ſie gäben mir Vorſchriften. Soll ich nach Paris? Hier raten mir meine Bekannten, noch zu warten. Soll ich heimkehren? Hier bleiben? Mich töten? An Dich nicht mehr ſchreiben?

Rate mir, was ich tun ſoll. Frage, bitte die Perſon, die mich in Warſchau ſtets ſo mächtig beeinflußt hat, und ſchreibe mir deren Meinung; nach dieſer will ich handeln.

Laß noch einmal von Dir hören, bevor Du in den Krieg ziehſt; Wien poste restante. Beſuche meine lieben Eltern und Conſtantia. Beſuche meine Schweſtern oft, ſolange Du noch in Warſchau biſt, damit ſie denken, daß Du zu mir

kommſt und ich im andern Zimmer bin; ſetze Dich zu ihnen, daß ſie ſich einbilden, ich ſei auch da; mit einem Wort: vertritt meine Stelle in meiner Eltern Hauſe.

Ans Konzertgeben denke ich jetzt gar nicht mehr.

Der Pianiſt Alois Schmitt aus Frankfurt a. M., berühmt durch ſeine vortrefflichen Etuden, iſt jetzt hier, ein Mann über vierzig Jahre. Ich habe ihn kennen gelernt; er verſprach mich zu beſuchen. Er beabſichtigt hier ein Konzert zu geben, und das muß man ihm laſſen: er iſt ein geſcheiter Muſiker; ich glaube, wir werden uns in muſikaliſcher Hinſicht ſchon verſtehen. Thalberg hält ſich ebenfalls hier auf, ſpielt famos, aber er iſt nicht mein Mann. Er iſt jünger als ich, gefällt den Damen ſehr, macht Potpourris über die „Stumme“, ſpielt das Forte und Piano mit dem Pedale, aber nicht mit der Hand, greift Dezimen, wie ich Oktaven, und trägt Hemdenknöpfe mit Brillanten. Über Moſcheles wundert er ſich gar nicht; es iſt alſo auch kein Wunder, daß ihm nur die Tuttis aus meinem Konzert gefallen haben. Er ſchreibt auch Konzerte.

Ich ſchließe dieſen Brief drei Tage ſpäter; ich habe mein dummes Gekritzel noch einmal durchgeleſen; verzeihe, Hänschen, daß Du das Porto dafür bezahlen mußt. Heute bei Tiſch in der italieniſchen Reſtauration habe ich folgendes gehört: „Der liebe Gott hat einen Fehler begangen, daß er die Polen geſchaffen hat.“ Wundere Dich alſo nicht, daß ich Dir das nicht ſchreiben kann, was ich fühle. Etwas Neues ſollſt Du auch von einem Polen nicht erwarten, denn ein anderer ſagte: „Aus Polen iſt nichts zu holen!“

Es iſt hier ein Franzoſe angekommen, der alle Sorten Würſte fabriziert. Vor ſeinem eleganten Laden ſammeln ſich ſchon ſeit einem Monat maſſenhaft die Leute, weil jeden Tag etwas Neues bei ihm zu erblicken iſt. Einige denken, daß das die Folgen der franzöſiſchen Revolution ſind und ſchauen mitleidig auf die wie Bilder ausgehängten Würſte und Schinken, oder ſie ſind aufgebracht, daß es dem revolutionären Franzoſen geſtattet iſt, einen Laden mit Fleiſchwaren zu eröffnen, da ſie doch genug Schweine im eigenen Lande haben. Wo man hinhört, iſt die Rede von dem Franzoſen, und man fürchtet allgemein, daß, wenn es vielleicht losgehen ſollte, die Franzoſen den Anfang machen.

Ich ſchließe, mein Hänschen, denn nun iſt's endlich Zeit. Umarme von mir alle meine teuren Kollegen, und glaube, daß ich nicht eher aufhören werde, Dich zu lieben, als bis ich meine Geliebteſten, meine Eltern und ſie, nicht mehr liebe.

Mein Beſter, ſchreibe mir doch bald einige Zeilen. Du kannſt ihr ſogar dieſen Brief zeigen, wenn Du es für paſſend hältſt.

Heute gehe ich noch zu Malfatti, aber zuerſt auf die Poſt.

Meine Eltern wiſſen nicht, daß ich an Dich ſchreibe; Du kannſt es ihnen ſagen, aber nur ja den Brief nicht zeigen[1]). Noch immer kann ich mich nicht von meinem holden Hänschen trennen. Gehe ſchon, Du Garſtiger! Wenn Dich die W . . . ſo herzinnig liebt, wie ich Dich liebe, ſo würde Con — nein, ich kann nicht einmal den Namen ausſchreiben, meine Hand iſt zu unwürdig. Ach! ich könnte mir die Haare ausraufen, wenn ich daran denke, daß ich von ihr vergeſſen ſein könnte!

Heute iſt ein Othello aus mir geworden. Ich wollte den Brief zuſammenfalten und ohne Kouvert zuſiegeln, denn ich habe vergeſſen, daß man bei Euch auch Polniſch leſen kann. Da ich ein Stückchen Papier übrig behalten habe, ſo erlaubſt Du wohl, daß ich Dir mein hieſiges Leben beſchreibe.

Ich wohne im vierten Stockwerk, in einer ſchönen Straße; aber ich muß doch ſcharf durch das Fenſter ſchauen, wenn ich ſehen will, was unten vorgeht. Mein Zimmer wirſt Du in meinem neuen Album finden, wenn ich wieder daheim bin; der junge Hummel hat die Güte, es für mich zu zeichnen. Es iſt geräumig mit fünf Fenſtern; das Bett ſteht dieſen gegenüber. Mein wunderbares Klavier befindet ſich rechts, das Sofa links; zwiſchen den Fenſtern ein Spiegel, in der Mitte des Zimmers ein ſchöner, großer, runder Mahagonitiſch, der Fußboden iſt gebohnt. Ruhig!

„Nachmittags empfängt der Herr nicht" — deshalb kann ich mit meinen Gedanken in Eurer Mitte ſein. Frühmorgens weckt mich der unerträglich dumme Diener; ich ſtehe auf, bekomme meinen Kaffee und trinke ihn oft kalt, weil ich über

[1]) Es iſt kaum nötig zu bemerken, daß Chopins glühende Leidenſchaft für Conſtantia bis dahin ſeiner Familie ein Geheimnis geblieben . . . vielleicht das einzige, was er vor ihr hatte.

meinem Spiel das Frühſtück vergeſſe. Punkt 9 Uhr erſcheint mein deutſcher Sprachlehrer; dann ſchreibe ich meiſtens, worauf Hummel kommt, um an meinem Porträt zu arbeiten, während Nidecki mein Konzert ſtudiert. Dabei bleibe ich in meinem bequemen Schlafrock bis 12 Uhr. Zu dieſer Stunde kommt ein ſehr würdiger Deutſcher, Herr Leibenfroſt, welcher hier am Gericht arbeitet. Iſt das Wetter ſchön, ſo gehe ich mit ihm auf dem Glazis ſpazieren; dann ſpeiſen wir zuſammen in einem Lokal „Zur böhmiſchen Köchin", in welchem die ganze akademiſche Jugend verkehrt; und endlich gehen wir (wie es hier Sitte iſt) in eins der ſchönſten Kaffeehäuſer. Hierauf mache ich Beſuche, komme in der Dämmerſtunde heim, werfe mich in Balltoilette und muß in die Soiree: heute da-, morgen dorthin. Gegen 11 oder 12 Uhr (jedoch niemals ſpäter) kehre ich zurück, ſpiele, lache, leſe, lege mich nieder, löſche das Licht aus, ſchlafe und träume von Euch.

Mein Porträt, von dem nur Du und ich wiſſen ſollen, iſt ſehr ähnlich; wenn Du glaubſt, daß ich ihr damit eine kleine Freude bereiten würde, möchte ich es ihr durch Schuch ſchicken. Er will mit Freyer womöglich ſchon gegen den 15. nächſten Monats abreiſen.

Ich habe anfangs ganz deutlich geſchrieben und ſchließe ſo, daß Du Mühe haben wirſt, es zu leſen. Umarme die Kollegen, und wenn es möglich iſt, ſo veranlaſſe ſie, mir auch einmal zu ſchreiben.

Grüße Elsner ſchönſtens von mir.

An denſelben.

Wien, am Neujahrstage 1831.

Teuerſte Seele!

Da haſt Du, was Du wollteſt! Haſt Du den Brief empfangen? Haſt Du davon etwas abgeben? Ich bedaure noch heute, was ich getan habe; ich war von ſüßen Hoffnungen erfüllt und bin jetzt von Bangigkeit und Zweifeln gequält. Vielleicht ſpottet ſie, vielleicht lacht ſie mich aus?! Vielleicht — ach, ob ſie mich liebt? Das fragt mein leidenſchaftliches Herz! Du nichtswürdiger Äskulap, Du warſt im Theater, Du

haſt lorgnettiert und die Augen nicht von ihr abgewandt; wenn das der Fall iſt, ſoll Dich das Donnerwetter . . . Verſcherze Dir nicht mein Vertrauen; o Du, wenn ich Dir ſchreibe, ſo tue ich das nur für mich, denn Du biſt es gar nicht wert. Nun weißt Du, welche Gedanken mir durch den Kopf ziehen. Wenn in meiner Stube Deine früheren Kollegen ſich fröhlich unterhalten, z. B. Roſtkowski, Schuch, Freyer, Kyjewski, Hube uſw., dann denkt, daß ich mich mit Euch freue und lache, aber — ach!

Eben wie ich Dir ſchreibe, befinde ich mich in einem wunderbaren Zuſtande. Es iſt mir ſo zumute, als ſei ich bei Euch, und das, was ich hier ſehe und höre, nur träume. Die Stimmen, welche ich um mich her höre und an die mein Ohr nicht gewöhnt iſt, machen mir meiſtens nur den Eindruck des Wagengeraſſels oder irgendeines anderen gleichgültigen Geräuſches. Nur Deine Stimme oder die von Titus könnten mich heute aus meiner Erſtarrung wecken. Leben oder Sterben iſt mir ganz gleich. Den Eltern ſage nur, daß ich ſehr froh ſei und daß es mir an gar nichts fehlt, daß ich mich herrlich unterhalte und mich nie einſam fühle.

Wenn ſie über mich ſpotten ſollte, ſo ſage ihr dasſelbe; wenn ſie aber freundſchaftlich nach mir fragt, Beſorgnis um mich zeigt, ſo flüſtere ihr zu, ſie möge ſich beruhigen; aber füge auch hinzu, daß ich mich fern von ihr überall vereinſamt und unglücklich fühle. Ich bin unwohl, aber das ſchreibe ich den Eltern nicht. Ein jeder von meinen Bekannten fragt, was mir fehlt. „Der Humor," möchte ich antworten. Übrigens weißt Du ja am beſten, welcher Kummer mich quält!

Nach Paris reiſe ich Ende des nächſten Monats, falls es dort ruhig bleibt. Obgleich es hier an Unterhaltung und Vergnügen nicht mangelt, habe ich doch ſehr ſelten Luſt, mich zu amüſieren. Merk, der erſte Violoncelliſt Wiens, verſprach mir ſeinen Beſuch.

Heute iſt der 1. Januar. O wie traurig fängt dieſes Jahr für mich an! Ich liebe Euch über alles, ſchreibe ſobald wie möglich. Iſt ſie in Radom? Habt Ihr Schanzen aufgeführt? Meine armen Eltern! Wie leben meine Freunde?

Ich könnte für Dich, für Euch alle ſterben! Warum bin

ich dazu verurteilt, hier ſo einſam und verlaſſen zu ſein? Euch iſt es vergönnt, Euch in dieſen ſchrecklichen Zeiten ausſprechen und gegenſeitig tröſten zu können. Deine Flöte wird genug zu jammern haben! Wie wird ſich erſt mein Klavier ausweinen!

Du ſchreibſt mir, daß Du mit Deinem Regimente ins Feld ziehſt; wie willſt Du das Briefchen befördern? Schicke es ja nicht durch einen Boten hin; ſei vorſichtig! Vielleicht würden die Eltern — ſie könnten die Sache falſch beurteilen!

Ich umarme Dich nochmals. Du gehſt zm Kampfe, kehre als Oberſt zurück. Mag alles gut gehen! Warum darf ich nicht wenigſtens Euer Tambour ſein?!

Verzeihe die Unordnung in dieſem Briefe, ich ſchreibe wie berauſcht [1]).

Dein treuer

Friedrich.

Daß ſich die Wiener Verhältniſſe noch immer nicht günſtiger für Chopin geſtalteten, erſehen wir aus den nachfolgenden Briefen.

Wien, 26. Januar 1831.

Geehrter Herr Elsner!

Es iſt mir peinlich, daß Ihre Güte, von welcher ich bei meiner Abreiſe ſo viele Beweiſe erhielt, mich auch diesmal wieder beſchämt hat und daß Sie mir mit einem Briefe zuvorgekommen ſind. Es wäre meine Pflicht geweſen, an Sie gleich nach meiner Ankunft zu ſchreiben; ich habe jedoch von Tag zu Tag gezaudert, ſchon deshalb, weil ich feſt überzeugt war, daß die Eltern nicht verſäumen würden, Ihnen meine Erlebniſſe mitzuteilen, wenn ich auch nicht ſo eitel bin, anzunehmen, daß Ihnen dieſelben ſehr intereſſant ſein müſſen. Ich wollte auch warten, bis ich Ihnen etwas Beſtimmtes über mich ſagen könnte; jedoch von dem Tage an, wo ich von den ſchrecklichen

[1]) Dieſes Schreiben auf zwei loſen Blättern befand ſich in dem Briefe an Chopins Eltern, welcher ohne Kouvert, nur flüchtig geſiegelt war. Neben der Adreſſe hatte Friedrich für ſeine Schweſtern die Bemerkung gemacht: „Man bittet das Siegel nicht zu verletzen und nicht neugierig zu ſein, wie die alten Weiber."

Ereigniſſen in unſerm Vaterlande hörte, hat mich nur der eine Gedanke der Angſt und Sehnſucht nach demſelben und nach den teuren Meinigen erfüllt.

Herr Malfatti gibt ſich umſonſt Mühe, mich zu überzeugen, daß der Künſtler ein Kosmopolit iſt oder ſein ſoll. Wenn das auch der Fall wäre, nun ſo bin ich als Künſtler noch in der Wiege, als Pole aber ſchon ein Mann; hoffe alſo, daß Sie es mir nicht übelnehmen werden, wenn ich bisher an das Arrangement eines Konzerts nicht ernſtlich gedacht habe.

Von allen Seiten ſtoße ich jetzt auf Hinderniſſe; nicht nur, daß eine Reihe der miſerabelſten Klavierkonzerte die wahre Muſik gänzlich ruiniert und das Publikum mißtrauiſch macht, auch alles, was in Polen vorgegangen iſt, hat ungünſtig auf meine Lage eingewirkt. Trotzdem gedenke ich noch während des Karnevals mein erſtes Konzert, welches den vollen Beifall Würfels hat, zur Aufführung zu bringen. Der biedere Würfel iſt immer leidend. Ich ſehe ihn oft; mit Freude erinnert er ſich Ihrer.

Wenn ich nicht die höchſt intereſſante Bekanntſchaft der erſten hieſigen Talente, wie Slawik, Merk, Bocklet uſw. gemacht hätte, ſo würde ich von meinem hieſigen Aufenthalte ſehr wenig befriedigt ſein. Die Oper iſt zwar gut: Wild und Fräulein Heinefetter feſſeln die Wiener; es iſt nur ſchade, daß Duport ſo wenig neue Opern aufführt und für ſeine Taſche beſorgter iſt, als für die Kunſt. Abbé Stadler bedauerte das lebhaft und ſagte, daß Wien nicht mehr ſei, was es früher geweſen. Er gibt ſeine Pſalmen bei Mechetti heraus — ein Werk, das ich im Manuſkript geleſen und bewundert habe. Was Ihr Quartett betrifft, ſo verſprach mir Joſeph Czerny heilig, daß dasſelbe zum St. Joſephstage fertig ſein ſolle. Er verſicherte, daß es ihm bis jetzt nicht möglich geweſen ſei, ſich damit zu beſchäftigen, weil er augenblicklich die Werke von Schubert, von denen noch viele unter der Preſſe ſind, herausgibt. Deshalb wird ſich, fürchte ich wohl, auch Ihr Manuſkript verſpäten. Wie ich jetzt bemerkt habe, iſt Czerny auch nicht einer von den reichſten hieſigen Verlegern, und kann daher den Druck eines Werkes, welches nicht beim „Sperl“ oder im „römiſchen Kaiſer“ aufgeführt wird, nicht ſo leicht

riskieren. Man nennt hier die Walzer Werke, und Lanner und Strauß, welche bei Aufführung dieſer Tänze vorgeigen, Kapellmeiſter. Es iſt damit nicht geſagt, daß alle hier ſo urteilen; im Gegenteil, es gibt viele, die darüber lachen, aber trotzdem werden doch faſt nur Walzer gedruckt. Wie mir ſcheint, beſitzt Mechetti Unternehmungsgeiſt, und mit ihm wird ſich leichter von Ihren Meſſen ſprechen laſſen; denn er hat die Abſicht, die Partituren der berühmteſten Kirchenkomponiſten herauszugeben. Gegen Mechettis Buchhalter, einen geſchmeidigen und aufgeklärten Sachſen, erwähnte ich Ihrer herrlichen Meſſen; er war gar nicht dagegen, und wie ich höre, tut er ſchließlich im Geſchäft, was er will. Heute bin ich mit Mechetti zuſammen zu Tiſch geladen. Ich werde ein ernſtes Wort mit ihm reden und Ihnen bald darüber ſchreiben. Haslinger gibt jetzt die letzte Meſſe von Hummel heraus, denn er lebt nur von und für Hummel: jedoch verkaufen ſich, wie man erzählt, die letzten Kompoſitionen Hummels nicht gut, und er ſoll ſie hoch honoriert haben! Deshalb legt er jetzt alle Manuſkripte beiſeite und druckt nur Straußſche Sachen.

Geſtern war ich mit Nidecki bei Steinkeller, der für erſteren ein Libretto geſchrieben hat. Er verſpricht ſich viel davon; in dieſer Oper ſoll der berühmte Komiker Schuſter auftreten. In dieſem Falle könnte ſich Nidecki einen Namen machen. Ich hoffe, daß Ihnen dieſe Mitteilung erfreulich ſein wird.

Sie fragen mich, verehrter Herr Elsner, weshalb Nidecki mein zweites Konzert einſtudiert? Das war nur ſein eigener Wille. Er wußte, daß er vor ſeiner Abreiſe aus Wien ſich doch öffentlich hören laſſen mußte, und da er unter ſeinen eigenen Arbeiten, außer den ſchönen Variationen, nichts Paſſendes fand, ſo bat er mich um mein Manuſkript. Die Sache hat ſich indeſſen jetzt ſehr geändert: er tritt nicht mehr als Klaviervirtuos, ſondern als Orcheſterkomponiſt auf. Gewiß wird er Sie ſelbſt davon benachrichtigen. Ich werde mir Mühe geben, daß ſeine Ouverture in meinem Konzert zur Aufführung kommt. Sie ſollen ſchon an uns Ihre Freude haben; jedenfalls keine Schande! Der Pianiſt Aloys Schmitt bekam von der Kritik etwas auf die Naſe, obgleich er ſchon über vierzig Jahre alt iſt und achtzigjährige Muſik komponiert. —

Beſten Gruß an alle Kollegen, ſowie an Ihr ganzes Haus. Sie bitte ich, die Verſicherung meiner unbegrenzten Verehrung anzunehmen, mit welcher ich ſtets bleibe Ihr dankbarer und treuer Schüler

Friedrich Chopin.

Wien, 14. Mai 1831.

Meine geliebten Eltern und Schweſtern!

Dieſe Woche mußte ich in bezug auf Eure Korreſpondenz eine ſtrenge Diät aushalten. Ich tröſte mich damit, daß ich die nächſte Woche wieder Briefe erhalten werde, und warte ruhig, weil ich hoffe, daß Ihr ſowohl auf dem Lande als in der Stadt geſund ſeid. Was mich anbetrifft, ſo bin ich ſehr munter und fühle, daß im Unglück der beſte Troſt Geſundheit iſt. Vielleicht haben die Suppen von Malfatti mich ſo geſtärkt, daß ich mich in der Tat wohler fühle als jemals. Sollte dies ſich ſo verhalten, ſo muß ich doppelt bedauern, daß Malfatti mit ſeiner Familie aufs Land gezogen iſt. Ihr könnt Euch gar nicht vorſtellen, wie ſchön die Villa iſt, die er bewohnt; heute vor acht Tagen war ich mit Hummel bei ihm.

Nachdem dieſer liebenswürdige Arzt uns in ſeinem Hauſe herumgeführt hatte, zeigte er uns auch ſeinen Garten. Als wir auf dem Gipfel des Berges ſtanden, von dem wir eine herrliche Ausſicht hatten, wollten wir gar nicht wieder hinabgehen. Der Hof beehrt Malfatti alle Jahre mit einem Beſuche. Er hat die Herzogin von Anhalt-Köthen zur Nachbarin; es würde mich nicht wundern, wenn ſie ihn um ſeinen Garten beneidete. Auf einer Seite ſieht man Wien zu ſeinen Füßen liegen, und zwar ſo, daß man glauben könnte, es ſei mit Schönbrunn verbunden; von der andern Seite blickt man auf hohe Berge, auf denen Klöſter und Dörfer maleriſch dahingeſtreut ſind. Bei dieſem romantiſchen Panorama vergißt man vollkommen das geräuſchvolle Treiben und die Nähe der Kaiſerſtadt.

Geſtern war ich mit Kandler[1]) in der kaiſerlichen Bibliothek. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ich noch nie dazu gekommen bin, die hieſige, vielleicht die reichſte Sammlung von muſikaliſchen Manuſkripten zu beſehen. Ich kann mir kaum denken, daß die Bibliothek in Bologna in größerer und ſyſtematiſcherer Ordnung gehalten wird als die Wiener. Jetzt, meine Teuerſten, ſtellt Euch meine Verwunderung vor, als ich unter den neuen Manuſkripten ein Buch im Futterale erblickte, mit der Aufſchrift: „Chopin“. Es war ein ziemlich ſtarkes Heft, elegant gebunden. Ich dachte: ich habe doch bisher von keinem anderen Muſiker Chopin gehört; es gab wohl einen gewiſſen Champin, und ich glaubte ſchon, daß der Name vielleicht verunſtaltet ſei. Ich nahm das Manuſkript heraus und ſah meine Handſchrift. Haslinger hat das Original meiner Variationen der Bibliothek geſchenkt! Welcher Unſinn, das lohnte ſich gerade aufzubewahren!

Am vergangenen Sonntag ſollte hier ein großes Feuerwerk ſtattfinden, aber der Regen hat es verdorben. Merkwürdig iſt, daß es hier faſt immer regnet, wenn Feuerwerk angekündigt iſt. Dabei fällt mir eine Geſchichte ein: „Ein Herr beſaß einen ſchönen, bronzefarbigen Frack: aber jedesmal, wenn er ihn trug, regnete es. Er ging alſo zu dem Schneider, erzählte dieſem alles und fragte ihn nach der Urſache. Der Schneider wunderte ſich ſehr, ſchüttelte den Kopf und bat den Herrn, ihm dieſen Frack auf einige Tage zur Probe zu laſſen; denn man könnte ja nicht wiſſen, ob dieſes Unglück nicht etwa dem Hute, der Weſte oder den Stiefeln zuzuſchreiben ſei. Dem war aber nicht ſo; denn als der Schneider den Frack angezogen und ſeinen Spaziergang angetreten hatte, fing es plötzlich an heftig zu regnen. Der arme Schneider mußte, um ſchnell aus dem Regen zu kommen, einen Fiaker mieten, weil er ſeinen Schirm vergeſſen hatte. Viele behaupten, die Schneidersfrau habe mit dem Schirme eine Kaffeegeſellſchaft beſucht; mag dem nun ſein, wie ihm wolle, der Frack iſt jedenfalls ganz naß geworden. Nachdem der Schneider über dieſen ſeltſamen Vorfall lange nachgedacht, kam er auf die Idee, ob denn in dieſem Fracke nicht irgend etwas Außergewöhnliches ſtecke.

Er trennt die Ärmel heraus — findet nichts: er trennt die Schöße, ja endlich die Bruſt auf, und ſiehe da! unter dem Futter ſteckt ein Stück von einem — Feuerwerksplakate!

[1]) Franz Kandler, geboren 1792, Muſikkenner und Schriftſteller.

Jetzt wurde ihm alles klar; er nahm die Plakate heraus, und seitdem regnete der Frack nie wieder ein!“

Verzeiht mir, daß ich Euch auch diesmal nichts Neues über mich mitteilen kann; hoffentlich werde ich Euch später interessantere Nachrichten geben können. Mein lebhaftester Wunsch ist, Euern Wünschen nachkommen zu können; bis jetzt war es mir aber nicht möglich, ein Konzert zu geben.

Was haltet Ihr von dem Siege des Generals Dwernicki bei Stoczek? Möge der liebe Gott weiter helfen!

Euer

Friedrich.

Wien, den 28. Mai 1831.

Soeben kehre ich von der Post zurück, aber wieder kein Brief für mich! Mittwoch empfing ich einen solchen von Madame Jarocka mit der Nachschrift von dem lieben Papa, welche, obgleich sehr kurz, doch für mich teure Worte enthielt. Daraus ersah ich wenigstens, daß zu Hause alles gesund ist. Was Marcel und Johann betrifft, so beschwöre ich sie, sie möchten mir lieber gar nicht mehr schreiben, wenn sie so nichtswürdig sind, mir trotz meiner Bitte immer nur einige Silben zukommen zu lassen. Ich bin so wütend, daß ich ihre Briefe sogar, ohne dieselben geöffnet zu haben, zurückschicken könnte. Sie werden sich gewiß wieder mit Mangel an Zeit ausreden! Nur ich allein soll Zeit haben, jede Woche so ausführlich zu schreiben.

Wie schnell vergeht doch diese teure Zeit! Es ist schon Ende Mai, und ich bin immer noch in Wien; es wird Juni, und ich werde wohl noch immer hier sitzen, denn Kumelski[1]) wurde krank und mußte sich wieder hinlegen. Ich sehe schon, daß diesmal mein Brief sehr langweilig wird; aber Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen, daß das Folgen eines krankhaften Zustandes wären. Im Gegenteil, ich bin gesund und amüsiere mich vortrefflich. Heute habe ich vom frühen Morgen bis nachmittag 2 Uhr gespielt; dann ging ich speisen, wo ich den guten Kandler traf, der so freundlich sein will, mir Briefe an

[1]) Kumelski, ein guter Bekannter Chopins, der ihn nach Paris begleiten wollte.

Cherubini und Paër zu geben. Später will ich meinen Kranken besuchen und abends in das Theater gehen, wo ein Konzert stattfindet, in welchem der Geiger Herz, ein Israelit, spielt, — derselbe, der in dem Konzert von Fräulein Henriette Sonntag in Warschau debutierte und den man beinahe ausgezischt hat. Ferner spielt Döhler, Pianist, einige Kompositionen von Czerny. Am Schlusse will Herz seine eigenen Variationen über polnische Weisen vortragen. Arme polnische Motive! Ihr ahnt gar nicht, mit was für „Majufes“ (jüdische Melodien) man Euch spicken will, und daß man Euch, um das Publikum zu locken, den Titel „polnische Musik“ gibt. Ist man so aufrichtig, über die echte polnische Musik und über diese nachgemachte zu sprechen und die erstere höher zu stellen, so wird man für verrückt erklärt, um so mehr, weil Czerny, das Orakel Wiens, in der Fabrikation seiner musikalischen Leckerbissen noch niemals ein polnisches Thema variierte.

Gestern nachmittag bin ich mit Thalberg in der evangelischen Kirche gewesen, denn dort sollte sich Hesse, ein junger Organist aus Breslau, vor dem ausgewähltesten Wiener Publikum hören lassen. Dort befand sich in der Tat die Elite der musikalischen Welt: Stadler, Kiesewetter, Mosel, Seyfried, Gyrowetz. Der Mann hat Talent und versteht mit der Orgel umzugehen. Hesse hinterließ mir ein Stammbuchblatt, aber ich weiß nicht recht, was ich darauf schreiben soll; es fehlt mir an Witz.

Mittwoch war ich mit Slawik bis 2 Uhr nach Mitternacht bei Beyers. Er ist einer von den hiesigen Künstlern, mit denen ich wirklich freundschaftlichen und vertraulichen Umgang pflege. Er spielt wie der zweite Paganini, aber als ein verjüngter, der den ersten mit der Zeit vielleicht noch übertreffen wird. Ich würde das selbst nicht glauben, wenn ich ihn nicht schon so oft gehört hätte. Ich bedauere sehr, daß Titus nicht mit ihm bekannt geworden ist, denn Slawik bezaubert den Zuhörer und bringt ihm Tränen in die Augen, ja er zwingt selbst Tiger zu weinen, sogar der Fürst G. und Jskr. sind von seinem Spiel vollkommen gerührt worden.

Was geschieht bei Euch? Ich träume stets von Euch. Nimmt das Blutvergießen noch kein Ende? Ich weiß Eure Antwort: „Geduld!“ Ich tröste mich auch stets damit.

Donnerstag war eine Soirée bei Fuchs, wo Limmer, einer der hieſigen beſſeren Künſtler, einige ſeiner Kompoſitionen für vier Violoncells vorführte. Merk machte, wie gewöhnlich, dieſelben durch ſein ſeelenvolles Spiel ſchöner, als ſie in der Tat ſind. Man blieb wieder dort bis 12 Uhr, denn Merk bekam Luſt, mit mir ſeine Variationen zu ſpielen. Er ſagte mir, daß er gern mit mir ſpielt, und für mich iſt es immer ein Hochgenuß, mit ihm zu muſizieren. Ich glaube, daß wir uns gut zuſammen ausnehmen[1]). Er iſt der erſte Violoncelliſt, den ich wirklich verehre. Ich bin begierig, wie mir Norblin[2]) gefallen wird; bitte nur den Brief an ihn nicht zu vergeſſen.

Wien, den 25. Juni 1831.

Ich bin geſund, das iſt das einzige, was mich erfreut; denn meine Abreiſe will gar nicht vor ſich gehen. Etwas Ähnliches iſt mir noch nicht paſſiert. Es iſt Euch ja bekannt, wie unentſchloſſen ich bin, und außerdem ſtoße ich bei jedem Schritte auf Hinderniſſe. Der Reiſepaß wird mir alle Tage verſprochen, und ich laufe vom Herodes zum Pontius Pilatus, um einfach das, was ich der Polizei zur Aufbewahrung gegeben, zurück zu bekommen. Heute habe ich noch ſchönere Sachen erfahren, nämlich: daß mein Reiſepaß irgendwo verlegt worden und daß ſie denſelben nicht finden können; ich muß ſogar ein Geſuch um Erteilung eines neuen einreichen. Es iſt merkwürdig, daß uns arme Polen jetzt alle erdenkbaren Schickſale treffen. Obgleich ich zur Abreiſe bereit bin, kann ich doch nicht dazu kommen!

Ich habe den Rat des Herrn Beyer befolgt und laſſe mir meinen Paß nach England viſieren, während ich doch nach Paris reiſe. Malfatti will mir einen Empfehlungsbrief an ſeinen Freund Paër geben; Kandler hat ſchon in der „Leipziger Muſikzeitung“ über mich berichtet.

Geſtern kam ich erſt um Mitternacht nach Hauſe, denn

[1]) Ihm iſt Op. 3: „Introduction et Polonaise brillante pour piano et violoncelle“ gewidmet.

[2]) M. L. Peter Norblin, geboren 1781 in Warſchau, war erſter Violoncelliſt der großen Oper in Paris und Lehrer am dortigen Konſervatorium. Er ſtarb 1852.

es war St. Johannes; alſo Malfattis Namenstag. Mechetti wollte ihn überraſchen, indem er die Fräuleins Emmering und Lutzer und die Herren Wild, Cicimara und Euren Friedrich beredet hatte, bei dem verehrten Manne eine Muſik zu machen, deren Ausführung faſt durchgängig das Prädikat „parfait“ verdient. Beſſer habe ich das Quartett aus „Moſes“ noch nicht gehört; jedoch ſang Fräulein Gładkowska in meinem Abſchiedskonzerte in Warſchau viel ſeelenvoller: „oh quante lacrime“. Wild war vortrefflich bei Stimme, und ich ſpielte quaſi den Kapellmeiſter[1]). Eine anſehnliche Menſchenmenge ſtand auf der Terraſſe des Hauſes und hörte ſich unſer Konzert an. Der Mond ſchien wundervoll, die Fontänen ſtiegen wie Perlenſäulen empor, der Duft der Orangerie erfüllte die Atmoſphäre; kurz — es war eine bezaubernde Nacht, die Umgebungen herrlich!

Jetzt will ich Euch den Salon beſchreiben, in dem wir uns befanden. Hohe, von oben bis unten geöffnete Fenſter gehen auf die Terraſſe, von welcher man einen prachtvollen Überblick über ganz Wien hat. An den Wänden ſind große Spiegel angebracht; die Beleuchtung war matt; deſto größere Wirkung brachte aber das durch die Fenſter hereinfallende Mondlicht hervor. Das links an den Salon ſtoßende Kabinett verleiht durch ſeine Geräumigkeit der ganzen Wohnung einen großartigen Anſtrich. Die Offenherzigkeit und Höflichkeit des Wirtes, die elegante heitere Geſellſchaft, der durchweg herrſchende Humor und das vortreffliche Souper hielten uns ſehr lange beiſammen.

Ich lebe ſo ſparſam als möglich und hebe jeden Kreuzer auf, wie jenen Ring[2]) in Warſchau. Ihr könnt ihn verkaufen, habe ich Euch doch ſchon viel gekoſtet!

Vorgeſtern waren wir mit Kumelski und Czapek, der mich alle Tage beſucht und mir die größten Freundſchaftsbeweiſe gibt (er erbot ſich, mir Geld zur Reiſe zu leihen, falls

[1]) Cicimara ſagte, „es gäbe niemand in Wien, der ſo gut begleite als ich“. Ich dachte: „Davon bin ich ſchon längſt überzeugt!“ Still! . . . (Anmerkung F. Chopins.)

[2]) Dieſer Ring wurde Chopin vom Kaiſer Alexander I. bei ſeinem Aufenthalte in Warſchau 1825 geſchenkt.

ich es brauche), auf dem Kahlen- und Leopoldsberge. Es war ein prachtvoller Tag; einen ſchöneren Spaziergang habe ich niemals gemacht. Vom Leopoldsberge ſieht man das ganze Wien, Agram[1]), Aſpern, Preßburg, ſogar Kloſter-Neuburg, das Schloß, in welchem Richard Löwenherz lange in Gefangenſchaft lebte. Auch der ganze obere Teil der Donau lag vor unſeren Blicken. Nach dem Frühſtück gingen wir auf den Kahlenberg, wo König Johann Sobieski ſein Lager aufgeſchlagen hatte und die Raketen ſteigen ließ, welche dem Grafen Starhemberg, Kommandanten von Wien, das Anrücken des polniſchen Heeres ankündigten. Dort iſt das Kloſter der Kamedulen, in welchem der König ſeinen Sohn Jakob vor dem Angriffe auf die Türken zum Ritter ſchlug und ſelbſt in der heiligen Meſſe miniſtrierte. Ich lege für Iſabella ein Blättchen von jener Stelle bei, die jetzt mit Pflanzen bedeckt iſt. Von dort aus gingen wir abends nach Krapfenwald, einem ſchönen Tale, wo wir einen komiſchen Knabenſtreich ſahen: Die Buben hatten ſich nämlich vom Kopf bis zu den Füßen in Laub gehüllt und ſahen aus wie wandelnde Sträucher. In dieſem Koſtüm krochen ſie von einem Gaſt zum andern. So ein mit Laub bedeckter Bube, den Kopf mit Äſten geziert, heißt „Pfingſtkönig“. Dieſer Scherz iſt hier am Pfingſtfeſt gebräuchlich.

Vor einigen Tagen war ich auch bei Aloys Fuchs[2]) zur Soirée. Er zeigte mir ſeine reiche (ca. 400 Nummern umfaſſende) Autographenſammlung. Auch mein Rondo für zwei Klaviere war darunter. In dieſer Geſellſchaft befanden ſich einige Perſonen, die meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen wünſchten. Fuchs ſchenkte mir ein Blatt mit Beethovens Handſchrift.

Euer letzter Brief hat mir ſehr große Freude gemacht, denn ich ſah die Handſchrift aller meiner Teuerſten und Nächſten auf einem Papiere vereinigt. Ich küſſe Euch dafür Eure zierlichen Händchen und Füßchen, wie es deren in ganz Wien nicht gibt.“

[1]) Jedenfalls hat ſich Chopin verſchrieben und Wagram gemeint.

[2]) Aloys Fuchs, geboren 1799 zu Roſe in Öſterreichiſch-Schleſien, war längere Zeit bei der k. k. öſterreichiſchen Kapelle muſikaliſcher Hiſtoriograph und Antiquar.

Endlich gelangte Chopin dazu, öffentlich in Wien aufzutreten. Fremd in der großen Kaiſerſtadt mußte er ſich auf anderer Rat verlaſſen, und teils vertrauungsvoll wie ein Kind, teils — je nachdem ſeine Stimmung — mißtrauiſch, glaubte er ſeinen Ratgebern nicht. Die Unruhen in ſeinem Vaterlande hatten ihn, den Polen, um die Protektion der hochgeſtellteſten Perſönlichkeiten Wiens gebracht; unter den Künſtlern fand er im ganzen Gleichgültigkeit, mitunter auch Neid. So ſah er unentſchloſſen und niedergeſchlagen zu, wie in der Saiſon andere Pianiſten Gold und Beifall ernteten, und wirkte nur am 4. April in einer einzigen Matinee mit, welche die Sängerin Garcia-Vestris im großen Redoutenſaale veranſtaltete. Erſt ſpät, als bereits die reichſten Einwohner Wiens, wie ſie alljährlich zu tun pflegen, teils aber auch infolge der Choleraepidemie, die Stadt verlaſſen hatten, gab er ein eigenes Konzert[1]), das nun natürlich ſchwach beſucht war, und ihm mehr Ausgaben als Einnahmen brachte. In den vorhandenen Briefen an ſeine Familie oder Freunde geſchieht deſſen keine Erwähnung; dagegen berichtet er wieder über die Vorbereitungen zur Abreiſe.

Wien, Sonnabend, 16. Juli 1831.

Aus dem letzten Brief, meine Teuerſten, erſah ich, daß Ihr Euch ſchon an das Unglück gewöhnt habt. Glaubt mir, auch ich bin nicht ſogleich niedergeſchlagen. Hoffnung, o grüne, teure Hoffnung!

Endlich habe ich meinen Reiſepaß. Aus der Abreiſe am

[1]) In Nr. 38 der „Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung“ vom 21. September 1831 finden wir dieſes Konzert erwähnt, wie es ſcheint von Kandler. Es heißt: „Friedrich Chopin iſt hier aufgetreten, der ſich bereits während ſeiner vorjährigen Anweſenheit als Pianiſt erſten Ranges geltend machte.

Die Ausführung ſeines neueſten, ernſt ſtiliſierten Konzertes in E-Moll gab keine Veranlaſſung, unſer früheres Urteil zu widerrufen. Wer es ſo redlich meint mit der wahren Kunſt, dem gebührt auch wahre Hochachtung!“

Andere Wiener Blätter haben ſich in derſelben Art über ſeine Kompoſitionen ausgeſprochen, lobten ſeine Fertigkeit und ſein ſeelenvolles Spiel; jedoch war die Anerkennung noch immer eine zu reſervierte für den zwar noch jungen, aber hochbegabten Künſtler.

Montag wird nichts werden; erſt Mittwoch wollen wir nach Salzburg und von dort nach München.

Ich ließ meinen Reiſepaß nach London viſieren, die Polizei tat es auch ſogleich; aber von der ruſſiſchen Geſandtſchaft wurde mir derſelbe zwei Tage zurückgehalten und dann endlich die Erlaubnis zur Reiſe — nicht nach London, ſondern nach München — gegeben. Mir iſt's gleichgültig, wenn nur Herr Maiſon, der franzöſiſche Geſandte, meinen Paß unterſchreibt. Zu dieſen ſchon erwähnten Sorgen iſt noch eine hinzu gekommen. Um nach Bayern reiſen zu können, muß man einen Geſundheitspaß wegen der Cholera haben, andernfalls darf man die bayriſche Grenze nicht überſchreiten. Wir ſind ſchon deshalb einen halben Tag mit Kumelski herumgelaufen. Nachmittags ſollen wir endlich dieſen Paß bekommen. Es freute uns, daß wir bei dieſen Wanderungen wenigſtens hohe Geſellſchaft hatten, denn Graf Alexander Fredro [1]), den wir an ſeinem polniſchen Ausſehen, ſeiner feinen Sprache und dem Reiſepaß erkannten, iſt mit uns wegen eines ſolchen Geſundheitspaſſes für ſeinen Bedienten herumgerannt.

Heute erzählt man ſich hier, die Stadt Wilna ſei eingenommen. Möchte dieſe Nachricht wahr ſein!

Jeder hat hier furchtbare Angſt vor der Cholera; ſie treiben dieſe Sorge bis ins Lächerliche. Es werden gedruckte Gebete verkauft, in welchen zu Gott und allen Heiligen um Aufhören der Cholera gefleht wird. Niemand getraut ſich Obſt zu eſſen und die meiſten fliehen aus der Stadt.

Mechetti laſſe ich eine Polonaiſe für Violoncell hier.

Louiſe ſchreibt mir, daß Herr Elsner mit der Rezenſion ſehr zufrieden war; ich bin neugierig, was er über die anderen ſagen wird, denn er war ja mein Lehrer in der Kompoſition. Es fehlt mir an gar nichts, nur mehr Leben, mehr Geiſt! Ich fühle mich oft abgeſpannt, aber zuweilen ſo luſtig, wie zu Hauſe. Wenn ich trübe Stunden habe, ſo gehe ich zu Madame Schaſchek; dort treffe ich gewöhnlich mehrere liebenswürdige Polinnen, die mit ihren herzlichen und von den beſten Hoff-

[1]) Alexander Graf von Fredro, geboren 1793, berühmt als Verfaſſer vorzüglicher Luſtſpiele, von ſeinen Landsleuten der „polniſche Molière" genannt.

nungen erfüllten Worten mich ſtets aufheitern, ſo daß ich gleich anfange, die hieſigen Generale nachzuahmen. Es iſt dies ein friſchgebackener Witz von mir; aber diejenigen, welche es geſehen haben, wollen vor Lachen faſt ſterben. Doch ach, es gibt Tage, wo man aus mir nicht zwei Worte herauspreßt und aus mir überhaupt nicht klug wird; dann fahre ich in der Regel für dreißig Kreuzer nach Hietzing oder ſonſt in die Umgegend von Wien, um mich zu zerſtreuen.

Zacharkiewicz aus Warſchau war bei mir, und als ſeine Frau mich bei Schaſchek ſah, konnten ſie ſich nicht genug wundern, daß aus mir ein ſo ſtrammer Burſche geworden iſt. Ich habe auch nur an der rechten Seite den Backenbart ſtehen laſſen, und der wächſt ſehr gut; an der linken Seite iſt er ja gar nicht nötig, denn man ſitzt ja ſtets nur mit der rechten Seite gegen das Publikum!

Vorgeſtern war der biedere Würfel bei mir; es kamen auch noch Czapek, Kumelski und viele andere, und wir fuhren zuſammen nach St. Veit — ein ſchöner Ort; dasſelbe könnte ich aber nicht vom Tivoli ſagen, wo eine Art Karouſſel oder vielmehr eine Bahn mit Schlittwagen eingerichtet iſt. Dieſelbe wird „Rutſch" genannt. Es iſt ein kindiſcher Spaß, allein eine Menge erwachſener Perſonen laſſen ſich mit dieſem Wagen ohne jeden Zweck den Berg hinabrollen. Ich hatte anfangs keine Luſt, das zu verſuchen; aber als wir acht zuſammen waren, und dazu lauter gute Freunde, fingen wir an, uns um die Wette herabzulaſſen. Es war Unſinn, und doch lachten wir alle von Herzen. Ich ſelbſt machte ſeelenvergnügt dieſen Spaß mit, bis mir einfiel, daß geſunde und kräftige Menſchen etwas Beſſeres tun könnten — jetzt, wo die Menſchheit ſolche zum Schutz und zur Verteidigung auffordert. Mag der Teufel den Leichtſinn holen!

Kürzlich wurde hier Roſſinis „Belagerung von Korinth" ſehr gut gegeben, und ich freue mich, daß ich dieſe Oper noch hören konnte. Fräulein Heinefetter und die Herren Wild, Binder und Forti, mit einem Worte, was nur Wien an guten Kräften beſitzt, trat in dieſer Oper auf und leiſtete ſein Beſtes. Ich war mit Czapek in der Oper; als ſie zu Ende war, gingen wir zuſammen ſpeiſen in dasſelbe Gaſthaus, wo Beethoven ſein Nachteſſen einzunehmen pflegte.

Doch, damit ich es nicht vergeſſe, ich werde wohl von Bankier Peter etwas mehr Geld nehmen müſſen, als mir der liebe Papa beſtimmt hat. Ich bin ſehr ſparſam; aber Gott weiß, ich kann nicht anders, ſonſt würde ich mit einem faſt leeren Beutel abreiſen müſſen. Gott behüte mich vor Krankheit; aber wenn mir etwas zuſtieße, könntet Ihr mir vielleicht Vorwürfe machen, daß ich nicht mehr genommen hätte. Verzeiht mir, aber bedenkt, daß ich ſchon Mai, Juni und Juli von dieſem Gelde gelebt habe, und daß ich jetzt mehr für mein Mittageſſen zahlen muß, als im Winter. Ich tue das nicht nur aus eigener Überzeugung, ſondern fol e auch dem guten Rat der anderen. Es tut mir ſehr leid, daß ich Euch darum bitten muß, Papa hat ſchon mehr wie drei Groſchen für mich ausgegeben; ich weiß auch recht gut, wie ſauer das Geld zu verdienen iſt. Glaubt mir, meine Teuerſten, es wird mir ſchwerer, Euch darum zu bitten, als es Euch ankommt, es mir zu geben. Der liebe Gott wird ſchon weiterhelfen, punktum!

Im Oktober wird es ein Jahr, daß mir mein Reiſepaß erteilt worden iſt; gewiß muß man denſelben prolongieren; wie ſoll ich das machen? Schreibt mir, ob Ihr mir einen neuen ſchicken könnt? Vielleicht geht das gar nicht?

Öfters laufe ich auf die Straße und ſuche Hans oder Titus. Geſtern wollte ich ſchwören, daß ich letzteren von hinten geſehen, und ſchließlich war es ein verdammter Preuße! Hoffentlich geben Euch dieſe Ausdrücke keine ſchlechte Meinung von meiner in Wien erlangten Bildung. Man hat hier keine beſonders gewählten Redensarten, „Gehorſamer Diener“ ausgenommen, das man beim Abſchiednehmen gebraucht und wie „Korſchamer Diener“ ausſpricht. Ich habe nichts von dem, was von Natur Wieneriſch iſt, angenommen; ſo kann ich z. B. noch immer keinen Tanzwalzer ſpielen, und das iſt wohl Beweiſes genug.

Gott gebe Euch Geſundheit. Möge keiner von unſeren Bekannten mehr fallen. Schade um den Guſtav!

Heute bin ich zu Mittag bei Schaſchek; ich nehme die Knöpfe mit den polniſchen Adlern und das Taſchentuch mit dem Koſynier[1]). Ich habe eine Polonaiſe geſchrieben, die ich

[1]) Einige aufſtändiſche polniſche Infanterieregimenter hießen „Koſyniery“, weil ſie nur mit Senſen (Koſy) bewaffnet waren.

Würfel hier laſſen muß. Das Porträt unſeres Oberfeldherrn General Skrzynecki habe ich erhalten, aber ſchrecklich ruiniert und durchlöchert infolge der Cholera. Eure Briefe werden ebenfalls durchſtochen und jedem ein großer Geſundheitsſtempel aufgedrückt: ſolche Angſt haben ſie hier!

Euer

Friedrich.

84

Am 20. Juli 1831 benachrichtigte Chopin ſeine Eltern, daß er denſelben Tag mit Kumelski die Reiſe über Linz und Salzburg nach München angetreten. Er ſchreibt, daß er geſund und mit Geld verſehen wäre, fürchtet jedoch, daß es nicht hinreichen würde, und bittet, ihm wieder Geld nach München zu ſchicken. Hier mußte er ſich einige Wochen aufhalten, weil er aus Warſchau die Mittel zur Reiſe nach Paris erwartete. In dieſer Zeit hatte er Gelegenheit, die erſten Münchener Künſtler kennen zu lernen, unter dieſen; Bärmann, Berg, Schunke, Stunz, die alle, bei näherer Bekanntſchaft mit ihm, von ſeinem Spiel und ſeinen Werken entzückt waren und ihm zuredeten, öffentlich in den Konzerten der philharmoniſchen Geſellſchaft aufzutreten. Friedrich ſpielte in einem derſelben ſein E-Moll-Konzert mit Orcheſterbegleitung. Die Zuhörer überhäuften den jungen Virtuoſen mit ſtürmiſchem Beifall und aufrichtiger Bewunderung. Dieſes Konzert war zugleich ſein Schwanengeſang auf deutſchem Boden, denn während ſeiner achtzehnjährigen Anſäſſigkeit im Auslande iſt er nie wieder in Deutſchland öffentlich als Künſtler aufgetreten.

Durch den in München errungenen Erfolg ermutigt, ging Chopin nach Stuttgart, um auch daſelbſt zu konzertieren. Hier aber traf ihn ein ſchwerer Schlag: die Nachricht von der Einnahme Warſchaus durch die Ruſſen am 8. September 1831. Kummer, Sorge und Verzweiflung über das Schickſal ſeiner Verwandten und des geliebteſten Weſens füllten das Maß ſeiner Leiden. Unter dem Einfluß dieſer traurigen Stimmung hat er die prachtvolle C-Moll-Etude in Stuttgart geſchrieben (op. 10), von vielen die Revolutionsetude genannt.

Ende September 1831 ging Chopin nach Paris. Auf ſeinem Paß ſtand: „Paſſant par Paris à Londres.“

Viele Jahre ſpäter, als er in Frankreich ſchon eingebürgert und naturaliſiert war, ſagte er oft lächelnd: „Ich bin ja hier nur auf der Durchreiſe.“

Von ſeiner Ankunft in Paris 1831 bis zu ſeinem Tode 1849 hat er in gleicher Weiſe wie früher mit ſeiner Familie korreſpondiert; aber aus dieſer reichen Briefſammlung iſt leider nichts übrig geblieben. Als nämlich nach Chopins Tode deſſen Nachlaß in Paris zum öffentlichen Verkauf ausgeſtellt war, hat Miß J. W. Stirling, eine Schottin, ſeine Schülerin und enthuſiaſtiſche Verehrerin, die Einrichtung ſeiner beiden Salons mit den darin befindlichen Andenken, die er bei ſeinen Lebzeiten gern um ſich hatte, gekauft. Sie nahm alles mit in ihre Heimat, und bildete daraus eine Art von Chopinmuſeum.

In dieſer intereſſanten Sammlung befand ſich ein Porträt des genialen Künſtlers, von ſeinem Freunde Ary Schäffer gemalt, ein Flügel von Pleyel, auf dem Chopin gewöhnlich ſpielte, ein Service von Sêvres-Porzellan mit der Inſchrift: „Offert par Louis Philippe à Frédéric Chopin 1839“; ferner eine koſtbare, prachtvoll eingelegte Schatulle (ein Geſchenk von Rothſchild), endlich Teppiche, Tiſchdecken, Fauteuils, beinahe alles Handarbeiten von ſeinen Schülerinnen.

Miß Stirling hatte in ihrem Teſtamente beſtimmt, daß alle dieſe Andenken nach ihrem Tode der Mutter des von ihr verehrten Künſtlers zufallen ſollten. Sie wurden daher 1858 nach Warſchau in die Wohnung der letzteren gebracht. Nach dem Tode der Mutter im Jahre 1861 kamen ſie in die Hände von Chopins Schweſter, Frau Iſabella Barcińska. Dieſe Dame bewohnte die zweite Etage zweier nebeneinander ſtehenden Häuſer, welche gerade die Grenzſcheide der „Neuen Welt“ und der „Krakauer Vorſtadt“ bilden und dem Grafen Andreas Zamoyski gehörten.

Einige im höchſten Grade exaltierte junge Leute hatten gleich im Anfang der politiſchen Unruhen, welche dem Aufſtande im Januar 1863 vorangingen (und zwar ganz gegen die allgemeine Meinung) beſchloſſen, das Leben eines jeden Statthalters zu bedrohen. Obgleich nun dieſe durch patriotiſchen Fanatismus hervorgerufenen unglücklichen Anſchläge ſämtlich mißlangen, wurden ſie doch immer wieder erneuert;

durch den blutigen Kampf, der im ganzen Lande wütete, bis zum äußerſten gereizt, projektierte man jetzt ein Attentat gegen die Perſon des Grafen von Berg, welcher nach Abberufung des Großfürſten Konſtantin Nikołaiewicz die oberſte Behörde im Königreich Polen wurde.

Am 19. September 1863 abends 6 Uhr kehrte der Graf Berg in ſeinem von einer Eskorte von Tſcherkeſſen umgebenen Wagen aus dem Belvédère in das königliche Schloß zurück. Als der Wagen an die Stelle kam, wo die „Neue Welt“ und die „Krakauer Vorſtadt“ zuſammenſtoßen, fiel aus der vierten Etage des Hauſes des Grafen Zamoyski ein Schuß, dem einige Orſinibomben folgten. Es entſtand auf der Straße ſofort große Verwirrung; jedoch wurde kein Menſch getötet, nur einige Pferde von der Eskorte erlitten Verwundungen. Wenige Minuten ſpäter erſchien eine Abteilung Militär, welches zu jener Zeit immer marſchfertig auf dem Sächſiſchen Platze ſtand. Die Soldaten umringten die beiden Häuſer; alle in denſelben befindlichen Frauen wurden auf die Straße geſchleppt, dann aber freigelaſſen; die Männer hingegen unter militäriſcher Bedeckung nach der Zitadelle gebracht.

Die wütende Soldateska ſtürmte von einem Stockwerk in das andere und machte alles ſchonungslos nieder. Mobilien, Flügel, Bücher, Manuſkripte, mit einem Worte alles, was ſich in dem Hauſe befand, wurde durch die Fenſter auf die Straße geworfen. Die zu großen Mobilien, wie z. B. Schränke mit Wäſche und Kleidern, hatte man vorher mit Beilen zerhackt, dem Flügel die Füße abgehauen uſw. Als die ſinnlos wütenden Soldaten ſich in dem zweiten Stockwerk des Hauſes, welches die Schweſter Chopins bewohnte, befanden, ſah man, wie der ganze von der Familie mit der größten Pietät aufbewahrte Nachlaß des großen Künſtlers zerſtört wurde.

Der Flügel, auf dem er ſpielen gelernt hatte (aus der Fabrik von Buchholtz), der erſte Vertraute und Wiedergeber ſeiner Jugendwerke, wurde von den Moskowiten auf die Straße geworfen [1]).

[1]) Das Inſtrument von Pleyel, welches 1858 aus Schottland geſchickt worden war, befand ſich glücklicherweiſe nicht unter den anderen Andenken, ſondern im Beſitz der Nichte Chopins, Frau Ciechomska, die auf dem Lande lebte.

Als die Nacht hereinbrach, bauten die Soldaten von dieſen Sachen einen Holzſtoß auf dem Platze am Fuße des Kopernikusdenkmals, und holten aus ihrer Kaſerne Keſſel herbei, die mit Wein, Rum, Spiritus und Zucker — aus den geplünderten Kaufmannsläden — gefüllt wurden. Sie brauten ſich Punſch, den ſie beim Klange luſtiger Lieder tranken. Um das Feuer zu erhalten, warfen ſie zuletzt alle Bilder, Bücher und Papiere, worunter auch Chopins an ſeine Familie gerichteten Briefe ſich befanden, in die Flammen. Augenzeugen verſichern, daß ein Offizier eine Zeitlang das von Freundeshand gemalte Porträt Chopins betrachtete, ehe er es ſchonungslos dem Feuer übergab.

Der Verluſt aller dieſer Andenken iſt nicht ſo ſchmerzlich, wie die Vernichtung der Briefe, in denen Chopin ſeine ganze Seele, voll von Liebe für die Seinen, von Patriotismus für ſein Geburtsland, von Begeiſterung für ſeine Kunſt und Bewunderung für alles Schöne und Edle, ausgegoſſen hatte. Höchſt intereſſant und für den Kulturhiſtoriker von Wert waren beſonders die Briefe, welche Chopin aus Paris zu der Zeit geſchrieben hat, wo er als Künſtler täglich Lorbeerkränze empfing und mit den höchſten Perſonen, ſowie mit den Pariſer Kunſtkoryphäen in nahe Berührung kam; denn ſeinen Eltern ſchilderte er dieſe Erlebniſſe ebenſo lebendig als treu, ſo daß ſie ſich von allen dieſen Perſonen deutliche Vorſtellungen machen konnten. Iſt nun auch durch jenes Warſchauer Zerſtörungswerk eine ſchätzbare Quelle für den Biographen verſiegt, ſo ſtützt ſich derſelbe von hier ab [1]) nicht minder ſicher auf eigene Wahrnehmung, auf die Berichte glaubwürdiger, ihm perſönlich bekannter Männer und Frauen, ſowie auf die anderwärts verbliebene Korreſpondenz Chopins mit ſeinen Freunden.

[1]) Nämlich in Erzählung der Ereigniſſe vom Herbſt 1831 ab. Die früheren Familienbriefe waren bereits vor 1863 in Warſchau kopiert worden.

ACHTES KAPITEL

Aufenthalt in Paris. Chopin beabſichtigt bei Kalkbrenner Unterricht zu nehmen. Chopin will nach Amerika gehen. Mißerfolge. Er entſchließt ſich, nach Warſchau zurückzukehren. Soirée bei Rothſchild.

In der Zeit, als Chopin nach Paris kam, herrſchte dort noch immer eine gewiſſe politiſche Aufregung; Louis Philipp regierte auf den Trümmern der legitimen Dynaſtie trotz aller Anſtrengungen der Legitimiſten, wie ſich die Anhänger Karls X. und ſeiner Nachkommenſchaft nannten.

Bald nach der Einnahme von Warſchau wanderte die polniſche Armee nach Preußen und Öſterreich aus, und viele dieſer Streiter kamen nach Paris. Alle die, welche während des Aufſtandes als Regierende oder Kämpfende an der Spitze geſtanden, die Landtagsmitglieder, Offiziere, Dichter und Schriftſteller, die durch patriotiſche Lieder oder Zeitungsaufſätze das Volk für den Kampf begeiſtert hatten, ſuchten Zuflucht in Frankreich in der Hoffnung, daß ſich dasſelbe früher oder ſpäter für das den Polen geſchehene Unrecht warm genug intereſſieren würde, um ihm zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Unglücklicher Irrtum!

Man brauchte einige Jahrzehnte, reich an traurigen Erfahrungen, um endlich die Polen zu überzeugen, daß ihre Erwartungen töricht, ihre Verſuche, ſich zu befreien, nutzlos, jede Hoffnung auf Hilfe von Frankreich vergebens ſei.

Chopin war natürlich bald von ſeinen in Paris eingetroffenen Landsleuten umringt und pflog mit ihnen freundſchaftlichen Umgang. Über das Schickſal ſeiner Verwandten in Warſchau beruhigt, erheiterte ſich ſein Gemüt allmählich wieder, und er fragte ſich oft: „Was tu' ich weiter?“

Der Plan, den er ſich in der Heimat zu ſeiner Kunſtreiſe gemacht hatte, war total durchkreuzt worden, und es mußte ein neuer entworfen werden. Ein Konzert in Paris zu geben, ſchien nicht tunlich; denn wer hätte ſich in dieſer Zeit für einen jungen, unbekannten Pianiſten intereſſiert, der die Kühnheit beſaß, jetzt öffentlich aufzutreten? Das in wenig Zeilen ausgeſprochene Lob der Wiener und Leipziger Zeitungen machte

in Paris keinen Eindruck, weil die Einwohner dieſer Weltſtadt mit Politik oder Zerſtreuungen aller Art beſchäftigt waren. Das muſikaliſche Publikum von Paris legt auch auf die in ausländiſchen Journalen befindlichen Kritiken wenig oder gar keinen Wert. Man bildet ſich dort ein, das Orakel für die ganze ziviliſierte Welt ſei der Ausſpruch, der von Paris komme; nur an der Seine habe man das Recht, einen europäiſchen Ruf zu machen oder zu vernichten.

Friedrich wollte die koſtbare Zeit nicht unbenutzt laſſen; weit entfernt, ſich ſchon für einen vollendeten Künſtler zu halten, beſchloß er aufs neue, ſich an Kalkbrenner zu wenden, um unter deſſen Leitung fortzuſtudieren.

Friedrich Kalkbrenner ſtand damals auf der Höhe ſeines Ruhmes als Virtuos und wurde für den erſten Pianiſten Europas gehalten. Chopin machte ihm daher einen Beſuch, bei welchem er ihm andeutete, daß er Luſt habe, ſein Schüler zu werden. Der berühmte Künſtler bat Chopin, ihm etwas vorzuſpielen, und merkte natürlich, welch Geiſtes Kind der junge Pole war, und daß er nichts mehr zu lernen habe. Chopin, beſcheiden und voll von heiligem Eifer, in ſeiner Kunſt das Höchſte zu leiſten, ahnte nicht, was während ſeines Spieles in Kalkbrenners Innerem vorging. Letzterer beſaß allerdings ſchon einen Ruf als Pianiſt, der keine Vergrößerung brauchte; aber ein Schüler von ſolcher Genialität, wie ſie Chopin beſaß, mußte ihm doch immerhin auch den Ruf eines vorzüglichen Lehrers erwerben. Er hielt es daher für klug, den ſo außergewöhnlich beanlagten Schüler nicht zurückzuweiſen.

Kalkbrenner, deſſen Urteil maßgebend war, der ſelbſt ſeinen Ausſpruch für unfehlbar hielt oder doch ſo hinzuſtellen wußte, glaubte an Chopins Spiel etwas ausſetzen zu müſſen, und machte ihm den Vorwurf, daß ſein Fingerſatz der klaſſiſchen Methode ganz entgegen ſei; ferner fand er, daß dem Spiele Chopins die gute Schule fehle, daß er als Virtuos und Komponiſt zwar begabt und auf gutem Wege ſei, aber leicht auf Irrwege geraten könne uſw. uſw.

Als Chopin ſchweigend zuhörte, verſicherte Herr Kalkbrenner, daß er bereit ſei, den jungen Mann zu unterrichten, um ihm ſeine Fehler, die ihm ſtets in Ausübung ſeiner Kunſt

hinderlich ſein würden, abzugewöhnen, aber nur unter der Bedingung: daß Chopin ſich verpflichte, wenigſtens drei Jahre bei Kalkbrenner Unterricht zu nehmen. Chopin war hierüber ſehr erſtaunt; aber weil er ſich ſelbſt noch nicht richtig zu ſchätzen wußte, beſchloß er, ſich in dieſer für ihn höchſt wichtigen Angelegenheit nicht ſofort zu entſcheiden. Er ſchrieb daher an ſeinen Vater und an Elsner, um des Vaters Wunſch und ſeines frühern Lehrers Anſicht zu hören. Elsner war über Kalkbrenners Zumutung nicht wenig überraſcht; er fragte ſich, warum der berühmte Pianiſt einen ſolchen Zeitraum bei einem Klavierſpieler, wie Chopin, verlange; etwa um das zu vernichten, was er bereits konnte und was originell an ihm war?

Elsner wußte beſſer als jeder andere, welche tiefe Quelle muſikaliſcher Erfindung in Chopin ſteckte, und wie weit ſeine techniſche Fertigkeit als Pianiſt ſich bereits entwickelt hatte. Er war eher dafür, Chopins Virtuoſität im Spiele mit deſſen künſtleriſcher Laufbahn als Komponiſt in Einklang zu bringen, als die freie Entwicklung ſeiner Schöpferkraft durch einſeitige muſikaliſche Studien zu hindern. So ſchrieb er denn — ſeiner Überzeugung nach — an den geliebten Schüler:

Warſchau, 27. November 1831.

Lieber Friedrich!

Ich leſe mit Vergnügen in Deinem Briefe, daß Dich der erſte Pianiſt (wie Du ſchreibſt) Kalkbrenner ſo freundlich aufgenommen hat. Ich habe ſeinen Vater in Paris im Jahre 1805 gekannt; ſein Sohn, der noch ſehr jung war, zeichnete ſich ſchon damals unter den erſten Virtuoſen aus. Es freut mich, daß er Dir verſprochen hat, Dir die Geheimniſſe der Kunſt zu offenbaren, aber erſtaunt bin ich, daß er hierzu drei Jahre bedarf! Hat er etwa, als er Dich zum erſten Male ſah und hörte, gefunden, daß Du ſo lange Zeit brauchteſt um Dir ſeine Methode anzueignen? Oder daß Du Deine muſikaliſche Begabung nur fürs Klavier, und Dein Kompoſitionstalent nur für dieſes Genre von Tondichtungen verwenden ſollſt? Wenn er mit ſeinen künſtleriſchen Erfahrungen unſerer Kunſt im allgemeinen, Dir aber ſpeziell dienen will, wenn er Dein wahrhafter Freund iſt, ſo ſei ihm ein dankbarer Schüler.

In der Kompoſitionslehre ſoll man aber nicht zu engherzig und ſkrupulös ſein, ganz beſonders bei ſolchen Schülern, deren Fähigkeiten hervorragend ſind und die eine gewiſſe Selbſtändigkeit der Erfindung bekunden. Man muß ſie lieber ihren eigenen Weg gehen und das ſuchen laſſen, was vorher noch nicht gefunden war. Der Schüler muß künſtleriſch mit ſeinem Meiſter nicht nur auf einer Stufe ſtehen, er muß, wenn bedeutendes individuelles Talent ihn unterſtützt, darüber hinausſtreben und ſeine Eigenart ſo ausbilden daß er perſönlich glänzt.

Das Spielen eines Inſtruments, ſei es noch ſo vortrefflich, wie z. B. Paganinis auf der Geige oder Kalkbrenners auf dem Piano, mit allem, was uns bezaubert, ſoll nur das Mittel, aber nie der Zweck der Tonkunſt ſein. Der Ruf, den ehemals Mozart und Beethoven als Pianiſten genoſſen, iſt längſt verklungen, und ihre Klavierkompoſitionen, obgleich ſie unbeſtritten klaſſiſche Werke ſind, müſſen in bezug auf die vielſeitige geſchmackvolle Behandlung dieſes Inſtruments dem heutigen modernen Geſchmacke weichen. Hingegen leben ihre anderen Tonſchöpfungen, die nicht ſpeziell für ein Inſtrument geſchrieben ſind, z. B. ihre Opern, Symphonien, Quartette uſw. fort und werden ſtets neben den muſikaliſchen Erzeugniſſen der Gegenwart beſtehen, ja vielleicht von dieſen nie erreicht werden. Sapienti pauca!

Man ſoll einen Schüler nicht zu lange mit einer Methode und dem Geſchmacke einer Nation beſchäftigen. Das wirklich Schöne ſoll nicht nachgeahmt, ſondern in Verbindung mit dem eigenen Genie nachgefühlt werden. Als Norm in der Kunſt ſoll nicht ein Menſch oder ein Volk dienen; die göttliche Natur iſt das einzig Vollkommene. Einzelne Individuen wie auch Nationen geben nur Beiſpiele, die mehr oder weniger gelungen ſind.

Mit einem Wort: Das, womit der Künſtler (der fortwährend von ſeinen Umgebungen lernt) ſeine Zeitgenoſſen in Staunen ſetzt, kann nur von ſich und durch ſich ſelbſt Vollkommenheit erlangen. Die Urſache ſeines verdienten Ruhmes in der Gegenwart wie in der Zukunft iſt keine andere als ſeine geniale Individualität, die ſich in ſeinen Kunſtwerken offenbart.

Später mehr. Sei ſo freundlich, empfiehl mich, bitte, dem Grafen Plater, Grzymała und Hofmann. Für Leſueur, Paër, Kalkbrenner und Norblin viele Grüße; Orłowski umarme in meinem Namen.

Joſeph Elsner.

Auf dieſe höchſt wichtigen Betrachtungen Elsners antwortete Friedrich wie folgt:

Paris, 14. Dezember 1831.

Verehrter Herr Elsner!

Ihr Brief war mir ein neuer Beweis väterlicher Sorgfalt und aufrichtigen Intereſſes, das Sie für mich, Ihren dankbaren Schüler, hegen.

Anfang vorigen Jahres, obgleich ich wußte, was mir noch fehlte und wie weit ich noch entfernt war, um das Vorbild, das ich in Ihnen habe, zu erreichen, wagte ich dennoch zu denken: ich will mich ihm nähern, und wenn nicht ein Łokietek, ſo kann doch vielleicht ein Laskonogi aus meinem Kopfe entſpringen [1]).

Heute ſind alle meine derartigen Hoffnungen vernichtet; ich bin gezwungen daran zu denken, mir als Pianiſt in der Welt Bahn zu brechen; ich muß für einige Zeit den höheren künſtleriſchen Zweck, von dem Sie mir ſchrieben, in den Hintergrund treten laſſen. Um ein großer Komponiſt zu ſein, muß man außer ſchöpferiſcher Kraft auch Erfahrung und Selbſtkritik beſitzen, welche man, wie Sie mich gelehrt haben, nicht nur beim Anhören fremder Werke, ſondern mehr noch bei genauer Prüfung der eigenen erhält.

Mehrere junge, ſehr fähige Schüler des Pariſer Konſervatoriums warten mit den Händen im Schoß auf die Aufführungen ihrer Opern, Symphonien und Kantaten, die bis jetzt nur Leſueur und Cherubini auf dem Papier geſehen haben. Ich ſpreche hier nicht von kleinen Theatern, obgleich es auch

[1]) Łokietek und Laskonogi waren Könige von Polen und wurden ſo genannt, weil der erſte ſehr klein war, während der letztere dünne Beine hatte. Elsner hat im Jahre 1818 eine Oper unter dem Titel „Łokietek“ geſchrieben, die viel Beifall auf der Nationalbühne fand.

da ſchwer hält, anzukommen. Hat man endlich das Glück, wie Thomas Nidecki, in Wien im Leopoldſtädtertheater eine Aufführung zu erlangen, ſo erwächſt daraus, ſelbſt wenn das Werk wertvoll iſt, wie wir geſehen haben, für den Komponiſten kein großer Vorteil. Sogar Meyerbeer, der ſeit zehn Jahren in der muſikaliſchen Welt doch ſchon rühmlich bekannt war, hat drei Jahre vergebens in Paris geſeſſen, gearbeitet und bezahlt, ehe es ihm gelang, ſeine Oper „Robert der Teufel“, die jetzt ſo viel Furore macht, zur Aufführung zu bringen. Auber war durch ſeine dem Publikum ſehr ſympathiſchen Werke Meyerbeer zuvorgekommen und machte in der großen Oper dem Ausländer nicht ſo ſchnell Platz.

Meiner Überzeugung nach iſt derjenige der glücklichere, der imſtande iſt ſeine Kompoſitionen ſelbſt zu Gehör zu bringen. Ich bin hier und da in Deutſchland als Pianiſt bekannt; mehrere muſikaliſche Zeitungen haben meine Konzerte rühmend erwähnt und ſprechen die Hoffnung aus, mich bald eine hervorragende Stellung unter den erſten Klaviervirtuoſen einnehmen zu ſehen. Heute hatte ich Gelegenheit, mein mir ſelbſt gegebenes Verſprechen zu erfüllen; warum ſollte ich ſie nicht ergreifen? Ich möchte nicht in Deutſchland Klavierſpielen lernen, denn dort wußte mir niemand zu ſagen, was es ſei, das mir eigentlich fehle. Auch ich habe den Balken in meinem Auge nicht geſehen. Drei Jahre zu ſtudieren, iſt viel zu viel; das hat Kalkbrenner ſchließlich ſelbſt eingeſehen, als er mich öfter gehört hatte. Daraus können Sie ſehen, verehrter Herr Elsner, daß ein wahrer, verdienſtvoller Virtuos das Gefühl des Neides nicht kennt. Ich würde mich auch gewiß entſchließen, noch drei Jahre zu ſtudieren, wenn ich die Gewißheit hätte, das Ziel, welches ich mir ſelbſt geſteckt habe, dann zu erreichen. Soviel iſt mir klar, daß ich nie eine Kopie von Kalkbrenner werde; er wird nicht imſtande ſein, meinen vielleicht kühnen, aber edlen Willen zu brechen: eine neue Kunſt-Ära zu ſchaffen.

Wenn ich jetzt weiterſtudiere, ſo geſchieht dies nur, um dereinſt auf eigenen Füßen zu ſtehen. Es war für Ries, der damals ſchon als ein berühmter Pianiſt galt, nicht ſchwer, durch ſeine Oper „Die Räuberbraut“ in Berlin, Frankfurt a. M.,

Dresden uſw. Lorbeeren zu ernten, und wie lange war Spohr als vortrefflicher Geiger bekannt, ehe er „Fauſt“, „Jeſſonda“ und andere Werke geſchrieben hatte? Ich hoffe, Sie werden mir Ihren Segen nicht vorenthalten, wenn Sie ſehen, auf welchen Grundlagen und mit welchen Vorſätzen ich fortſtrebe.

Meine Eltern haben Ihnen gewiß geſagt, daß ich mein Konzert auf den fünfundzwanzigſten dieſes Monats verlegt habe. Das Arrangement desſelben macht mir viel Plage, und wenn es nicht durch Paër, Kalkbrenner, hauptſächlich aber durch Norblin (der Sie ſchönſtens grüßen läßt) in die Hand genommen würde, ſo könnte ich hier nichts machen. Denken Sie, um in Paris ein Konzert zuſtande zu bringen, braucht man mindeſtens zwei Monate.

Baillot iſt ſehr liebenswürdig gegen mich; er wird mit mir ein Quintett von Beethoven, Kalkbrenner ein Duett mit Begleitung von vier Klavieren ſpielen.

Herrn Reicha kenne ich nur von Anſehen. Sie können ſich denken, wie neugierig ich auf ſeine perſönliche Bekanntſchaft bin. Einige ſeiner Schüler habe ich ſchon geſehen, durch ſie aber kein günſtiges Vorurteil von ihrem Lehrer erhalten. Er liebt die Muſik nicht, beſucht niemals die Konzerte des Konſervatoriums, will mit niemand über Muſik ſprechen, und wenn er Stunden gibt, ſieht er nur nach der Uhr. Ähnlich benimmt ſich Cherubini; er redet immer von Cholera und Revolution. Dieſe Herren ſind Mumien, die man nur von fern reſpektvoll betrachten und aus deren Werken man Belehrung ſchöpfen muß.

Fétis, den ich kenne und von dem man viel lernen kann, wohnt außerhalb der Stadt und kommt nur ſeiner Stunden halber nach Paris. Dazu, ſagt man, ſoll er gezwungen ſein, weil er mehr Schulden hat, als ihm ſeine „Revue musicale“ einbringt. Er iſt zuweilen in Gefahr genaue Bekanntſchaft mit dem Schuldgefängnis zu machen. Sie müſſen wiſſen, daß man hier geſetzlich einen Schuldner nur in ſeiner Wohnung verhaften laſſen darf. Deshalb hat Fétis die Stadt verlaſſen und wohnt in der Nähe von Paris, der Himmel weiß wo.

Eine Menge intereſſanter Männer in verſchiedenen Fächern ſind hier zu bewundern. Drei Orcheſter: das der Akademie,

das der italieniſchen Oper und das des Théâtre Feydeau, muß man vortrefflich nennen. Roſſini iſt Direktor der italieniſchen Oper, die gewiß gegenwärtig die beſte in Europa iſt. Lablache, Rubini, Santini, die Pasta, die Malibran, die Schröder-Devrient entzücken die feine Welt dreimal wöchentlich. Nourrit, Levasseur, Derivis, Mme Damoreau-Cinti und Mademoiselle Dorus ſind die erſten Sterne unſerer großen Oper. Chollet und Mademoiſelle Caſimir Prévoſt werden in der komiſchen Oper bewundert; mit einem Worte: hier kann man erſt lernen, was Geſang iſt. Ich glaube, gegenwärtig iſt nicht mehr die Pasta, ſondern die Malibran-Garcia die größte Sängerin in Europa. Fürſt Valentin Radziwiłł iſt von ihr ganz hingeriſſen, und oft wünſchen wir Sie herbei, denn Sie würden entzückt von ihrem Geſange ſein.

Leſueur dankt für Ihre Grüße und trägt mir auf, ſie tauſendmal zu erwidern. Er ſpricht ſtets ſehr freundlich von Ihnen und fragt mich jedesmal: „et que fait notre bon Monsieur Elsner? Racontez-moi de ses nouvelles“, und gleich darauf ſpricht er von dem Requiem, das Sie ihm geſchickt haben. Wir alle lieben und ſchätzen Sie, von Ihrem Paten, dem jungen Anton Orłowski an, bis auf mich. Ich fürchte, dieſer liebe Freund wird lange auf die Aufführung ſeiner Oper warten müſſen. Das Sujet iſt nicht beſonders, außerdem iſt das Theater bis Neujahr geſchloſſen. Der König gibt nicht gern Geld aus, die Künſtler brauchen viel und nur die Engländer zahlen gut.

Ich könnte bis morgen ſchreiben, will aber Ihre Geduld nicht zu ſehr in Anſpruch nehmen. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Verehrung und Dankbarkeit, mit welcher ich ſtets bin

Ihr treuer Schüler

Friedrich.

Nicht nur Elsners Schreiben und die Bemerkungen der Freunde, ſondern auch der geſunde Menſchenverſtand Chopins ſagte ihm, wie überflüſſig und ſogar ſchädlich der Unterricht Kalkbrenners für ihn geweſen wäre. Er, der ſeine künſtleriſche Selbſtändigkeit neben Field und Hummel behalten hatte, ſah ein, daß er nichts klügeres tun könne, als auf Kalkbrenners

Unterricht verzichtend, ſeinen eigenen Weg zu gehen. Um aber mit Kalkbrenner in freundlichem Einvernehmen zu bleiben und auch aus wahrer Hochachtung für ihn widmete ihm Chopin ſein E-Moll-Konzert.

An ſeinen Freund Titus Woyciechowski ſchreibt Chopin zu jener Zeit folgende Briefe:

„Paris, 16. Dezember 1831

Mein lieber Titus!

Dein Brief hat mir neue Lebenskraft geſchenkt!

Ich erhielt ſo verſchiedene Nachrichten, von denen mich einige ſehr beunruhigten, weil ich die Mitteilungen der Meinigen oft falſch auslege. K. hatte ſich ſo ſonderbar ausgedrückt, daß ich, als ich ſeine Worte las, mich vor meinen eigenen Gedanken entſetzte. Hoffentlich ſehen wir uns in dieſem Leben wieder!

Ich habe über alles viel Schmerz empfunden. Wer konnte das vorausſehen![1]) Haſt Du auch nicht vergeſſen, was wir in der letzten Nacht vor Deiner Abreiſe von Wien beratſchlagten? Mich hat das Schickſal hierher verſchlagen, ich kann hier frei aufatmen .... Aber deshalb muß ich auch mehr ſeufzen!

Paris bietet alles, was Du willſt! Du kannſt Dich amüſieren, langweilen, lachen, weinen überhaupt tun was Dir beliebt; kein Menſch bemerkt es, weil Tauſende dasſelbe tun. Jeder geht eben ſeinen eigenen Weg. Ich glaube kaum, daß es in irgendeiner Stadt mehr Pianiſten gibt, als in Paris, oder irgendwo mehr Eſel und Virtuoſen.

Ich kam, wie Du vielleicht durch die Meinigen weißt, mit ſehr wenigen Empfehlungen hierher. Malfatti hatte mir einen Brief an Paër gegeben, dann beſaß ich noch einige von den Wiener Verlegern: das war alles. Als ich in Stuttgart die Nachricht von der Einnahme Warſchaus erhielt, entſchloß ich mich feſt, nach Paris zu gehen. Durch Paër, der hier Hofkapellmeiſter iſt, machte ich die Bekanntſchaft von Roſſini, Cherubini, Baillot und Kalkbrenner.

[1]) Anſpielung auf die Revolution in Polen.

Du kannſt Dir vorſtellen, wie geſpannt ich darauf war, Herz und Hiller ſpielen zu hören; ſie ſind Nullen gegen Kalkbrenner. Ehrlich geſagt, wie Herz ſpiele ich auch; aber ich möchte es ſo können, wie Kalkbrenner. Wenn Paganini eine Vollkommenheit iſt, ſo iſt es dieſer auch, doch in einer ganz anderen Art. Seine Ruhe, ſein bezaubernder Anſchlag, die Egalität ſeines Spiels kann ich Dir nicht beſchreiben, in jeder Note erkennt man den Meiſter; er iſt ein Rieſe der alle andern Künſtler verdunkelt. Als ich mich ihm vorſtellte, bat er mich, ihm etwas vorzuſpielen; was ſollte ich tun?

Da ich Herz gehört hatte, faßte ich Mut, ſetzte mich ans Inſtrument und ſpielte mein E-Moll-Konzert, von dem man in der Hauptſtadt Bayerns ſo ſehr entzückt war. Kalkbrenner war erſtaunt und fragte mich, ob ich ein Schüler Fields ſei? Er äußerte, daß ich den Stil von Cramer, aber den Anſchlag von Field habe. Es machte mir Spaß, daß Kalkbrenner, als er mir etwas vorſpielte, einen Fehler beging, ſo daß er nicht weiter konnte; aber es war wunderbar zu hören, wie er ſich wieder hineinfand.

Seit dieſer Begegnung ſehen wir uns täglich; entweder beſucht er mich oder ich ihn. Er machte mir den Vorſchlag, mich drei Jahre zu unterrichten und einen großen Künſtler aus mir zu machen. Ich ſagte ihm, daß ich recht gut wüßte, was mir noch fehle; aber ich will ihn nicht nachahmen, und drei Jahre ſind mir zu viel! Er hat mich überzeugt, daß ich nur dann gut ſpiele, wenn ich dazu begeiſtert bin, aber weniger gut, wenn dies nicht der Fall iſt. Das kann man von Kalkbrenner nicht ſagen; er ſpielt einmal wie das andere. Als er mich lange beobachtet hatte, fand er, daß ich keine Schule beſäße, daß ich allerdings auf ſehr gutem Wege ſei, aber leicht auf Abwege geraten könne, und daß, wenn er aufhöre zu ſpielen, kein Repräſentant der großen Klavierſchule mehr da ſein würde. Ich kann mit dem beſten Willen keine neue Schule ſchaffen, weil ich nicht einmal die alte kenne; ich weiß aber, daß meine Tondichtungen etwas Eigenartiges haben und daß ich immer vorwärts ſtrebe.

Wenn Du hier wäreſt, würdeſt Du mir ſagen: „Lerne, Jüngling, ſolange es Dir geboten wird!“ Viele raten mir aber

ab, Unterricht zu nehmen, meinen, daß ich ebenſogut wie Kalkbrenner ſpiele, und daß er mich nur aus Eitelkeit zum Schüler zu haben wünſche. Das iſt Unſinn! Wer etwas von Muſik verſteht, muß Kalkbrenners Talent ſchätzen, wenn auch ſeine Perſon unbeliebt iſt, weil er nicht mit jedem umgeht. Ich verſichere Dir aber, daß in ihm etwas Höheres iſt, wie in allen den Virtuoſen, die ich bis jetzt gehört habe.

Dies habe ich auch an meine Eltern geſchrieben, die es vollſtändig einſehen; Elsner aber begreift es nicht und hält es für Eiferſucht von Kalkbrenner, daß dieſer mich nicht nur lobt, ſondern auch in einigem mein Spiel anders wünſcht. Trotz alledem, das kann ich Dir vertrauen, habe ich unter den hieſigen Künſtlern ſchon einen hervorragenden Namen.

Den 25. Dezember gebe ich ein Konzert. Baillot, der Nebenbuhler Paganinis, und Brod, der berühmte Oboiſt, werden mich mit ihrem Talent unterſtützen. Ich will mein F-Moll-Konzert und die Variationen aus B-Dur ſpielen, über die ich vor einigen Tagen aus Kaſſe! eine zehn Bogen lange Rezenſion von einem dafür begeiſterten Deutſchen erhielt, der nach einer umfangreichen Vorrede dann über jeden Takt ſpricht. Er hält ſie nicht für Variationen im herkömmlichen Stil, ſondern für ein phantaſtiſches Gemälde. Von der zweiten Variation ſagt er, daß Don Juan und Leporello laufen; von der dritten, daß er Zerline liebkoſt und Maſetto ſich in der linken Hand darüber ärgert. Im fünften Takt des Adagio fühlt er, wie Don Juan Zerline in Des-Dur küßt! Komiſche Auffaſſung des Rezenſenten, der durchaus will, daß dieſer Aufſatz in der „Revue musicale“ (ein Blatt, welches ſeinem Schwager Fétis gehört) abgedruckt werden ſoll.

Das Konzert des guten Hiller, der ein Schüler Hummels und ein Jüngling von großem Talent iſt, hat vorgeſtern viel Effekt gemacht. Eine Symphonie von ihm wurde ſehr beifällig aufgenommen. Er hat ſich Beethoven zum Muſter dienen laſſen, und ſein Werk iſt voll Poeſie und Begeiſterung. Er hat ſich inſofern gegen mich ſehr freundlich gezeigt, als er Fétis' Schwager geſagt hat, daß er mir mit ſeinen Rezenſionen mehr ſchaden als nützen könne.

Doch um wieder auf mein Konzert zu kommen: ich ſpiele

nicht nur das F-Moll-Konzert und die Variationen, ſondern auch mit Kalkbrenner deſſen Duett „Marche suivie d'une Polonaise“ auf zwei Flügeln, mit Begleitung von vier anderen. Iſt das nicht eine ganz tolle Idee?

Einer dieſer Flügel iſt ſehr groß, und für Kalkbrenner. Der andere iſt klein (ein ſogenannter Monocorde), für mich. Auf den anderen großen, die ſo laut wie ein Orcheſter ſind, ſollen Hiller, Osborne, Stamaty und Sowiński ſpielen. Ferner wirken noch mit: Norblin, Vidal und der berühmte Violaſpieler Urban.

Das Schwierigſte war, eine Sängerin zu finden. Roſſini hätte mir gern zu einer verholfen, wenn er allein die Erlaubnis erteilen könnte; aber Robert, der zweite Direktor der italieniſchen Oper, ſtimmte dagegen. Er verſicherte mir, er könne es keiner Sängerin geſtatten, denn wenn ſeine Gefälligkeit gegen mich bekannt würde, kämen mehrere Hundert ähnliche Bitten an ihn.

Von der Oper muß ich Dir erzählen, daß ich nie eine ſo ſchöne Aufführung gehört habe, wie in der vorigen Woche, wo der „Barbier von Sevilla“ in der italieniſchen Oper mit Lablache, Rubini und der Malibran-Garcia gegeben wurde. „Othello“ ſoll ebenfalls vortrefflich zu Gehör kommen durch Rubini, Lablache und die Paſta; ferner auch „Italiana in Algeri“.

Paris hat in dieſer Beziehung noch nie ſo viel geboten, wie jetzt. Du kannſt Dir keine Idee von Lablache machen. Man ſagt, daß die Paſta etwas an Stimme verloren; aber ich habe nie in meinem Leben einen ſo himmliſchen Geſang gehört als den ihrigen. Die Malibran mit ihrer wunderbaren Stimme beherrſcht drei Oktaven; ſie ſingt einzig in ihrer Art, bezaubernd! Rubini, ein vortrefflicher Tenor, macht endloſe Rouladen, oft zu viel Koloraturen, tremoliert und trillert fortwährend, wofür er den größten Beifall erntet. Sein mezza voce iſt unvergleichlich. Es tritt jetzt eine Schröder-Devrient auf, doch macht ſie hier nicht ſo viel Furore wie in Deutſchland. Signora Malibran gab den Othello, die Schröder-Devrient die Desdemona. Die Malibran iſt klein, die Deutſche größer. Man dachte manchmal, die Desdemona würde den Othello erdroſſeln!

Es war dies eine ſehr teure Vorſtellung; ich bezahlte für meinen Platz vierundzwanzig Franken, und zwar um die Malibran als Mohren, und nicht einmal außerordentlich ſpielen zu ſehen. Das Orcheſter war ausgezeichnet, aber die Ausſtattung in der italieniſchen Oper iſt nichts gegen die in der franzöſiſchen „l'Académie royale“.

Wenn jemals eine brillante Ausſtattung in der erſteren Oper vorgekommen iſt, ſo glaube ich doch nicht, daß ſie die von „Robert le Diable“ erreicht hat, der neuen fünfaktigen Oper von Meyerbeer, der auch den „Crociato“ geſchrieben hat. „Robert“ iſt ein Meiſterſtück der neuen Schule, wo die Teufel durch das Sprachrohr ſingen und die Toten aus den Gräbern auferſtehen, aber nicht ſo wie in „Szarlatan“[1]), nur fünfzig bis ſechzig Perſonen auf einmal! Die Bühne ſtellt das Innere einer Kloſterruine dar, beleuchtet vom hellen Vollmondſchein, der auf die Gräber der in ihnen ruhenden Nonnen fällt. Im letzten Akt erſcheinen in pomphaftem Lichterglanz Mönche mit Räucherwerk, und man hört dazu hinter der Szene den feierlichen Klang der Orgel.

Meyerbeer hat ſich durch dieſes Werk unſterblich gemacht; aber drei Jahre und darüber bedurfte er, um dieſe Oper zur Aufführung zu bringen. Man ſagt, daß er über zwanzigtauſend Franken Ausgaben für die Orgel und andere Gegenſtände, die bei der Oper mitſpielten, gehabt hat. Madame Damereau-Cinti ſingt auch ſehr ſchön; ich ziehe ihren Geſang dem der Malibran vor. Dieſe ſetzt in Erſtaunen, die Cinti aber entzückt. Sie ſingt die chromatiſchen Tonleitern und Koloraturen faſt noch vollendeter als der berühmte Flötiſt Tulou ſie bläſt. Es iſt kaum möglich, eine ausgebildetere Technik zu finden.

Bei Nourrit, dem erſten Tenor der großen Oper, bewundert man das warme Gefühl, welches aus ſeinem Geſange ſpricht. Chollet, der erſte Tenor der Opéra comique, der beſte Darſteller des Fra Diavolo und vorzüglich in den Opern „Zampa“ und „Fiancée“, hat eine ganz eigene Art, die Rollen aufzufaſſen. Er reißt mit ſeiner ſympathiſchen Stimme alles hin und iſt der Liebling des Publikums.

---

[1]) „Szarlatan“, Oper von Kurpiński.

In der Opéra comique gibt man jetzt die „Marquise de Brinvilliers“; sie war zur Zeit Ludwigs XIV. die berüchtigtste Giftmischerin. Zu diesem Libretto ist die Musik von acht Komponisten, nämlich von Cherubini, Paër, Herold, Auber, Berton, Batton, Blangini und Caraffa.

Ich bitte Dich um alles in der Welt, lieber Titus, schreibe mir bald, oder komme selbst. Meine Wohnung ist: Boulevard Poissonnière 27. W. W. erwartet Dich. Ich möchte Dich gern sehen, und es gibt Augenblicke, in denen ich vor Sehnsucht beinahe wahnsinnig bin, besonders wenn es regnet und ich nicht ausgehen kann.

Ich glaube, daß ich für mein Konzert von den interessantesten Künstlern unterstützt werde.

Bis zum Tode

Dein

Friedrich.

An denselben.

Paris, den 25. Dezbr. 1831.

Zum zweiten Male, mein lieber Titus, muß ich Dir aus weitester Ferne zu Deinem Namenstag gratulieren; ein Blick — ein Händedruck würde Dir mehr sagen als zehn Briefe. Deshalb will ich nicht viel Worte machen, ex abrupto kann ich nicht schreiben, und ich habe mir auch noch kein Gratulationsbuch gekauft, wie sie hier die kleinen Burschen mit schrecklichem Geschrei auf der Straße für zwei Sous feilbieten. Die Pariser sind ein eigentümliches Volk; wenn der Abend herannaht, hört man nichts als Titel neuer kleiner Bücher ausrufen, die aus 3—4 Bogen gedruckter Dummheiten bestehen. Die Jungens wissen ihre Ware so anzupreisen, daß man schließlich — man mag wollen oder nicht — doch ein solches für einen Sou kauft. Dieselben tragen z. B. folgende Titel: „l'art de faire des amours, et de les conserver ensuite; — les amours des prêtres; — l'Archevêque de Paris avec Madame la duchesse de Berry“ und tausend ähnliche Dummheiten, die aber oft sehr witzig geschrieben sind. Man muß wirklich staunen, welcher Mittel sich hier die Menschen bedienen, um ein paar Groschen zu verdienen.

Es ist nämlich in Paris jetzt große Not und wenig Geld im Umlauf; man begegnet vielen schäbigen Menschen mit wilder Physiognomie, und mitunter hört man ein hitziges, drohendes Gespräch über Louis Philipp, der samt seinem Ministerium nur noch an einem Haar hängt. Der Pöbel ist auf die Regierung empört und möchte sie umstürzen, um dem Elend ein Ende zu machen; doch ist diese zu sehr auf ihrer Hut, und der kleinste Menschenauflauf wird durch die reitende Gendarmerie sofort auseinandergesprengt. Du weißt, daß ich vier Treppen hoch wohne, aber auf einem der Boulevards, in der schönsten Lage der Stadt. Ich habe einen Balkon nach der Straße zu und daher nach rechts und links einen weiten interessanten Blick über das Wogen der Bevölkerung. Gerade gegenüber in der Cité bergère hat sich der General Ramorino einquartiert.

Du weißt gewiß, wie ihn die Deutschen überall empfangen haben, wie sich in Straßburg die Franzosen vor seinen Wagen gespannt und ihn im Triumph fortgezogen haben: kurz — der Enthusiasmus des Pöbels für unsern General wird Dir ja bekannt sein. Paris wollte in dieser Beziehung nicht zurückstehen. Die „Ecole de médicine“ und die „jeune France“, die den Bart und die Halstücher nach einer gewissen Vorschrift tragen, beabsichtigen ihm zu Ehren eine große Demonstration. Jede politische Partei — ich spreche natürlich nur von den Exaltierten — hat nämlich ihre bestimmten Abzeichen: die Karlisten haben grüne Westen, die Republikaner und Napoleonisten (und diese bilden eben die jeune France), die St. Simonisten, welche sich zu einer neuen Religion bekennen und schon eine große Anzahl Proselyten haben, kleiden sich blau usw.

Beinahe 1000 dieser jungen Leute durchzogen mit einer dreifarbigen Fahne die Stadt, um Ramorino eine Ovation darzubringen. Obgleich er zu Hause war, wollte er sich nicht Unannehmlichkeiten von Seiten der Regierung aussetzen und zeigte sich deshalb nicht, trotz allen Schreiens: „Vive les polonais!“ Sein Adjutant kam heraus und sagte, daß sie der General leider nicht empfangen könne und sie bitten ließe, einen andern Tag zu kommen; den andern Morgen aber

nahm er ein anderes Logis. Als nun einige Tage ſpäter eine ungeheure Menſchenmaſſe — nicht nur junge Leute, ſondern auch Pöbel, der ſich unter dem Panthéon geſammelt hatte — auf die andere Seite der Seine zu Ramorino zog, wuchs dieſelbe wie eine Schneelawine, bis der Knäuel am Pont neuf, wo ſich die reitende Gendarmerie aufgeſtellt hatte, durch mehrere Chargen der letzteren aufgelöſt wurde. Trotzdem viele verwundet waren, ſammelten ſich neue Menſchenmengen auf den Boulevards unter meinen Fenſtern, um ſich mit denen zuſammenzurotten, die von der anderen Seite der Seine herüberkommen ſollten. Die Polizei konnte ſich nicht mehr helfen, der Auflauf wuchs immer mehr, bis endlich eine Infanterie-Abteilung und eine Schwadron Huſaren anrückten; der Platzkommandant befahl der Municipalgarde und den Truppen, die Trottoirs und die Straße von dem neugierigen und aufſtändiſchen Pöbel zu reinigen und die Haupträdelsführer zu arretieren. (Das iſt die freie Nation!)

Die Panik griff mit Blitzesſchnelle um ſich: die Läden wurden geſchloſſen, in allen Straßenecken lief das Volk zuſammen, und man pfiff die durch die Straßen ſprengenden Ordonnanzen aus. Alle Fenſter waren dicht mit Zuſchauern beſetzt, wie bei uns an großen Feiertagen, und die Aufregung dauerte von 11 Uhr früh bis 11 Uhr nachts. Ich glaubte ſchon, daß die Geſchichte ein böſes Ende nehmen würde; aber ſchließlich ſang man gegen Mitternacht: „Allons enfants de la patrie!“ und ging nach Hauſe. Ich kann Dir garnicht ſchildern, welchen Eindruck auf mich die grauſigen Stimmen dieſes empörten und unzufriedenen Pöbels machten! Jedermann fürchtete, daß am andern Morgen dieſe Emeute ihren Fortgang nehmen würde, aber — dem war nicht ſo. Nur Grénoble iſt dem Vorbild Lyons gefolgt; indeſſen weiß der Teufel, was noch alles in der Welt daraus werden kann!

Jetzt geben die Franzoſen im Theater, wo bisher nur Dramas aufgeführt wurden, die ganze Geſchichte unſeres letzten Aufſtandes. Die Menſchen laufen wie verrückt dorthin, um die Kämpfe und Nationalkoſtüme zu bewundern. Fräulein Plater ſpielt dort auch eine Rolle mit anderen Damen, denen

man die Namen Lodoiska, Faniska, Floreska gibt; auch ein Gigult beteiligt ſich daran als Bruder der Gräfin Plater uſw.[1])

Aber nichts hat mich ſo ſtutzig gemacht, als die Annonce auf dem Zettel eines kleinen Theaters, das während der Zwiſchenakte die Muſik „la Mazurka Dabrowski: Polen iſt noch nicht verloren!“ ſpielen will.

Von meinem Konzert kann ich Dir nur ſoviel ſagen, daß ich es auf den 15. Januar verlegen muß, weil mir der Direktor der Oper, Herr Véron, meine Bitte um eine Sängerin abſchlug. Heute iſt in der italieniſchen Oper ein großes Konzert, in welchem die Malibran, Rubini, Lablache, Santini, Mad. Raimbaux, Mad. Schröder und Mad. Caſadory auftreten; Herz und Bériot, in den Mad. Malibran verliebt iſt, werden ſich ebenfalls daran als Inſtrumentaliſten beteiligen.

Ach, wie gern hätte ich Dich neben mir! . . . Du glaubſt nicht, wie traurig es iſt, daß ich niemand habe, dem ich mein bekümmertes Herz ausſchütten kann. Du weißt, wie leicht ich Bekanntſchaften mache, wie ich die menſchliche Geſellſchaft liebe, — ſolche Bekanntſchaften mache ich maſſenhaft . . . . aber mit niemand, niemand kann ich ſeufzen. Mein Herz ſchlägt ſozuſagen immer „in Synkopen“, deshalb quäle ich mich und ſuche nach einer Pauſe — nach Einſamkeit, damit den ganzen Tag niemand nach mir ſehen und mit mir reden könnte. Es iſt mir zu fatal, wenn es, während ich an Dich ſchreibe, klingelt und mir irgend ein langweiliger Beſuch annonziert wird. In dem Augenblick, wo ich Dir den Ball beſchreiben will, auf dem ein göttliches Weſen mit einer Roſe im ſchwarzen Haar mich entzückt hat, kommt Dein Brief! Alle Romane meines Hirns entſchwinden; — meine Gedanken tragen mich zu Dir, ich nehme Deine Hand und weine . . . Wann werden wir uns wiederſehen? . . . vielleicht nie, weil allen Ernſtes meine Geſundheit miſerabel iſt. Ich erſcheine wohl luſtig, beſonders wenn ich unter den Meinigen bin; aber innerlich quält mich etwas, wie trübe Ahnung,

[1]) Gräfin Emilie Plater, eine junge heldenmütige Polin, welche während der polniſchen Revolution (1831) zu den Waffen griff und in Männerkleidung bei der Diviſion des General Gielgud an dem Kriege teilnahm. Sie ſtarb auf der Flucht.

Unruhe, üble Träume, Schlaflosigkeit, Sehnsucht, Gleichgültigkeit gegen alles, die Luft zum Leben und wieder die Luft zum Sterben. Mir ist oft, als ob mein Geist erstarrt wäre, ich fühle eine himmlische Ruhe im Herzen; in Gedanken sehe ich Bilder, von denen ich mich nicht losreißen kann, und das peinigt mich über alle Maßen. Kurz es ist eine Mischung schwer zu beschreibender Gefühle . . . . Verzeih, lieber Titus, daß ich Dir dies alles mitteile; aber nun ists auch genug . . . jetzt will ich mich anziehen und zum Diner gehen oder vielmehr fahren, welches die Unsrigen heute für Ramorino und Langermann geben . . . Dein Brief enthielt für mich viele Neuigkeiten; Du hast mir 4 Seiten und 37 Linien geschrieben, — so lange ich lebe, hast Du mich noch nie so reichlich bedacht, und ich brauchte so etwas, ich brauchte es wirklich sehr notwendig.

Was Du über meine künstlerische Laufbahn schreibst, ist sehr wahr, und ich selbst bin davon durchdrungen.

Ich fahre in meiner eigenen Equipage, nur der Kutscher dazu ist gemietet.

Ich schließe, weil ich sonst zu spät zur Post komme, denn ich bin alles in einer Person: Herr und Diener. Erbarme Dich und schreibe möglichst oft!

Dein bis in den Tod!

Friedrich.

P. S. In meinem Hause wohnt über mir eine Frau, die einen Mann hat, der von früh bis spät abends niemals zu Hause ist. Die Nachbarin ist schön und ladet mich oft ein, sie zu trösten. Sie hat einen Kaminofen, an dem ich mich wärmen kann, und sie bittet mich, daß ich ihr Tag und Stunde bestimmen möchte, wann ich komme usw.; aber ich habe keine Lust zu Abenteuern und fürchte, daß ich am Ende noch obendrein von dem Herrn Prügel bekommen könnte!

Ich kann es nicht für mich behalten und muß Dir ein zweites Abenteuer mit Pixis anvertrauen. Denke Dir, er hat ein sehr schönes 16jähriges Mädchen bei sich, mit dem er (wie er sagt) sich verheiraten will; ich habe sie aber bereits, als ich ihn in Stuttgart besuchte, bei ihm kennen gelernt. Als

er hierherkam, hat er mich zu sich gebeten, mir aber davon nichts gesagt (wahrscheinlich, weil er weiß, daß ich ihn dann sicherlich eher besucht hätte!), daß das Fräulein, die ich bereits vergessen hatte, mit ihm gekommen sei. Acht Tage nach der zweiten Einladung ging ich zu ihm, und auf der Treppe begegnete ich zufällig seinem Augapfel. Sie bittet mich einzutreten, indem sie versichert, es hätte nichts zu sagen, daß Herr Pixis nicht zu Hause sei; ich solle nur einstweilen Platz nehmen, er würde bald kommen usw. Eine seltsame Unruhe faßte uns beide. Ich bat um Entschuldigung, weil ich wußte daß der Alte sehr eifersüchtig war, und sagte daß ich lieber ein anderes Mal kommen würde.

Während wir beide so traulich und unschuldig auf der Treppe plaudern, klettert Pixis herauf, guckt über die Brille hinweg, um zu sehen, wer da oben mit seiner Bella spricht. Er mochte uns nicht gleich erkannt haben, beflügelt seine Schritte, bleibt vor uns stehen, fährt sie in sehr barschem Tone an: „Qu'est-ce que vous faites ici?“ und hielt ihr eine tüchtige Strafpredigt, wie sie es in seiner Abwesenheit wagen könnte, junge Leute zu empfangen usw. Ich redete Pixis lächelnd zu, und zu ihr sagte ich, daß es etwas unvorsichtig sei, in einem so dünnen, seidenen Kleide aus der Stube zu gehen.

Endlich beruhigte sich der Alte — er nahm mich unter den Arm und führte mich in den Salon. Vor Aufregung wußte er nicht, wo er mich hinsetzen sollte; denn er fürchtete, daß — wenn ich es ihm übel genommen hätte — ich seine Abwesenheit ein anderes Mal besser benutzen würde. Er begleitete mich schließlich die Treppe hinunter, und mein Lächeln sehend (ich konnte dasselbe deshalb nicht unterdrücken, weil mich jemand zu so etwas fähig hielt), ging er zum Concierge und fragte, wie lange es her sei, daß ich gekommen? Jedenfalls hat der Concierge ihn beruhigt, denn seit der Zeit kann Pixis mein Talent nicht genug vor allen Bekannten rühmen. Wie findest Du das? Ich, ein gefährlicher Séducteur!“

Aus diesen Briefen geht zwar hervor, daß Chopin entzückt von Paris war; aber trotzdem er sich auch dort unter berühmten Künstlern in geachteter Stellung befand, blieb ihm

doch manches zu wünſchen übrig. Obwohl mit ſehr mäßigen Mitteln, ohne Ruf und ohne Protektion nach Paris gekommen, wollte er lieber ſeine Ausgaben möglichſt beſchränken, als immer wieder die Güte ſeines Vaters in Anſpruch nehmen. Zudem erinnerten ihn die vielen Landsleute, mit denen er zuſammenkam und die hier als Flüchtlinge verweilten, ſtets an ſein unglückliches Vaterland, von dem er nur mit bitterm Schmerze ſprechen hörte. So wurde er auch in dem ſchönen Paris den Gedanken nicht los, ſich unter keineswegs glänzenden Verhältniſſen in der Fremde zu befinden.

Durch ſein Konzert hatte er gehofft, ſich bei dem muſikaliſchen Publikum ehrenvoll bekannt zu machen; aber es konnte am dazu feſtgeſetzten Tage nicht ſtattfinden, da der Theaterdirektor Véron keiner Sängerin die Erlaubnis zur Mitwirkung erteilte. Es mußte bis auf den 26. Februar 1832 verſchoben werden, und dann kamen leider nicht einmal die Unkoſten dabei heraus, denn es wohnten demſelben nur die Wohlhabenden unter den ausgewanderten Polen bei; das franzöſiſche Publikum fehlte faſt ganz. Seine Bekannten tröſteten ihn und ſtellten ihm die Schickſale anderer Künſtler vor, die in ihrer Jugend ebenfalls viel mit Hinderniſſen zu kämpfen gehabt hatten.

Seine beſten Freunde rieten ihm, mehr in der Geſellſchaft zu leben, wozu es ihm nicht an Gelegenheit fehlte; davon war er jedoch nicht zu überzeugen.

Die Briefe, welche er in dieſer Zeit an ſeine Eltern ſchrieb, hatten alle eine melancholiſche Färbung. Der Aufenthalt in Paris war ihm verleidet worden durch den Mangel an jeder Ausſicht, ſeine Lage zu verbeſſern. Er beſchäftigte ſich in Gedanken daher mit einem andern Plane. Er ſah, wie einige junge polniſche Flüchtlinge, die nicht in Paris bleiben konnten und wollten, ſich entſchloſſen, nach Amerika zu gehen. Da Chopin erfahren hatte, daß es in der neuen Welt noch an tüchtigen Künſtlern fehlte, glaubte er, es würde auch für ihn vorteilhaft ſein, dort ſein Heil zu verſuchen, damit er nicht mehr ſeinen Vater um Unterſtützung angehen müſſe. Er wußte ſehr wohl, daß ſeine Eltern von ihm volles Vertrauen erwarteten, und teilte ihnen ſeine Abſicht mit.

Hier müſſen wir uns unwillkürlich fragen: Welche Rolle hätte Chopin mit ſeiner romantiſch-poetiſchen Natur in einem Lande geſpielt, wo es vor allem gilt, kühl und durch und durch praktiſch zu ſein? Er, der ſein ganzes Leben lang Abſcheu vor Charlatanerie hatte, er, der den feinſten Geſchmack und ariſtokratiſche Neigungen beſaß, wie hätte er ſich in Amerika gefallen, wie hätten ihn die Amerikaner würdigen können?

Vielleicht würde er, wenn er ſich nur als Lehrer niedergelaſſen hätte, viel Geld erworben haben; aber ſicher würde dann ſein Name niemals mit unter den beſten in der muſikaliſchen Welt geglänzt haben. Es war ein Glück für Chopin, daß ſeine Eltern ganz gegen dieſe Überſiedlung waren. Sie ſchrieben ihm, daß er vor der Hand in Paris bleiben und auf beſſeres Glück hoffen oder nach Warſchau zurückkehren ſolle. Lieber wollten ſie ihren Sohn den unvermeidlichen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt wiſſen, welche die ruſſiſche Regierung jedem bereitete, der im Auslande geblieben, nachdem ſein Paß abgelaufen war, als ihn nach Amerika auswandern laſſen. Die Liebe zu dem Vaterlande, zu ſeiner Familie und zu der einen, deren Bild er tief im Herzen trug, fachten in ſeiner Seele die lebhafteſte Sehnſucht zur Rückkehr nach der Heimat an, wenn es ihm auch nicht leicht wurde, Paris mit ſeinen mannigfachen Reizen zu verlaſſen. Seine Freunde und Kunſtgenoſſen, Franz Liszt, Hiller und Sowiński redeten ihm ab, von Paris fortzugehen; aber Chopin hörte nicht auf ihre Worte.

Es wird von vielen Zufall genannt, aber gewiß war es höhere Fügung, daß Chopin an demſelben Tage, als er ſich zur Reiſe vorbereitete, dem Fürſten Valentin Radziwiłł auf der Straße begegnete. Der Fürſt redete ihn gütig an, Chopin teilte ihm ſein Vorhaben mit und nahm von ihm Abſchied. Erſterer wagte es nicht, Chopin davon abzureden; aber er nahm dem jungen Künſtler das Verſprechen ab, den Abend mit ihm zu Rothſchild zu gehen.

Wie wichtig ward für ihn dieſer Abend, wie oft erinnerte ſich Chopin an ihn! In den glänzenden Salons des Börſenkönigs fand der aller Hoffnung beraubte Tondichter die haute volée von Paris. Als die Dame des Hauſes Chopin in liebens-

würdiger Weiſe bat, etwas auf dem Piano vorzutragen, ſpielte und improviſierte er, wie vielleicht noch nie.

Von dieſem Abend an änderte ſich ſeine Lage wie durch Zauberei; die Zukunft lächelte ihm wieder zu, die Nebel, welche die Sonne ſeiner Tage verhüllt hatten, wichen vor den Strahlen ſeines Glücksſternes. Noch in dieſer Soirée bekam Chopin verſchiedene Aufforderungen, in den erſten Familien in Paris Unterricht zu erteilen. Seine pekuniären Verhältniſſe beſſerten ſich von Tag zu Tag; er hatte nicht mehr nötig, von ſeinen Eltern etwas anzunehmen, und ſchlug ſich den Gedanken einer Rückkehr nach Warſchau vollkommen aus dem Sinn.

NEUNTES KAPITEL

Fernerer Aufenthalt in Paris. Ausflüge nach Aachen, Karlsbad, Marienbad, Dresden und Leipzig. Beſuche bei Mendelsſohn und Schumann.

Zu der Zeit, als Chopins Stern am Horizonte der Pariſer Geſellſchaft zu glänzen anfing, wurde auch ſein Name als Komponiſt in der muſikaliſchen Welt mehr und mehr bekannt, ſo daß vom Jahre 1832 ab die Werke, welche er noch teils in ſeinem Vaterlande, teils in Wien, Leipzig, Paris und auf Reiſen geſchaffen hatte, in weiten Kreiſen Verbreitung fanden; z. B. die drei Nocturnes, Op. 15; Bolero, Op. 19; Scherzo, Op. 20; Grande Polonaise brillante, Op. 22; Ballade, Op. 23; vier Mazurken, Op. 24; zwei Polonaisen, Op. 26; zwei Nocturnes, Op. 27; Impromptu, Op. 29.

Field und Moſcheles konnten Chopin ſeine öfteren Abweichungen von den gebräuchlichen und für muſtergültig gehaltenen Formen nicht verzeihen und betrachteten ihn in dieſem Punkte als einen kecken Revolutionär. Über die erſten Werke Chopins ſchrieb Moſcheles im Jahre 1831 folgendes:

„Ich benutze gern einige freie Abendſtunden, um mich mit Chopins Etüden und ſeinen anderen Kompoſitionen zu befreunden, finde auch viel Reiz an ihrer Originalität und der nationalen Färbung ihrer Motive; immer aber ſtolpern

meine Finger bei gewiſſen harten, unkünſtleriſchen, mir unbegreiflichen Modulationen, ſo wie mir das ganze oft zu ſüßlich, zu wenig des Mannes und ſtudierten Muſikers würdig erſcheint!“ Später ſagt er wieder: „Ich bin ein aufrichtiger Bewunderer von Chopins Originalität; er hat dem Klavierſpieler das Neueſte, Anziehendſte gegeben. Mir perſönlich widerſteht aber die gemachte, oft gezwungene Modulation; meine Finger ſtraucheln und fallen über ſolche Stellen; ich kann ſie üben wie ich will, ich bringe ſie nicht ohne Anſtoß heraus!“

Dieſes Urteil hat Moſcheles nachher etwas geändert; nichtsdeſtoweniger charakteriſiert es den Eindruck, den die berühmteſten Pianiſten damals von den erſten Werken Chopins empfingen.

Field hatte eine Ahnung, daß der Stern ſeines Ruhms ſich durch den neuen, blendenden Schein, der am Horizonte der Tonkunſt aufging, verdunkle. Er nannte Chopin offen: „Un talent de chambre de malade!“

Dieſe Anſicht über Chopin, die hauptſächlich in Deutſchland Gehör fand, verſtummte auf immer unter dem Strich der Feder von Euſebius und Floreſtan, welche Robert Schumann durch die von ihm redigierte „Neue Zeitſchrift für Muſik“ auf die Arena der Kritik gebracht hat.

Der Ruhm und die Beliebtheit, welche Chopin in den Pariſer Salons zuteil wurde, geht am klarſten aus einem Briefe hervor, welchen er damals an ſeinen Jugendfreund Domaszewski richtete:

„ . . . . . Ich verkehre in den erſten Kreiſen: mit Geſandten, Fürſten, Miniſtern uſw., und weiß ſelbſt nicht, wie ich dazu gekommen bin, denn ich habe mich dort keineswegs eingedrängt. Für mich iſt ein derartiger Umgang aber durchaus notwendig, denn dort lernt man den guten Geſchmack. Du haſt gleich mehr Talent, wenn man Dich in einer Soirée beim engliſchen oder öſterreichiſchen Botſchafter gehört hat. Dein Spiel iſt feiner, wenn Dich die Fürſtin Vaudemont protegiert. „Protegiert“ kann ich eigentlich nicht ſagen, denn die alte gute Frau iſt vor einer Woche geſtorben. Sie war eine Dame in der Art der verſtorbenen Kaſtelanin Polaniecka, bei

welcher der ganze Hof verkehrte, die ſehr wohltätig war, und viele Ariſtokraten in den Schreckenstagen der erſten Revolution bei ſich verſteckt hielt. Sie war die erſte, welche ſich nach den Julitagen am Hofe Louis Philipps vorſtellte, obwohl ſie aus der Famlie Montmorency (ältere Linie) ſtammte und deren letzter Sprößling war. Sie hatte ſtets eine Menge weißer und ſchwarzer Schoßhündchen um ſich, und beſaß einen höchſt poſſierlichen kleinen Affen, der ſich ſogar erlauben durfte, Gräfinnen und Fürſtinnen . . . . . zu beißen!

Unter den hieſigen Künſtlern genieße ich allgemeine Achtung und Freundſchaft, obgleich ich doch erſt ſeit einem Jahre hier bin. Beweis dafür iſt, daß Leute von großem Ruf mir ihre Kompoſitionen widmen, z. B. Pixis ſeine letzten Variationen mit Orcheſter. Jetzt komponiert er ſogar Variationen über ein Thema von mir; Kalkbrenner improviſiert häufig über meine Mazurken; Schüler des Konſervatoriums, ja ſogar Privatſchüler von Moſcheles, Herz und Kalkbrenner (alſo fertige Künſtler), nehmen noch bei mir Unterricht und ſtellen mich in eine Linie mit Field. Wahrlich, wenn ich etwas einfältiger wäre, als ich bin, ſo könnte ich mir beinahe einbilden, daß ich bereits ein vollendeter Künſtler ſei; und doch fühle ich täglich, wie viel ich noch zu lernen habe, und werde mir deſſen um ſo bewußter, da ich mit den erſten Künſtlern verkehre und erkenne, was ſelbſt jedem einzelnen von dieſen noch fehlt. Aber ich ſchäme mich ordentlich deſſen, was ich Dir eben ſchrieb, da ich mich ſelbſt gelobt habe wie ein Kind; ich würde es ausſtreichen, habe aber keine Zeit, einen andern Brief zu ſchreiben. Übrigens wirſt Du Dich wahrſcheinlich meines Charakters noch von früherher erinnern: ich bin überhaupt ganz derſelbe geblieben, nur mit dem Unterſchiede, daß ich jetzt einen einſeitigen Backenbart habe, die andere Seite will und will leider immer noch nicht wachſen.

Heute habe ich fünf Stunden zu geben; Du wirſt glauben, ich müßte bald ein Vermögen erworben haben, aber das Kabriolett und die weißen Handſchuhe zehren dieſen Verdienſt beinahe wieder auf, und ohne dieſe würde man mir wieder den feinen Geſchmack abſprechen.

Ich liebe die Karliſten, haſſe die Philippiſten, und bin

ſelbſt ein Revolutionär; daher mache ich mir auch nichts aus dem Gelde, ſondern nur aus der Freundſchaft, um deren Erhaltung ich Dich flehentlich bitte."

Es iſt ganz natürlich, daß Chopin mit Aufforderungen überhäuft wurde, in öffentlichen Konzerten mitzuwirken, weil man wußte, daß er große Anziehungskraft auf das feine Publikum ausübte.

Am 20. Mai 1832 ſpielte er in dem Konzert, welches der Prinz von der Moskowa im Saale des Konſervatoriums für die Armen veranſtaltete. Der geniale Künſtler hatte das erſte Allegro ſeines F-Moll-Konzerts mit Orcheſterbegleitung gewählt. Girard dirigierte. Heinrich Herz hatte Chopin und Liſzt aufgefordert, mit ihm am 3. April 1833 ein Quartett zu acht Händen auf zwei Flügeln in einem Konzert zu ſpielen, daß er mit ſeinem Bruder Jacob geben wollte uſw.

Ein muſikaliſcher Studiengenoſſe von Chopin, Orlowski, ſchrieb zu dieſer Zeit an die Seinigen:

„Chopin iſt geſund und kräftig; er verdreht allen Franzöſinnen die Köpfe, und die Männer ſind eiferſüchtig auf ihn. Er iſt jetzt in der Mode und ſehr bald wird die feine Welt Handſchuhe à la Chopin tragen. Nur die Sehnſucht nach dem Vaterlande verzehrt ihn."

Faſt dasſelbe ſagt ſein Freund Johannes Matuſzyński, der in demſelben Jahre (1834) nach Paris kam, in einem Briefe an ſeinen Schwager in Warſchau: „In Paris war es mein erſtes, Chopin aufzuſuchen; ich vermag es nicht zu beſchreiben, wie groß unſer gegenſeitiges Glück bei dem Wiederſehen nach fünfjähriger Trennung war. Er iſt ſtark und groß geworden, kaum habe ich ihn wiedererkannt. Chopin iſt jetzt hier der erſte Pianiſt; er gibt ſehr viele Stunden, aber keine unter zwanzig Franken. Er hat viel komponiert und ſeine Werke werden ſehr geſucht. Ich wohne mit ihm: Rue Chauſſée d'Antin No. 5. Freilich iſt dieſe Straße etwas entfernt von der École de Médecine und den Hoſpitälern, aber ich habe wichtige Gründe, mit ihm zuſammen zu ſein: er iſt mein alles! Die Abende bringen wir im Theater zu oder machen Beſuche; wenn das nicht geſchieht, ſo ſind wir gemütlich zu Hauſe."

Elsner verfolgte die künſtleriſche Entwicklung ſeines Lieblingsſchülers aus der Ferne mit dem wärmſten Intereſſe und freute ſich über ſeine Erfolge; er ſchrieb zu dieſer Zeit an ihn:

Warſchau, den 14. September 1834.

Lieber Freund!

Alles, was ich über meinen lieben Friedrich höre und leſe, erfüllt mein Herz mit Freude; aber verzeihe meine Aufrichtigkeit: bis jetzt iſt mir alles noch nicht genug, mir, der ich Dein wenig verdienſtvoller, aber glücklicher Lehrer der Harmonie und des Kontrapunktes war und einer Deiner beſten Freunde und Verehrer bleiben werde.

Während ich noch lebe in hoc lacrimarum valle, möchte ich noch die Aufführung Deiner Oper erleben, nicht allein, um Deinen Ruhm ſich vergrößern zu ſehen, ſondern wegen des Vorteils für die muſikaliſche Kunſt im allgemeinen, hauptſächlich wenn das Sujet der Oper der polniſchen Geſchichte entnommen würde. Ich ſage hier nicht zu viel. Du weißt, daß ich nicht ſchmeicheln kann, weil ich außer Deinem Genie auch Deine Fähigkeiten kenne, und das, was ein Kritiker über Deine Mazurken erwähnt, wird erſt in der Oper zur Geltung kommen und dauernden Wert behalten.

Urban ſagt, daß eine Klavier-Kompoſition zu der des Geſanges, des Orcheſters oder anderer Inſtrumente in demſelben Verhältnis ſtehe, wie ein Kupferſtich zu einem Ölgemälde. Das Urteil wird immer treffend ſein, obgleich einige Kompoſitionen (hauptſächlich wenn Du ſie ausführſt) als kolorierte Stiche betrachtet werden können.

Wie ſchade, daß wir uns nicht mehr ſehen und ausſprechen können, ich hätte Dir noch viel mitzuteilen. Ich möchte mich auch bei Dir für das Geſchenk, was mir doppelt wert iſt, bedanken. Gern wäre ich ein Vogel, um Dich in Deiner olympiſchen Wohnung zu beſuchen, welche die Pariſer für ein Schwalbenneſt halten.

Lebe wohl, liebe mich, wie ich Dich, denn ich bleibe für immer Dein aufrichtiger und wohlwollender Freund

Joſeph Elsner.

Elsners Brief veranlaßte Chopin, ernſtlich an die Kompoſition einer Oper zu denken. Da es ihm an einem Libretto fehlte, wandte er ſich an einen ſeiner Freunde, Stanislaus Kożmian, mit der Bitte, ihm ein Opernbuch zu ſchreiben und den Stoff dazu aus der polniſchen Geſchichte zu wählen. Leider gab Chopin den gefaßten Vorſatz bald wieder auf, ſei es aus Mangel an Zeit, oder weil er fürchtete, daß die ruſſiſche Regierung der nationalen Oper entgegen ſein würde. Vielleicht bewog auch der große Beifall und die ſchnelle Verbreitung, welche Chopins Klavier-Kompoſitionen überall, beſonders in Paris fanden, den Künſtler dieſem Genre von Muſik treu zu bleiben.

Im Februar 1834 gab Friedrich ſein zweites öffentliches Konzert in Paris, das glänzendſte in der Saiſon. Es fand in der italieniſchen Oper ſtatt; unter Habenecks Leitung brachte er bei dieſer Gelegenheit ſein E-Moll-Konzert zum erſten Male zur Aufführung. Alles ſchien für den Konzertgeber den brillanteſten Erfolg zu prophezeien. Der Saal füllte ſich mit der Crême der Pariſer Ariſtokratie, deren Liebling Chopin war; noch mehr trug die Anweſenheit der hervorragendſten Künſtler dazu bei, um dieſem muſikaliſchen Ereignis ein beſonders hohes Intereſſe zu verleihen.

Friedrichs Hoffnungen wurden aber ſehr getäuſcht.

In dem großen Theaterſaale konnte ſein poetiſches feines Spiel keinen großen Effekt machen; die Zuhörer wurden nicht hingeriſſen und daher auch nicht veranlaßt, ihren Beifall lebhaft auszudrücken. Chopin fühlte das und verlor auf längere Zeit die Luſt, ſich wieder öffentlich in einem großen Raume hören zu laſſen. Die Arena, in welcher für den genialen, tiefempfindenden Künſtler der Lorbeer blühte, war der Salon, war ein engerer Kreis von Dichtern, Künſtlern, Kennern. Wie die edelſten, ſeltenſten Pflanzen ja auch nur im milden Klima gedeihen können, ſo konnte der feinempfindende und hochgebildete Friedrich auch nur unter der beſten Geſellſchaft, in Gegenwart von Kennern, die jede Feinheit ſeines Vortrages zu würdigen wußten, con amore ſpielen, dann aber auch geradezu bezaubern.

Seit er in Paris wohnte, machte er keine muſikaliſchen

Ausflüge mehr, mit Ausnahme einer Reise nach Rouen in demselben Jahre, um in einem Konzert, das sein Freund Orłowski dort veranstaltete, mitzuwirken. Es war dies ein großes Opfer, das Chopin der Freundschaft brachte, weil ihm jedes öffentliche Auftreten unangenehm war. So sagt er hierüber zu Liszt im Vertrauen: „Ich bin nicht geeignet, Konzerte zu geben, da ich von dem Publikum scheu gemacht werde, von seinem Atem mich erstickt, von seinen neugierigen Blicken mich paralysiert fühle, und vor diesen fremden Gesichtern staune; Sie hingegen, Sie sind dazu berufen, denn wo Sie des Publikums Liebe nicht gewinnen, da vermögen Sie wenigstens dasselbe zu erschüttern und zu betäuben."

Aber wenn Chopin sich von einem Kranze schöner Frauen umringt sah und sein Blick freundlichen und bekannten Gesichtern begegnete, dann erwachte ein neues, poetisches Leben in ihm. Der Ausdruck der Melancholie, der sein Gesicht so oft verdüsterte, machte dann einem liebenswürdigen, sehr sympathischen Lächeln Platz; der ernste, feine Ausdruck seiner Züge wurde unbeschreiblich anziehend, seine Rede sprühte Geist, und durch seinen frischen, nie verletzenden Humor wirkte er unbeschreiblich ohne Wissen und Wollen auf seine Umgebung. Wenn er sich gut disponiert an den Flügel setzte, vermochte er durch seine Improvisationen zu entzücken, zu erheben, oder wenn Komus ihn beherrschte, unter seinen Zuhörern die lauteste, harmloseste Heiterkeit hervorzurufen. In solcher Stimmung war er oft in französischen, noch häufiger aber in polnischen Häusern; in letzteren fühlte er sich natürlich heimischer, denn dort konnte er mitten in Paris wähnen, er sei in dem geliebten Vaterlande.

Er sah es gern, daß ihm alles Neue aus dem Gebiete der schönen Literatur geschickt wurde. Gefielen ihm Gedichte, so schuf er sogleich eine Melodie dazu, welche sehr schnell durch seine Freunde Fontana und Orda (letzterer ein Jünger, der zu großen Hoffnungen berechtigte, aber in Algier fiel) verbreitet wurde. Auch der Fürst Kasimir Lubomirski, ferner Grżymała und andere musikalische Polen interessierten sich für diese Improvisationen Chopins und machten sie bekannt.

Im Hause der Gräfin Komar und bei deren reizenden Töchtern, von denen eine die Fürstin Beauvau war, erklangen

seine Lieder oft, und er war stets ein gern gesehener Gast dieser Damen. Die geistvolle Fürstin, sowie ihre jüngere Schwester, die Gräfin Delphine Potocka, welche durch ungewöhnliche Schönheit glänzte und durch ihren bezaubernden Gesang berühmt war, versammelte die Elite der Pariser literarischen und künstlerischen Welt um sich. Daß sie einen tiefen, eigentümlichen Eindruck auf das empfängliche Herz Friedrichs hervorbrachte, ist kein Wunder, ebensowenig, daß er mit stiller Freude ihren herrlichen Gesang mit seinem poetischen Spiel begleitete [1]).

In der zweiten Hälfte des Mai 1834 entschloß sich Chopin zum ersten Male, seine Schüler im Stich zu lassen und mit Ferdinand Hiller einen Ausflug nach Aachen zu unternehmen, um dem großen niederrheinischen Musikfeste, welches Ferdinand Ries dirigierte, beizuwohnen, und gleichzeitig Mendelssohn zu besuchen. Die Bekanntschaft Chopins mit diesem, datierte vom Jahre 1832 in Paris; jetzt wurde sie mehr und mehr befestigt, weil sie auf gegenseitiger Hochachtung beruhte.

Mendelssohn war damals Musikdirektor am Stadttheater zu Düsseldorf und freute sich sehr, seinen alten Freund Hiller und Chopin, dessen Kompositionen er sehr schätzte, in Aachen zu sehen. Während der Festtage war der erstere so viel wie möglich mit den beiden Parisern zusammen und schrieb darüber am 23. Mai an seine Mutter [2]):

„Sie haben beide ihre Fertigkeit immer mehr ausgebildet, und als Klavierspieler ist Chopin jetzt einer der allerersten; — macht so neue Sachen wie Paganini auf seiner Geige, und bringt Wunderdinge herbei, die man sich nie möglich gedacht hätte. Auch Hiller ist ein vortrefflicher Spieler, kräftig und kokett genug. Beide laborieren nur etwas an der Pariser Verzweiflungssucht und Leidenschaftsucherei, und haben Takt und Ruhe und das recht Musikalische oft gar zu sehr aus den Augen gelassen; ich nun wieder vielleicht zu wenig, und so ergänzten wir uns und lernten, glaube ich, alle drei voneinander, indem ich mir ein bischen wie ein Schulmeister und sie sich ein bischen wie mirliflores oder incroyables vorkamen.

---

[1]) Gräfin Delphine Potocka starb in Paris den 2. April 1877.

[2]) „Mendelssohns Briefe", II. Teil, S. 296.

Nach dem Feſte reiſten wir zuſammen nach Düſſeldorf, brachten einen ſehr angenehmen Tag unter Muſizieren und Diskutieren darüber zu; dann begleitete ich ſie geſtern nach Köln, und heute früh reiſten ſie nach Koblenz per Dampf hinauf, ich herunter, und — die hübſche Epiſode war vorbei."

Im nächſten Jahre ſollte Chopin eine große Freude erleben! Die Warſchauer Ärzte hatten ſeinem Vater ſehr zugeredet, aus Geſundheitsrückſichten nach Karlsbad zu gehen. Als Friedrich die Gewißheit hatte, ſeine Eltern in Karlsbad zu finden, verließ er Ende Juli Paris und umarmte wenige Tage ſpäter die Geliebten, welche er fünf Jahre ſchmerzlich vermißt hatte. Ihr kleiner, lieber Friedrich war unterdes zum Manne herangereift, ſtärker und ernſter geworden. Er hatte ſich eine gewiſſe Haltung angeeignet, die ihm wohl anſtand, und ſich einen ehrenvollen Ruf in der Künſtlerwelt erworben; aber in ſeiner Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen ſeine Eltern war er derſelbe Fritz geblieben, der als Kind und ſpäter als Jüngling das Herz des Vaters und der Mutter erfreut hatte.

Sehr angenehm verfloß der Familie Chopin dieſe Zeit; aber früher, als Eltern und Sohn wünſchten, ſchlug die Trennungsſtunde. Sie war ſowohl für Friedrich, wie für den liebevollen Vater und die zärtliche Mutter eine ſchwere und bittere. Wieder und immer wieder ſchloß dieſe den einzigen, teuren Sohn in ihre Arme, und vergebens bemühte ſie ſich, die Stimme in ihrem Innern zum Schweigen zu bringen, welche leiſe, aber unaufhörlich ſprach: „Du wirſt Deinen Friedrich auf dieſer Welt nicht wiederſehen!" Die guten, ſtets für das Wohl ihres Sohnes beſorgten Eltern hatten ihn wirklich zum letzten Male geſehen!

Auf der Rückreiſe nach Paris hielt ſich Chopin einige Tage in Leipzig auf. Man hatte vorher von ſeiner baldigen Ankunft gehört und war in Künſtlerkreiſen natürlich außerordentlich geſpannt, dem Spiel des Komponiſten ſo origineller und poetiſcher Tonſchöpfungen endlich zu lauſchen. Die widerſprechenden Urteile, welche über ſeine Werke gefällt worden waren, verſtärkten das Intereſſe, mit dem Chopin in dem muſikaliſchen Leipzig erwartet wurde.

Schumann berichtete darüber in ſeiner „Neuen Zeitſchrift" vom 6. Oktober 1835: „Chopin war hier, aber nur wenige Stunden, die er in engeren Zirkeln zubrachte. Er ſpielt genau ſo, wie er komponiert, d. h. einzig."

Friedrich Wieck, der Vater der berühmten Pianiſtin Klara, ſchrieb einen Brief[1]) an den Muſiklehrer Nauenburg in Halle, aus welchem man erſieht, welches Intereſſe die Ankunft Chopins unter den Muſikern hervorrief.

Der Brief lautet:

„Verehrteſter Freund!

Geſtern abend erſt habe ich Ihren Brief vom 19. durch die Stadtpoſt erhalten und beantworte denſelben ſogleich. Da morgen Banck endlich zurückkehrt, ſo ſind wir nun alle beiſammen. Über Muſik folgendes: Das erſte Abonnementkonzert unter Direktion von Mendelsſohn findet den 4. Oktober ſtatt; das zweite den 11. Morgen oder übermorgen trifft Chopin von Dresden ein, gibt aber wahrſcheinlich kein Konzert hier, denn er iſt ſehr faul; er könnte ſich wohl länger hier aufhalten, wenn er nicht durch falſche Freunde (namentlich einen Hund von Polen) abgehalten würde, Leipzig von der muſikaliſchen Seite kennen zu lernen; doch Mendelsſohn, der ſehr befreundet mit Schumann und mir iſt, wird dagegen auftreten.

Chopin glaubt nicht, nach einer Äußerung, die er in Dresden gegen einen Kollegen getan, daß in Deutſchland irgendeine Dame ſei, welche ſeine Kompoſitionen ſpielen könne — wir wollen doch ſehen, was Klara kann! . . ."

Die ſchlechte Laune des geſchätzten Muſikpädagogen, die in ſo wenig ſchmeichelhaften Ausdrücken von Chopin und ſo raſch über deſſen vermeintlichen falſchen Freund ſpricht, ſcheint gar nicht gerechtfertigt. Wenn Chopin in Leipzig kein öffentliches Konzert gab, ſo war der Grund der, daß er ſich nur auf der Durchreiſe befand, alſo überhaupt nicht daran dachte,

[1]) Dieſer Brief ohne Datum, aber wahrſcheinlich aus den letzten Tagen des September 1835, befindet ſich in der Autographenſammlung von Herrmann Scholtz in Dresden.

und weil er entschiedene Abneigung gegen das öffentliche Auftreten hatte.

Mit den in Leipzig lebenden Künstlern ging Chopin gern um, besonders mit Rob. Schumann und Karl Banck hatte er schon vorher in Korrespondenz gestanden. Panofka, der früher in Leipzig wohnte, und dann nach Paris übersiedelte, hatte den schriftlichen Verkehr zwischen Berlioz, Chopin und Liszt einer-, sowie Schumann und Banck andererseits vermittelt; die letzteren haben daher auch die Veröffentlichung der ersten Lisztschen Werke (bei F. Hofmeister in Leipzig) veranlaßt. Die persönliche Bekanntschaft zwischen Chopin und Schumann fand aber erst jetzt statt, als Chopin durch Mendelssohn bei Friedrich Wieck eingeführt, diesem und dessen Tochter Klara, sowie mehreren Leipziger Musikern eine Reihe seiner Kompositionen vorspielte. Damals hörte er auch Klara Wieck zum ersten Male. Er prophezeite der jungen Künstlerin eine glänzende Zukunft.

In einem Briefe Mendelssohns an seine Schwester Fanny Hensel finden wir folgendes:

153 [

„Leipzig, den 6. Oktober 1835.

. . . . . Nämlich den Tag, nachdem ich Hensels nach Delitzsch begleitet hatte, war Chopin da; er wollte nur einen Tag bleiben, und so waren wir auch diesen ganz zusammen und machten Musik. Ich kann Dir nicht leugnen, liebe Fanny, daß ich neuerdings gefunden habe, daß Du ihm in Deinem Urteile nicht genug Gerechtigkeit widerfahren ließest; vielleicht war er auch nicht recht bei Spiellaune, als Du ihn hörtest, was ihm wohl oft begegnen mag; aber mich hat sein Spiel wieder von neuem entzückt und ich bin überzeugt, wenn Du und auch Vater einige seiner besseren Sachen so gehört hättest, wie er sie mir vorspielte, Ihr würdet dasselbe sagen.

Es ist etwas grundeigentümliches in seinem Klavierspiel und zugleich so sehr meisterliches, daß man ihn einen recht vollkommenen Virtuosen nennen kann; und da mir alle Art von Vollkommenheit lieb und erfreulich ist, so war mir dieser Tag ein höchst angenehmer, obwohl so ganz verschieden von den vorigen mit Euch, Hensels!

Es war mir lieb, 'mal wieder mit einem ordentlichen Musiker zusammen zu sein, nicht mit solchen halben Virtuosen und halben Klassikern, die gern les honneurs de la vertu et les plaisirs du vice in der Musik vereinigen möchten, sondern mit einem, der seine vollkommen ausgeprägte Richtung hat. Und wenn sie auch noch so himmelweit von der meinigen verschieden sein mag, so kann ich mich prächtig damit vertragen; nur mit jenen halben Leuten nicht.

Der Abend des Sonntags war wirklich kurios, wo ich ihm mein Oratorium vorspielen mußte, während neugierige Leipziger sich verstohlen hereindrückten, um Chopin gesehen zu haben, und wie er zwischen dem ersten und zweiten Teile seine neuen Etüden und ein neues Konzert den erstaunten Leipzigern vorraste, und ich dann wieder in meinem Paulus fortfuhr, als ob ein Irokese und ein Kaffer zusammenkämen und konversierten.

Auch ein gar zu niedliches, neues Notturno hat er, von dem ich manches auswendig behalten habe, um es Paul zu seinem Vergnügen vorzuspielen. So lebten wir lustig miteinander, und er versprach in allem Ernste, im Laufe des Winters wiederzukommen, wenn ich eine neue Symphonie komponieren und ihm zu Ehren aufführen wollte; wir beschworen es beide vor drei Zeugen und wollen nun einmal sehen, ob wir beide Wort halten werden."]

Dieser Brief beweist, daß die Antipathie Mendelssohns gegen Chopins Kompositionen durchaus nicht so groß war, daß er viele davon sogar höchst interessant fand, mithin jene Schriftsteller im Irrtum sind, welche Mendelssohn zu den Gegnern Chopins zählen.

Man sagt, Mendelssohn habe seine Schüler nicht Chopinsche Kompositionen spielen lassen; soviel bekannt geworden, hatte er keine Klavierschüler, und wenn er den Schülern des Leipziger Konservatoriums Chopins Werke nicht empfahl, so ist das aus anderen Gründen sehr begreiflich. Dagegen hielt es Mendelssohn in seiner Gerechtigkeitsliebe für Pflicht, die Abneigung seiner Schwester (die nach dem klassischen Muster gebildet war) gegen das Spiel und die Kompositionen Chopins zu bekämpfen.

Der zweite und letzte Aufenthalt Chopins in Deutschland fiel in das Jahr 1836. Er reiste unter dem Vorwande, in Marienbad eine Kur zu gebrauchen, dahin, wo sich das Schicksal seines Lebens entschied.

Jede Flamme, auch die reinste, glühendste muß endlich erlöschen, wenn sie keine Nahrung mehr erhält. Constantia Gładkowska hatte sich in Warschau verheiratet. Als Chopin diese Nachricht erhielt, war er tief betrübt und zugleich erbittert; aber auch an seinem leidenden Gemüt bewährte die Zeit, die alle Wunden heilt, ihre Kraft.

In Paris hatte Chopin einige junge Polen aus guter Familie getroffen, die Brüder Wodziński, welche früher bei Chopins Eltern in Pension gewesen waren. Durch diese lernte er ihre Schwester Fräulein Maria Wodzińska, kennen, ein eben so reizendes als liebenswürdiges Mädchen. Als er sie zum ersten Male sah, zog sie ihn unwillkürlich an, und nach und nach ward aus dem Interesse, das sie ihm einflößte, eine tiefe innige Liebe. Er wußte, daß er sie Mitte Juli mit ihrer Mutter in Marienbad finden würde, und reiste hin, das Herz voll Sehnsucht und beseligender Hoffnung.

Bald entdeckte er, daß auch Maria ihm hold war, und nachdem sie ihre Geständnisse ausgetauscht, verlobten sie sich unter freudiger Zustimmung ihrer Verwandten. Als sie Marienbad verließen, beschloß die Familie Wodziński mit Chopin einige Wochen in Dresden zu verleben.

Friedrich fühlte sich zu jener Zeit auf dem Gipfel des Glückes. Sein guter Humor teilte sich allen mit; man erinnerte sich der harmlosen, aber oft drastisch wirkenden Späße, die er in seiner frühen Jugend bei seinen Besuchen auf dem Lande gemacht hatte, und freute sich, daß der berühmte Künstler, das Schoßkind der Pariser Salons, seine Natürlichkeit und liebenswerte Anspruchslosigkeit behalten hatte. Lachend erinnerten ihn seine Freunde, wie oft er seinen Schwestern die feinen Glacéhandschuhe genommen hatte, wenn er nicht imstande war, sich für den Besuch von Soiréen neue zu kaufen; wie er den Kindern versprach, dafür von Paris aus die Handschuhe dutzendweise zu schicken, was er auch, sobald er dort eine gute Stellung errungen, gewissenhaft getan

hat. Er ahmte oft am Klavier die berühmtesten europäischen Virtuosen nach und kopierte ihre Angewohnheiten bis in die kleinste Schattierung. Oftmals spielte er z. B. zur allgemeinen Belustigung seine Mazurken, die voll von süßer Schwermut sind, im strengen Tanzrythmus, wie dies Warschauer Dilettanten nicht selten zu tun pflegten.

Zu jener Zeit, als er sich mit der Hoffnung schmeichelte, bald ein glücklicher Gatte zu werden, hatte er den Plan, sein zweites Vaterland, das verlockende Paris, mit seinen Reizen, seinen blendenden Salons, in denen er so viele Triumphe gefeiert hatte, zu verlassen und nach Polen zurückzukehren. Auf dem Lande, in der Nähe von Warschau — also seinen Liebsten nahe — wollte er sich ansiedeln, sein musikalisches Genie der Welt nicht mehr zeigen, Volksschulen stiften und in aller Stille seiner geliebten Kunst leben. Mit diesen Gedanken nahm er, und wie er glaubte nur auf kurze Zeit, von seiner Verlobten und seinen Freunden Abschied um über Leipzig nach Paris zu gehen.

Friedrich hatte an Robert Schumann geschrieben und wurde von dem letzteren erwartet. Über diese zweite Leipziger Begegnung schrieb Schumann an seinen Lehrer, den Kapellmeister Heinrich Dorn in Riga:

„Leipzig, am 14ten Sept. 36.

Mein theuerster Herr,

Eben als ich vorgestern Ihren Brief erhalte und antworten will, wer tritt herein? — Chopin. Das war große Freude. Einen schönen Tag (ver)lebten wir, den ich gestern noch nachfeierte . . . . . .

Von Chopin habe ich eine neue Ballade[1]). Sie scheint mir sein genialischstes (nicht genialstes) Werk; auch sagte ich es ihm, daß es mir das liebste unter allen. Nach einer langen Pause Nachdenken sagte er mit großem Nachdruck „das ist mir lieb, auch mir ist es mein Liebstes„. Außerdem spielte er mir eine Menge neuer Etuden, Notturns, Masureks — Alles unvergleichlich. Wie er am Clavier sitzt, ist

[1]) Wohl op. 38. Ballade F-Dur gemeint, die Schumann dediciert wurde.

rührend anzusehen. Sie würden ihn sehr lieben. Clara ist aber größere Virtuosin und gibt seinen Compos. fast noch mehr Bedeutung, als er selbst. Denken Sie Sich das Vollendete, eine Meisterschaft, die von sich selbst gar nichts zu wissen scheint!"

Aus dem Tagebuch der Frau Henriette Voigt geb. Kunze, einer vorzüglichen, auch von Schumann und Mendelssohn hochgeachteten Dilettantin erfahren wir: „Gestern (13. September 1836) war Chopin hier und spielte eine halbe Stunde auf meinem Flügel, Fantasie und neue Etüden von sich — interessanter Mensch, noch interessanteres Spiel; es griff mich seltsam an. Die Überreizung seiner phantastischen Art und Weise teilt sich den Scharfhörenden mit; ich hielt ordentlich den Atem an mich. Bewunderungswürdig ist die Leichtigkeit, mit der diese samtenen Finger über die Tasten gleiten, fliehen möchte ich sagen. Er hat mich entzückt — ich kann es nicht leugnen — auf eine Weise, die mir bis jetzt noch fremd war. Was mich freute, war seine kindliche, natürliche Art, die er im Benehmen wie im Spiele zeigte."

Nachdem Chopin noch einen Kranz auf das Denkmal des Fürsten Joseph Poniatowski gelegt, verließ er Leipzig, von tiefen Gedanken erfüllt.

Er glaubte, daß nun sein Wanderleben zu Ende sei und daß er mit der Erfüllung der neuen Verpflichtungen zugleich ein neues Leben beginnen werde. Die Erinnerung an seine schöne Braut hob ihn auf den rosigen Schwingen der Phantasie in ein ideales Land und zauberte vor sein geistiges Auge Bilder unaussprechlichen Glückes und seliger Hoffnungen.

Leider sollte bald die rauhe Wirklichkeit ihn aus den süßen Träumen wecken und seinem Herzen eine tiefe schmerzende Wunde schlagen. Einige Zeit nach seiner Rückkehr nach Paris (Mitte des Jahres 1837) bekam Chopin die Nachricht, daß seine Braut Maria es vorgezogen hatte, einen Grafen statt einen genialen Künstler zu heiraten.

Dieses Ereignis hatte für Chopin sehr ernste Folgen; in der Absicht, die ihm zugefügte Schmähung zu unterdrücken und zu vergessen, warf er sich — in die Arme eines Weibes, die einen sehr schädlichen Einfluß auf ihn ausübte.

ZEHNTES KAPITEL

Chopins Bekanntschaft mit George Sand. Sein Leben in Gesellschaft seiner Freunde. Winteraufenthalt auf der Insel Majorka.

An einem regnerischen Tage befand sich Chopin, dessen reizbares Nervensystem unter dem Wechsel der Witterung zu leiden pflegte und Nässe gar nicht vertragen konnte, wieder einmal in trübster Stimmung. Kein Bekannter hatte ihn im Laufe des Tages besucht, kein neues Buch unterhalten und angeregt, kein melodischer Gedanke bei ihm angeklopft.

Endlich, als es fast zehn Uhr war, fiel es ihm ein, den Salon der Gräfin C. zu besuchen, welche ihren jour fixe hatte, an dem sich stets ein geistreicher, anmutiger Kreis um die liebenswürdige Dame des Hauses versammelte. Als er die mit Teppichen belegte Treppe hinaufstieg, kam es ihm vor, er würde von einem Schatten verfolgt, der Veilchenduft ausströmte — eine Ahnung, als stünde ihm etwas Eigentümliches, Wunderbares bevor, durchzuckte seine Seele; schon war er im Begriff, umzukehren und den Heimweg anzutreten, aber dann lachte er sich über seinen Aberglauben selbst aus und übersprang die letzten Stufen heiter und schnell.

Als Chopin, nachdem er die Dame des Hauses begrüßt hatte, sich in dem Salon umschaute, fand er eine zahlreiche Gesellschaft und außer bekannten Gesichtern auch einige ihm noch fremde. Man hatte sich in Gruppen geteilt und plauderte mit echt französischer Grazie und Lebendigkeit über Theater und Literatur, politische Zustände und Tagesereignisse. Chopin, diesen Abend mehr geneigt zuzuhören als zu sprechen, setzte sich in eine Ecke des Salons und ließ die schönen und glänzenden Erscheinungen — denn bei der Gräfin C. fanden sich auch viele reizende Damen ein — an seinen Augen vorübergleiten. Als sich ein Teil der Gesellschaft entfernt und nur die vertrauteren Freunde der Gräfin zurückgeblieben waren, setzte sich Chopin, so recht in der Stimmung, musikalische Märchen zu erzählen, an den Flügel und improvisierte.

Atemlos lauschten seine Zuhörer, die er, ganz in sich versunken und nur auf die Tasten schauend, vollkommen

vergeſſen hatte. Als er ſeine Improviſation geſchloſſen, erhob er den Blick und bemerkte eine einfach gekleidete Dame, welche ſich auf das Inſtrument lehnend, mit ihren dunklen, feurigen Augen in ſeiner Seele leſen zu wollen ſchien. Chopin fühlte, daß er unter den faſzinierenden Blicken der Dame errötete; ſie lächelte ein wenig, und als der Künſtler ſich von ſeinem Sitze erhob, um hinter einer Kameliengruppe ſich der Geſellſchaft zu entziehen, hörte er das eigentümliche Kniſtern eines ſeidenen Gewandes, aus welchem Veilchenduft quoll, und dieſelbe Dame, welche ihn am Klavier ſo forſchend betrachtet hatte, näherte ſich ihm in Begleitung Liſzts. Mit tiefer, wohllautender Stimme ſprach ſie zu ihm; ſie ſagte ihm einige Worte über ſein Spiel und mehr noch über den Inhalt ſeiner Improviſation. Friedrich hörte ihr geſchmeichelt und bewegt zu, und indem Worte voll von ſprühendem Geiſt und unbeſchreiblicher Poeſie aus dem beredten Munde der Dame floſſen, fühlte er ſich verſtanden, wie noch nie.

Dieſe Dame war die damals gefeiertſte Schriftſtellerin der Franzoſen, Aurora Dudevant, deren Romane unter dem Namen George Sand erſchienen, natürlich auch ihm nicht fremd waren.

Als Chopin nachts in ſeine Wohnung trat, hörte er noch immer mit geiſtigem Ohr die holde Rede, ſah noch immer mit geiſtigem Blick das ſtrahlende Augenpaar von George Sand. Auf ſein Herz und ſeinen Schönheitsſinn hatte ſie aber bei dieſer erſten Begegnung keinen Eindruck hervorgebracht, nur auf ſeinen Geiſt. An ſeine Eltern ſchrieb er damals über ſie: „Ich habe eine große und bedeutende Berühmtheit kennen gelernt, Madame Dudevant, die unter dem Namen George Sand bekannt iſt; aber ihr Geſicht iſt mir nicht ſympathiſch und hat mir gar nicht gefallen; es iſt ſogar etwas darin, was mich abſtößt.“

Aber Chopin begegnete der genialen Frau wieder; er vergaß über ihrem anziehenden Geſpräch, welches faſt immer die feinſten Schmeicheleien für ihn enthielt, daß ſie nicht ſchön ſei. Die Liebe zu ihm — denn George Sand liebte Chopin mit leidenſchaftlicher Glut — gab ihren ernſten, etwas männlichen Zügen eine gewiſſe Weichheit, die ſie verſchönte,

machte ſie ſchüchtern, faſt demütig gegen ihn, und ſo rührte ſie, ohne zu wiſſen, ſein Herz. Anfangs war Friedrich der genialen Frau dankbar für ihre Liebe; ſpäter liebte er ſie, wenn auch vielleicht nicht ſo leidenſchaftlich wie ſie ihn, aber doch treu und innig.

Die Wunde, welche Mariens Treuloſigkeit ſeinem Herzen zugefügt hatte, vernarbte, und die Gewißheit, von der berühmteſten Schriftſtellerin Frankreichs, einer Frau von europäiſchem Rufe, geliebt zu ſein, erfüllte ſeine Seele mit freudigem Stolz. Er fühlte ſich nicht mehr allein, nicht heimatlos, denn in Aurora beſaß er nicht nur eine Geliebte, ſondern auch eine geiſtvolle, zuverläſſige Freundin, und in ihrem Herzen eine Heimat, aus welcher ihn kein Schickſalsſchlag verbannen konnte. Er zog ſich zu dieſer Zeit mehr aus den großen Geſellſchaften zurück und lebte den größten Teil des Tages nur ſeiner Muſe und einem kleinen Freundeskreiſe.

Stets wähleriſch in ſeinem Umgange, wurde er es von jetzt an noch mehr; aber ſeine intimeren Bekannten empfing er ſtets mit beſtem Humor und echt Chopinſcher Liebenswürdigkeit. Franz Liſzt, Ferdinand Hiller und Baron von Stockhauſen waren oft Zeugen dieſer intereſſanten Soirées intimes bei Chopin in der Rue Chauſſée d'Antin, begeiſtert von ſeinem Zauber.

Liſzt ſchreibt darüber:

„Chopins Zimmer war nur von wenigen Wachskerzen erleuchtet, die um jene Pianos von Pleyel brannten, welche der geniale Künſtler beſonders liebte wegen ihrer gedämpften, ſilbernen Helltönigkeit und ihres tiefen Anſchlages, der ihm geſtattete, ihnen Klänge zu entlocken, die einer jener Harmonikas anzugehören ſchienen, deren Monopol das romantiſche Deutſchland bewahrte, und welche deſſen alte Meiſter ſo ſinnreich konſtruierten, das Glas dem Waſſer vermählend. Die dunkel gelaſſenen Ecken ſchienen von jenem Gemach alle Schranken zu nehmen und es bis in die Finſternis des leeren Raumes auszudehnen. In einem Halbdunkel gewahrte man wohl ein mit einer weißlichen Decke bekleidetes Möbel als unklare Geſtalt wie ein Geſpenſt ſich aufrichten, welches den Tönen zu lauſchen kam, die es gerufen hatten. Das um dieſes

Piano konzentrierte Licht fiel auf den Boden, darüber gleitend gleich einer fließenden Welle, sich einend mit den Flammen des Kamins, die von Zeit zu Zeit rote oder goldene Strahlen sprühten."

Unter den Gästen in diesem Raum fand man oft Heinrich Heine, Meyerbeer, Liszt, der die poetische Seele des polnischen Künstlers verstand und ihm später mit seiner Feder ein Denkmal errichtet hat; Ferdinand Hiller, Ary Schäffer, Eugène Delacroix, Adolphe Nourrit, den berühmten Sänger, Baron von Stockhausen[1]), Gesandten des Königs von Hannover am französischen Hofe; außer diesen noch eine kleine Zahl seiner Landsleute, an deren Spitze Niemcewicz stand, ein würdiger Greis, welcher eine große Sehnsucht nach seinem Vaterlande hatte, Mickiewicz, den größten polnischen Dichter, ferner den Schriftsteller Witwicki, Matuszyński, Fontana, Grzymała, endlich Mussets „la femme à l'oeil sombre", die später das ganze Leben unseres Künstlers vergiften sollte; er konnte wie Musset mit zerrissenem Herzen von ihr sagen: „si je ne crois plus aux larmes, c'est que je l'ai vu pleurer."

Wer Chopin in dieser Gesellschaft gesehen, wie er mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines polnischen Wirtes seine Gäste empfing, wer so glücklich war, seine Improvisationen zu hören, der konnte erst sagen daß er ihn wirklich gekannt. Ein vertrauliches Gespräch im kleinen Kreise seiner Freunde versetzte ihn oft in die beste Laune; manchmal war er so fröhlich wie in seiner frühesten Jugend, wo er beglückt im Vaterhause die Sorgen und den Ernst des Lebens noch nicht kennen gelernt hatte.

Er opferte seine Zeit nicht gern anderen, tat er es aber, so tat er es vollständig. Wenn einer seiner Jugendfreunde oder Kollegen aus Warschau Friedrichs Schwelle betrat, ließ er gleich bei seinen Schülern die Stunden absagen, um dem, welcher ihn aufgesucht, bereitwillig den Tag zu widmen. Dann fuhr er mit seinen Gästen zum Frühstück auf die Boulevards, führte sie in die Umgegend von Paris (meistens nach Montmorency) usw. usw. Wenn sie in harmloser Heiterkeit einige Stunden im Freien verbracht hatten, kehrten sie nach Paris zurück, dinierten in einem der ersten Restaurants, und beschlossen ihren Tag in einem Theater, gingen zuweilen auch nach dem Theater noch zum Tee oder in ein Vergnügungslokal, wo es an Unterhaltung und hübschen Tänzerinnen nicht fehlte. An einem solchen Tage war Friedrich der Amphitryon seiner Gäste und gestattete diesen niemals, irgend etwas zu bezahlen.

[1]) Im Besitze des Herrn von Stockhausen befanden sich außer verschiedenen Reliquien Chopins auch ein von Kwiatkowski vortrefflich gezeichnetes Porträt des Meisters.

Im August 1837 machte Chopin einen kleinen Ausflug nach London, auf welchem ihn Camille Pleyel und Stanislaus Kożmian (der Ältere) begleiteten. Um dort das strengste Inkognito zu bewahren, spielte er gar nicht öffentlich. Mendelssohn schreibt im September 1837: „Chopin soll hier plötzlich aufgetaucht sein; aber er besuchte niemanden und machte keine Bekanntschaft. Er spielte einen Abend entzückend schön bei Broadwood und eilte sodann wieder fort. Ich höre, daß er sehr leidend ist."

In der Tat hatten die Aufregungen und Anstrengungen des Pariser Aufenthaltes auf Chopins ohnehin zarte Konstitution einen recht nachteiligen Einfluß ausgeübt; schon im Herbste desselben Jahres stellten sich bei ihm die ersten Symptome einer bedenklichen Halskrankheit ein. Seine Freunde und die Ärzte wurden um seine Gesundheit besorgt und redeten ihm zu, einige Zeit im südlichen Frankreich zuzubringen.

George Sand beabsichtigte aus Rücksicht für ihren Sohn Moritz nach der Insel Majorka zu gehen und animierte Chopin, an dieser Reise teilzunehmen. Es wurde ihm sehr schwer, Paris zu verlassen, aber der Bitte der Frau, welche er so hoch verehrte, vermochte er kein „Nein" entgegenzusetzen.

Diese Reise, welche seinen Freunden durchaus nicht geraten schien, ermüdete Friedrich jedoch durchaus nicht. Während der Seefahrt nach Barcelona, wie auch nach Palma befand er sich ziemlich wohl; aber gleich nach der Landung im November 1838 erkrankte er gefährlich. Die Feuchtigkeit und durchdringende Kälte des Hauses, in welchem er anfangs Wohnung genommen hatte, verursachten ihm heftigen Husten,

und dann wurden die neuen Einwohner von den Einheimiſchen mit ſo offenbarem Widerwillen betrachtet, daß ſie ſich beeilten, das Haus zu verlaſſen. Die Bruſtkrankheit wird nämlich in Majorka für ebenſo anſteckend gehalten, wie Cholera und Peſt; niemand wollte den Kranken in ſeiner Nähe haben. Endlich fand man Obdach in einer ſehr entfernten Karthauſe, „Waldemoſa“ genannt, welche ſoeben von den Mönchen verlaſſen worden war.

Dieſes Kloſter lag in einer reizenden Schlucht, umgeben von Pomeranzenbäumen; aber von irgendwelchem Komfort war natürlich in dieſem Gebäude keine Spur. Mobilien fehlten ganz; dazu war der Winter in jenem Jahre gerade entſetzlich hart. Vierzig Tage regnete es unaufhörlich, manchmal fiel ſogar Schnee. Dies beſtimmte Chopin, ſich aus Marſeille einen Ofen und ein Klavier kommen zu laſſen, er mußte aber, wie er ſeinen Eltern ſchrieb, auf die Ankunft dieſer Gegenſtände ſehr lange warten. Der Flügel und der Ofen, endlich angelangt, verſetzten die Behörde Palmas und die Einwohnerſchaft in große Aufregung, denn ſie bildeten ſich ein, daß die ihnen ganz unbekannten Gegenſtände Höllenmaſchinen ſeien, dazu beſtimmt, die Stadt in die Luft zu ſprengen.

Leider brachte der Aufenthalt auf Majorka unſerm Künſtler nicht die erſehnte Heilung. Man ſah, wie er täglich ſchmäler und bleicher wurde; faſt alle Ärzte verließen ihn, obgleich ſein Leiden kein chroniſches zu ſein ſchien. Er war auf alles gefaßt!

Der letzte Arzt, den Chopin zu Rate gezogen, erkannte nicht vollkommen ſeine Krankheit und wandte daher auch nicht die richtigen Mittel zur Bekämpfung derſelben an. Die Bronchitis hatte eine Nervenaufregung zur Folge, welche der Arzt für den Anfang der Lungenſchwindſucht hielt, weil er die Symptome, die dagegen ſprachen, nicht beobachtet hatte. Er verordnete ſtrenge Diät, Blutentziehung und eine Milchkur. Dieſe Mittel waren wider die Natur der Krankheit, und der Blutverluſt hätte leicht die ſchlimmſten Folgen haben können. Friedrichs Leiden wurden immer größer; der Arzt beſtand immer noch auf Blutentziehung, aber die innere Stimme ſeiner ihn mit der größten Sorgfalt pflegenden Freundin ſagte: „Das

bringt ihm den Tod!“ Die Milchkur bewährte ſich in der Folge ſchlecht; in der Gegend gab es keine Kühe, und die Ziegenmilch, die man ihm brachte, war für ihn ungenießbar.

„Der arme, große Künſtler! Es war zuweilen ſchwer, ihn zu behandeln,“ ſagte George Sand[1]). „Was ich befürchtete, iſt leider geſchehen: er hatte die Geduld vollſtändig verloren. Die körperlichen Schmerzen ertrug er wie ein Mann, aber er vermochte nicht, ſeine ſtets unruhige Phantaſie zu zügeln. Die Karthauſe ſchien ihm ein Ort voll Geiſter und Geſpenſter, Einbildungen, die ihn mehr quälten, als ſein Bruſtleiden. Er war bemüht, uns zu verbergen, was ihn peinigte; aber wir erkannten es bald.

Als ich eines Abends etwa um zehn Uhr mit meinen Kindern vom Beſuch der Kloſterruinen heimkehrte, fanden wir Chopin am Klavier. Seine Blicke waren wirr, ſein Haar ſtand ihm zu Berge, und es dauerte einige Sekunden, ehe er uns erkannte. Dann erzwang er ein Lächeln und begann uns vorzuſpielen; es waren gewiſſermaßen dämoniſche Gedanken, die ihn in der kurzen Zeit ſeiner Einſamkeit und Verſtimmung wider ſeinen Willen beherrſcht hatten.

In dieſer Karthauſe hat er die ſchönſten kurzen Muſikſtücke unter dem beſcheidenen Titel „Préludes“ niedergeſchrieben. Es ſind dies wahre Meiſterſtücke! Einige davon machen auf den Hörer ſo tiefen Eindruck, daß er meint, die Schatten der verſtorbenen Mönche und den ganzen feierlichen und düſteren Leichenpomp vor Augen zu ſehen[2]). Andere ſind voll Reiz und Melancholie, durchglüht von den zuckenden Flammen der Begeiſterung, durchhaucht von der grünenden Hoffnung auf Wiederkehr ſeiner Geſundheit.

Wenn das Lächeln der vor ihm ſpielenden Kinder, der ferne Klang der Gitarren, das Gezwitſcher der Vögel, die ſich auf den feuchten Äſten wiegten, in ſein Ohr drang, oder wenn die kleinen blaſſen Roſen in unſerem Kloſtergarten ihre Köpfchen unter dem Schnee hervordrängten und ſeine Blicke feſſelten, dann ſtiegen Melodien von unbeſchreiblicher Süßigkeit und

---

[1]) „Histoire de ma vie“, Bd. 13, Kap. 6 und 7. Paris 1855.

[2]) Z. B. der Mittelſatz von Nr. 15; (Des-Dur).

Grazie in ſeiner Seele auf; aber viele ſind ſo voll von düſterer Trauer, daß ſie, obgleich man beim Hören derſelben Wonne empfindet, doch ſelbſt davon mit Schmerz erfüllt wird. Dieſes ſage ich beſonders von einem Präludium, das er eines Abends ſchrieb[1]); es iſt ſo ergreifend, daß es das Gemüt faſt zur Verzweiflung bringt.

Eines Tages hatten wir, ich und Moritz, uns nach Palma begeben, um einige notwendige Beſorgungen zu machen. Chopin hatten wir verhältnismäßig wohl verlaſſen. Da fiel gegen Abend ein ſtarker Regen; die Ströme waren ſehr gewachſen, wir verloren in den Waſſerfluten unſere Stiefel, der Führer hatte uns verlaſſen und uns einer großen Gefahr ausgeſetzt. Wir konnten kaum in ſechs Stunden eine und eine halbe Meile zurücklegen; endlich um Mitternacht kamen wir nach Hauſe. Unſer Verſpäten war uns ſehr unangenehm, weil wir wußten, daß es den lieben Kranken beunruhigen würde.

In der Tat war die Aufregung, in der wir ihn fanden, ſehr groß; ſie hatte bereits einer ſtillen Verzweiflung Platz gemacht. Mit Tränen in den Augen hatte er jenes erhaben ſchöne Präludium komponiert. Als er uns kommen ſah, ſtand er mit einem Schrei auf, blieb faſt regungslos ſtehen, und mit eigentümlicher, hohler Stimme rief er: „Ach, ich dachte, Ihr lebtet nicht mehr!“ Als er nach und nach ruhiger wurde und unſere durchnäßten und verdorbenen Sachen ſah, machte der Gedanke an die Gefahr, in welcher wir uns befunden hatten, Chopin wieder kränker. Er erzählte uns ſpäter daß er während unſerer Abweſenheit eine Viſion gehabt habe, und nicht imſtande geweſen ſei, den Traum von der Wirklichkeit zu trennen. In eine Art von Betäubung verſunken, habe er — während er auf dem Piano ſpielte — der Erde entrückt, ſich nicht mehr unter den Lebenden geglaubt. Es wäre ihm zu Sinn geweſen, als ſei er ertrunken, läge auf dem Grunde des Meeres und fühle, wie die kalten Waſſertropfen taktmäßig auf ſeine Bruſt perlten. Als ich Chopin darauf aufmerkſam machte, daß die Regentropfen gleichmäßig auf das Dach fielen, behauptete er eigenſinnig, daß er ſie vorher gar nicht gehört habe. Er wurde

[1]) Nr. 6, H-Moll.

böſe, als ich den Ausdruck „harmonie imitative“ gebrauchte, und er hatte Recht, weil Nachahmung ein Unſinn wäre, der nur das Gehör zerſtreuen kann.

Der Genius Chopins beſaß eine angeborene geheimnisvolle Harmonie, die den Ausdruck ſeiner muſikaliſchen Gedanken durch die erhabene Gleichheit der Töne, aber nicht durch die materielle Wiederholung des äußeren Klanges wiedergab. Das Präludium, welches er dieſen Abend gedichtet, erinnert wirklich an die Regentropfen, die auf das Dach des Kloſters niederfielen; aber nach ſeiner Auffaſſung bedeuteten dieſe Tropfen die Tränen, die vom Himmel auf ſein Herz fielen.

Bis jetzt hat ſich ein Genie, wie das Chopins, ſo voll tiefer, poetiſcher Empfindungen nicht wieder gefunden! Unter ſeiner Hand redete der Flügel eine Sprache der Unendlichkeit. Ein kurzes Stück von kaum einer halben Seite enthielt die erhabenſten Dichtungen. Chopin hat nie der großen materiellen Mittel bedurft, um den Reichtum ſeines Genies zu offenbaren. Nein! Er bedurfte keiner Poſaunen und Ophikleiden, um die Seelen mit Entſetzen zu erfüllen; er erweckte ohne dieſe Inſtrumente Glauben und Begeiſterung. Man hat ihn bis jetzt nicht erkannt, nnd noch heute iſt er im allgemeinen nicht geſchätzt genug. Man muß noch einen großen Fortſchritt im Geſchmack und im Verhältnis der Tonkunſt machen, ehe die Werke Chopins populär werden können.

Chopin fühlte ſeine Macht und ſeine Schwäche; dieſe letztere entſprang dem Überfluſſe der Macht, die er nicht zu bändigen verſtand. Er war nicht imſtande, wie Mozart — das konnte nur dieſer allein — Meiſterſtücke aus gewöhnlichen Tönen zu ſchaffen. Wir finden in Chopins Kompoſitionen viel überraſchende Dinge und Nüancen. Manchmal, wenn auch ſelten, ſind ſie geheimnisvoll eigentümlich und n i e g e ſ u c h t oder g e ſ p r e i z t. Obgleich er alles Unverſtändliche haßte und vermied, ſo hob ihn doch ſeine zu große Aufregung wider ſein Wiſſen in Sphären, die nur für ihn erreichbar waren.

Ich fürchte, daß ich manchmal ein ſchlechter Richter für ihn war, weil er die Gewohnheit hatte, mich um Rat zu fragen, wie Molière ſeine Köchin; denn nachdem ich Chopin genau kennen gelernt hatte, war ich mir ganz klar über ſein Weſen.

Während der Jahre, in welchen ich mehr und mehr mit Chopins musikalischen Gedanken vertraut wurde und seinen Charakter durchschauen lernte, fand ich in seinem Spiel entweder ein Emporsteigen, den Kampf, den Sieg oder die Pein seines ihn beherrschenden Gedankens. Ich habe ihn verstanden, wie er sich selbst verstand; ein ihm weniger nahestehender Richter hätte ihm vielleicht geraten, sich musikalisch deutlicher auszudrücken.

Er hatte in seiner Jugend oft sehr lustige und witzige Einfälle; Zeugnis davon geben polnische Gesänge, die sich durch Einfachheit und außerordentliche Lieblichkeit auszeichnen. In einigen seiner späteren Tondichtungen wird man zuweilen an sprudelnde Kristallquellen, in denen sich Sonnenstrahlen spiegeln, erinnert. Der Gesang der Lerche, die sich mit leichtem Flug zu dem Äther emporschwingt, oder das leise Dahingleiten des Schwanes auf dem glatten Wasserspiegel ähneln den ruhigeren Kompositionen Chopins, die an die heilige Stille der Natur mahnen.

Zuweilen war Chopin von Bangigkeit erfüllt: der durchdringende Schrei des verhungerten Adlers auf der Klippenspitze Majorkas, das schauerliche Pfeifen des Sturmes und die düstere Unbeweglichkeit der mit Schnee bedeckten Höhen erweckten trübe Phantasien in seiner Seele. Wie wenig erfreuten ihn die duftenden Orangeblüten und der von der Last der Trauben zur Erde gebeugte Weinstock, oder ein maurisches Lied des auf dem Felde arbeitenden Landmannes.

So zeigte sich bei jeder Gelegenheit Chopins Charakter; er war empfänglich für Freundschaftsbeweise und für das Lächeln des Schicksals, hingegen vergaß er tage- und wochenlang nicht die kleinste Beleidigung, die ihm jemand zugefügt hatte. Ganz unbedeutende Mißhelligkeiten des täglichen Lebens störten ihn außerordentlich; aber was noch sonderbarer ist, wirklicher Kummer quälte ihn niemals so, wie Ärger über wertlose Kleinigkeiten. Er war nicht imstande, diese Charakterschwäche zu überwinden. Die Größe seiner Erregung stand oft in gar keinem Verhältnisse zu der Ursache derselben.

Seinen traurigen Gesundheitszustand ertrug er mit Helden-

mut und Fassung, wirkliche Gefahren schreckten ihn nicht; aber er quälte sich ohne Grund mit trüben Gedanken, wie das oft phantasiereiche Menschen tun, die sehr nervös sind. Diese übertriebene Beschäftigung mit Kleinigkeiten, die unüberwindliche Abneigung gegen alles, was einen Schimmer von Armut hatte, seine luxuriösen Angewohnheiten mußten ihm den Aufenthalt in Majorka nach einigen Tagen der Krankheit zuwider machen; aber sein Zustand verbot jede Reise.

Als er sich endlich etwas erholt hatte, erhoben sich ungünstige Winde, und das Dampfschiff mußte drei Wochen vor Anker liegen. Es war das einzige Mittel zur Rückkehr, und leider konnten wir keinen Gebrauch davon machen. Unser Aufenthalt in den Klosterruinen wurde für Chopin zur Qual und für mich eine schwere Aufgabe.

So angenehm, liebenswürdig und lustig er in Gesellschaft war, so trübsinnig und launisch zeigte er sich oft gegen seine nächste Umgebung und konnte diese fast zur Verzweiflung bringen. Ich habe nie jemand gekannt, dessen Charakter so edel, zartfühlend, und frei von Selbstsucht war. Als Freund war er treu und gerecht; sein glänzender Witz in heiteren Augenblicken übertraf oft die geistreichsten Bemerkungen der ausgezeichnetsten Personen; über Sachen, die er gründlich verstand, war sein Urteil treffend, so daß sich in dieser Beziehung niemand mit ihm messen konnte. Dagegen war aber selten irgendeines Menschen Laune so wunderlich und reizbar wie die seinige, und jemandes Einbildungskraft so unerschöpflich als bei Chopin. Aber wer könnte darüber mit dem genialen Künstler rechten? Die Ursache seiner vielen Sonderbarkeiten lag eben in seiner Krankheit. Ein geknicktes Rosenblatt, der Schatten eines vorüberfliegenden Käfers machten auf ihn zuweilen dieselbe Wirkung, als wenn man ihm glühendes Eisen aufgelegt oder Blut abgezapft hätte. Nur ich und meine Kinder waren ihm angenehm, alles andere unter dem südlichen Himmel erschien ihm unausstehlich. Er verzehrte sich mehr aus Ungeduld über die aufgeschobene Reise, als aus Ärger über den Mangel an Bequemlichkeit. Endlich, in den letzten Tagen des Winters, konnten wir nach Barcelona und von dort nach Marseille gelangen."

Soweit George Sand.

Als die Reisenden in Marseille landeten, erfuhr unser Künstler, daß man für Adolphe Nourrit eine Totenmesse halten wolle, da dieser berühmte Sänger vor kurzem sich in einem Anfall von Wahnsinn selbst getötet habe. Chopin eilte sogleich in die Kirche, und während der Andacht setzte er sich an die Orgel und spielte auf derselben die letzte seiner Improvisationen, um seinen dahingegangenen Freund zu ehren.

ELFTES KAPITEL

Rückkehr nach Paris. Moscheles. Liszt. Chopin als Lehrer.

Als Chopin einen schönen Sommer hindurch, in welchem er sich glücklich und unverhältnismäßig wohl fühlte, in Nohant, dem Landsitz von Frau George Sand, ausgeruht hatte, zog er im Herbst nach Paris, wo er, wenn auch nicht vollkommen hergestellt, doch so weit gekräftigt war, daß er seine gewöhnliche Tätigkeit wieder aufnehmen konnte. Es zeigte sich, daß die Ärzte sich geirrt hatten; was sie für Lungenschwindsucht gehalten, stellte sich als Luftröhrenentzündung heraus, und sie rieten nun dem Künstler dringend an, sich in jeder Beziehung zu schonen und die regelmäßigste Lebensweise zu führen. Einer zärtlichen Mutter oder Schwester, einer liebevollen und geliebten Gattin wäre es gewiß gelungen, den lenkbaren, von Herzen sanften Friedrich zu bewegen, auf seine zarte Konstitution mehr Rücksicht zu nehmen und ein geregeltes Leben zu führen; aber in Paris, gewohnt jeden Abend in Gesellschaften zuzubringen, die bis spät in die Nacht dauerten, gewann er es nicht über sich, abends daheim zu bleiben und sich zeitig zur Ruhe zu begeben. Leider schadete ihm dieses aufregende Leben, und es zeigten sich die ersten Symptome von Brustkrankheit, die von Jahr zu Jahr größere Fortschritte machte.

Zuerst wohnte Chopin Rue Tronchet, aber bald zog er nach dem Quai d'Orléans in den Pavillon eines Hauses, das die Sand bewohnte. „Chopin war sehr zufrieden, daß er einen Salon hatte, in dem er spielen und träumen konnte,"

sagt George Sand; „er liebt es dort Gesellschaft zu haben, benutzte ihn aber auch, wenn er Unterricht gab. Nur in Nohant hat er komponiert." Mit großer Freude wurde er bei seiner Ankunft von seinen Schülern begrüßt, welche entzückt über die Präludien und eine Menge neuer Kompositionen waren, die er mitbrachte[1]).

Im Jahre 1839 kam Moscheles aus London nach Paris, der schon längst gewünscht hatte, den polnischen Virtuosen kennen zu lernen. In einer Abendgesellschaft bei Herrn Leo, dem Chopin die Polonaise Op. 53 gewidmet, begegneten sich die Künstler zum ersten Male. Als vollendete Weltmänner begrüßten sie sich mit der größten Artigkeit, ohne indessen einander nahe zu treten. Kurze Zeit nach diesem ersten Zusammentreffen wurden beide vom König Louis Philipp am 29. November nach St. Cloud zu einem Hofkonzert eingeladen. Chopin spielte vor der königlichen Familie zuerst ein Nocturne, nachher Etüden, „und wurde," wie Moscheles sagt, „wie ein Liebling bewundert und gehätschelt." Hierauf trug der deutsche Künstler einige Salonstücke vor, und zuletzt mit Chopin zusammen seine vierhändige Sonate.

Moscheles fand Chopins Spiel voll Reiz und Leben; in einem Briefe, den er damals an seine Frau schrieb, sagt er: „Chopins Aussehen ist ganz mit seiner Musik identifiziert, beides zart und schwärmerisch. Er spielte mir auf meine Bitten vor, und jetzt erst verstehe ich seine Musik, erkläre mir auch die Schwärmerei der Damenwelt.

Wer hätte aber geglaubt daß Chopin bei seiner Sentimentalität auch eine komische Ader besäße? Chopin war lebendig, lustig, ja überaus komisch in seinen Nachahmungen von Pixis, Liszt und einem buckligen Klavierliebhaber."

Chopins Nachahmungstalent zeigte sich, wie der Leser bereits weiß, schon in seiner frühen Jugend; später vergrößerte es sich so, daß die damaligen französischen Schauspieler, z. B. Boccage und Madame Dorval versicherten, bis jetzt nie so

---

[1]) Diese Kompositionen sind: Zweites Impromptu, Op. 36; zwei Nocturnes, Op. 37; Scherzo (Cis-Moll), Op. 39; zwei Polonaisen, Op. 40; vier Mazurken, Op. 41; Valse, Op. 42; Tarantelle, Op. 43 usw., usw.

etwas Vortreffliches in dieſer Art geſehen zu haben[1]). Joſeph Nowakowski, ein Studiengenoſſe Chopins wußte darüber nachſtehendes zu berichten:

„Als ich Chopin in Paris beſuchte, bat ich ihn, mir die Bekanntſchaft von Kalkbrenner, Liſzt und Pixis zu vermitteln. „Das iſt nicht notwendig," antwortete Chopin; „warte einen Augenblick, ich will ſie Dir zeigen; aber jeden beſonders."

Hierauf ſetzte er ſich an den Flügel, nahm Liſzts Haltung an, ſpielte wie er und machte deſſen Mimik und Geſtikulationen täuſchend nach; dann übernahm er eine andere Rolle und imitierte Pixis. Den nächſten Abend ging ich mit Chopin ins Theater. Er verließ die Loge für kurze Zeit; ich drehte mich um und ſehe Pixis neben mir ſitzen. Lachend klopfe ich dieſen, ihn für Chopin haltend, vertraulich auf die Schulter und ſagte: „Höre auf und ahme nicht mehr nach!" Mein Nachbar, ſehr erſtaunt über die Keckheit des ihm unbekannten Mannes, wußte nicht, was er denken ſollte. Zum Glück kam in dieſem Augenblick Chopin wieder in die Loge und lachte herzlich, als er den komiſchen Irrtum durchſchaute. Mit der ihm eigenen Grazie wußte er ſich und mich bei dem wirklichen Pixis zu entſchuldigen."

Liſzt war ſehr oft mit Chopin in der Pariſer Geſellſchaft und Zeuge von des letzteren mimiſchem Talent. Er ſah ruhig zu, wie der ausgelaſſene Chopin ſeine Perſon nachahmte, und fühlte ſich darüber nicht im geringſten beleidigt; im Gegenteil, er lachte und ſchien ſich darüber wirklich zu amüſieren. Zwiſchen dieſen beiden Künſtlern herrſchte nicht die geringſte Eiferſucht; ſie ſtanden auf freundſchaftlichem Fuß miteinander. Einſt wurde Chopin in einer Geſellſchaft gebeten eines ſeiner letzten Werke vorzutragen, auch Liſzt vereinigte ſeine Bitte mit denen der anderen.

Als Chopin ſich an den Flügel ſetzen wollte, bemerkte er, daß die Pedale fehlten; die Wirtin des Hauſes erinnerte ſich,

[1]) Auch in H. de Balzacs Werken, Edition Michel Lévy, Band 19, Seite 216, (Un homme d'affaire) findet ſich folgende intereſſante Bemerkung: „il est doué du même talent que Chopin le pianiste possède à un si haut degré pour contrefaire les gens, il représenta le personnage à l'instant avec une effrayante vérité."

daß dieſelben zum Reparieren geſchickt worden und noch nicht zurückgebracht ſeien. Als Liſzt dies hörte, rief er lachend daß der Mangel ſofort erſetzt werden ſollte, und zwar durch ihn ſelbſt. Wirklich kroch er unter den Flügel, und während Chopins Spiel erfüllte er kniend vollſtändig die Funktion der Pedale.

Einige Jahre ſpäter (im Juni 1843) hatte ſich in Nohant eine große Anzahl Künſtler verſammelt. Unter dieſen befand ſich wiederum Liſzt, die berühmte Pauline Viardot-Garcia, deren unübertreffliches Talent im idealiſchen Ausdruck ſie zur beſten Interpretin der polniſchen Geſänge Chopins machte; ferner der Maler Eugène Delacroix, mehrere der beſten Schauſpieler und hervorragende Perſönlichkeiten aus der literariſchen Welt. Die Dame des Hauſes, ihr Sohn, ihre Tochter und einige Ehepaare aus der Nachbarſchaft vervollſtändigten die Geſellſchaft. Alle waren noch in den Jahren, wo man enthuſiasmiert für die Kunſt und voll Hoffnungen iſt. Eines Abends, als man im Salon verſammelt war, ſpielte Liſzt ein Chopinſches Nocturne, erlaubte ſich aber einige Verzierungen.

Chopins zartes, geiſtvolles Antlitz zeigte noch die Spuren ſeiner unlängſt überſtandenen Krankheit und verriet Unruhe; endlich war er nicht mehr fähig ſich zu beherrſchen, und ſagte mit der ihm zu Zeiten eigenen Kaltblütigkeit zu Liſzt: „Ich bitte dich, lieber Freund, wenn Du mir die Ehre erweiſeſt, etwas von meinen Kompoſitionen zu ſpielen, ſo ſpiele ſie entweder ſo wie ſie geſchrieben ſind, oder ſpiele etwas anderes." „Na, da ſpiele ſelbſt," entgegnete Liſzt etwas pikiert und ſtand vom Piano auf. „Sehr gern," ſagte Chopin. In demſelben Augenblick fiel eine Motte in die Lampe und verlöſchte ſie. Man wollte die Lampe wieder anzünden, da rief Chopin: „Nein, im Gegenteil, löſcht alle Lampen aus; das Licht des Mondes genügt mir vollkommen."

Hierauf begann er zu improviſieren und ſpielte faſt eine ganze Stunde. Aber wie? Das kann man nicht beſchreiben, denn die Empfindungen, die Chopins Zauberhände hervorriefen, laſſen ſich mit Worten nicht ſchildern. Als er das Klavier verließ, glänzten Tränen in den Augen ſeiner Zuhörer; auch Liſzt war innig gerührt, umarmte Chopin und ſagte: „Ja,

mein Freund, Du haſt recht. Werke von ſolchem Geiſt, wie der Deinige, ſollen nicht angerührt werden; jede eigenmächtige Veränderung bringt ihnen nur Schaden. Du biſt ein echter Poet!“ „Oh, ſo iſt es nicht,“ gab Chopin mit Lebhaftigkeit zur Antwort. „Jeder von uns beſitzt ſeine eigene Art. Du weißt ſelbſt recht gut, daß niemand in der Welt Beethoven und Weber beſſer ſpielt wie Du. Ich bitte Dich ſehr, ſpiele uns das Adagio aus der Cis-Moll-Sonate von Beethoven, aber ordentlich und ſo, wie Du es ſpielen kannſt, wenn Du Luſt dazu haſt.“

Liſzt fing an, das Adagio zu ſpielen; wieder zeigte ſich Erregung unter den Zuhörern, aber in einer ganz andern Art; man weinte auch, aber nicht ſo ſüße Tränen, wie ſie eben nur Chopin hervorzulocken wußte. Liſzts Spiel war weniger elegiſch, aber deſto dramatiſcher.

„Einige Tage nachher,“ erzählt Charles Rollinat in der Zeitung „Le Temps,“ „waren wir wieder als Gäſte von der Sand in ihrem Salon verſammelt. Liſzt bat Chopin, zu ſpielen; derſelbe ließ ſich etwas nötigen, ging dann aber darauf ein. Jetzt verlangte Liſzt, daß alle Lichter ausgelöſcht und die Vorhänge an den Fenſtern zugezogen würden, damit es vollſtändig finſter ſei. Man willfahrte dem Künſtler; in dem Augenblicke, wo ſich Chopin zum Spielen hinſetzte, raunte ihm Liſzt etwas in das Ohr und nahm Platz am Klavier. Chopin entfernte ſich ein wenig und ſetzte ſich auf den erſten beſten Lehnſtuhl, die Abſicht nicht ahnend, die ſein Freund hatte.

Liſzt begann ungefähr in derſelben Weiſe zu improviſieren wie Chopin an jenem Abend, und zwar mit ſolcher Treue in bezug auf Empfindung und Eigentümlichkeit des Stils, daß es unmöglich war, nicht getäuſcht zu werden. Man gewahrte unter den Zuhörern dieſelben Zeichen der Erregung. Als das Entzücken bis auf das höchſte geſtiegen, zündete Liſzt die auf dem Flügel befindlichen Lichter an. — Ein allgemeiner Ausruf des Erſtaunens tönte aus dem Zuhörerraume. „Was, das ſind Sie?“ „Wie Sie ſehen,“ lachte Liſzt. „Aber wir waren feſt überzeugt, daß Chopin ſpielte!“

Zuweilen wurde auf dem Schloſſe der Sand Komödie geſpielt, oder es entſtanden Improviſationen, ſchnell und poetiſch,

wie jede echte Improviſation ſein muß; dort war ein hübſches Theater und eine große Auswahl von Koſtümen. Man einigte ſich nur über das Sujet des Stückes und die Verteilung der Szene, die Darſteller mußten den Dialog improviſieren. Liſzt und Chopin bildeten das Orcheſter. An zwei Pianos, rechts und links von der Bühne geſtellt und mit Draperien verhüllt, ſaßen die Künſtler und folgten dem Stücke, indem ſie entſprechend dazu improviſierten. Beide Virtuoſen, mit einem erſtaunlichen Gedächtnis begabt, das alle italieniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Opern von einiger Bedeutung aufbewahrte, ergriffen mit bewundernswürdiger Raſchheit die Motive, welche der Situation entſprachen, und führten dieſelben mit ſo viel Feuer und Schwung aus, daß die Darſteller, welche auch ihrerſeits Verdienſtliches leiſteten, von der Bühne herabriefen: „Genug, genug; das ſind der Schönheiten zu viele, die da ausgeſtreut werden.“

Der oben erwähnte Charles Rollinat fährt dann in ſeiner Erzählung fort:

„In der Mitte des Gartens war eine Esplanade, welche das ganze Tal beherrſchte. Ein Tiſch, einige ſteinerne Bänke, leichte Gartenſeſſel luden zum Ausruhen ein. Dieſe Esplanade war mit einem ſtarken Eiſengitter umgeben, damit die Kinder, welche dahin kamen um zu ſpielen, nicht in den unten vorüberfließenden Bach fallen konnten. Der Platz war durch ſein wunderbares Echo bekannt, welches jedes Wort drei- bis viermal mit vollkommener Deutlichkeit wiederholte. Die Kinder beluſtigten ſich oft damit, das Echo (wie ſie ſagten) ſprechen zu laſſen. Eines Abends kam jemand auf den Gedanken, das Klavier auf dieſe Stelle ſchaffen und von dem Echo einige Fragmente der romantiſchen Muſik wiederholen zu laſſen.

Dieſe Idee wurde mit großem Beifall aufgenommen, und das prachtvolle Erardſche Inſtrument auf die Esplanade gebracht. Es war eine milde Juninacht. Der Mond zeigte ſich nicht, aber der Himmel war mit unzähligen Sternen beſäet, deren Strahl Lunas Silberlicht erſetzte; die Luft klar und ſtill. Das Piano wurde nach der Seite des Tales hin geöffnet, und Liſzt ſpielte zuerſt mit ſeinen energiſchen Händen den Jägerchor aus „Euryanthe“. Natürlich hielt er nach jeder Pauſe

inne, um die Antwort des Echos abzuwarten. Schon nach der ersten Pause wurden wir alle von einem Schauer des Enthusiasmus ergriffen; es war in diesem Spiel mit dem Wiederhall, den die Natur hier für die Kunst hatte, eine hohe, unbeschreibliche Poesie! Die musikalische Phrase war zu lang, als daß das erste und zweite Echo dieselbe hätte deutlich wiedergeben können; aber das dritte und viertemal, d. h. das Echo des Echos in dem Chor, gab das Echo der Natur mit klarem Wiederklang, ohne daß eine Note fehlte. Liszt, selbst hingerissen, beschleunigte das Tempo. Jede Phrase war Gegenstand der regsten Neugier, der gespanntesten Erwartung. Die vorletzte besonders zog mit schaurig schönem Klange durch die Wipfel der Bäume im Tal; aber die letzte verkündete den Sieg des menschlichen Willens über die Hindernisse, welche die Natur ihm entgegensetzte.

Nach dieser mit großer Kunst ausgeführten Fanfare nahm Chopin Liszts Stelle ein und ließ auf sein Gebot das Echo singen und klagen. Er komponierte damals ein Impromptu und spielte zum ersten Male einige Bruchstücke aus demselben. Diese durchsichtige, den Klängen der Aeolsharfe ähnliche Musik brachte Chopin außer sich. Er verlängerte weit mehr als Liszt seine Unterhaltung mit den Geistern des Tales; es war dies zwischen ihnen ein seltsames Gespräch, ein Geflüster und Gemurmel, das einem magischen Zaubergesange glich. Die Frau vom Hause mußte ihn beinahe mit Gewalt von dem Instrumente fortziehen; er verfiel in eine fast fieberhafte Aufregung.

Nachdem Chopin sein Spiel beendet hatte, sang Pauline Garcia die zarte und naive Romanze: Nel cor piu non mi sento. Dies Musikstück war eine treffliche Wahl, denn jede Phrase wird nur von zwei Noten gebildet, die das Echo mit einer Klarheit wiedergab, welche uns alle entzückte. Aurora zeigte schon den Saum ihres rosigen Schleiers, als die Gesellschaft aufbrach. Jeder nahm den schönsten Eindruck mit sich fort und hat gewiß dieser Nacht ein unauslöschliches Andenken bewahrt."

Seit Friedrich das öffentliche Auftreten unterließ, beschäftigte er sich in Paris mit Unterrichtgeben. Das Noble und Feine

seiner Person, die Größe seines Talentes, sein glänzender Ruf, die Gabe zu unterrichten, machten, daß er als Lehrer sehr gesucht und hochgeschätzt wurde, hauptsächlich von denen, die den höheren Kreisen der Gesellschaft angehörten. Den Vorzug bei der Auswahl seiner Schüler gab er immer seinen Landsleuten, und er hat viele Schülerinnen ausgebildet, die mehr oder weniger seinen Stil und seine Manier angenommen haben. Unter diesen sind besonders erwähnenswert: Fürstin Marcelline Czartoryska geb. Radziwill, Gräfin Pauline Plater, Gräfin L. Czosnowska, Gräfin Delphine Potocka, Fürstin Beauvau, Frau Rosengart-Zaleska, Emilie Hofmann, Baronin Bronicka usw. Von nichtpolnischer Abstammung seien noch genannt: Frau Kalergi, geb. Gräfin Nesselrode, spätere Frau von Muchanoff, die Fräuleins Emma und Laura Harsford, Fräulein Caroline Hartmann, Fräulein Lina Freppa, Gräfin Flahault, Baronin C. von Rothschild, Frl. J. W. Stirling, Frl. de Noailles, Frl. L. Duperré, Frl. R. von Könneritz, Fürstin Elisabeth Czernicheff, Camille Meara, verehel. Dubois, Frl. Elise Gavard, Gräfin von Agoult, Fürstin C. von Souzzo, Gräfin von Appony, Baronin von Est, Frl. J. von Caraman, Frl. C. Maberly, Gräfin von Perthuis, Gräfin von Lobau, Gräfin Adele von Fürstenstein, Frl. F. Müller, welcher Chopin sein Allegro de concert op. 46 widmete und die von vielen als seine begabteste und Lieblingsschülerin hingestellt wird und viele andere. Chopin war weit entfernt, gleich anderen großen Künstlern, Unlust, ja Widerwillen beim Erteilen des Unterrichtes zu zeigen; er fand sogar an dieser mühsamen Beschäftigung ein gewisses Gefallen, woraus er kein Geheimnis machte, wenn er nur Talent und Fleiß bei den Schülern vorfand. Er rügte zwar das kleinste Versehen, jedoch stets in liebenswürdigster, den Schüler ermutigender Weise. Erst in der späteren Zeit, als seine Nerven durch die zunehmende Krankheit auf das Äußerste gereizt waren, ärgerte er sich hauptsächlich über Schüler, die schwer begriffen. Er warf dann die Noten vom Pult, und die Schüler mußten bittere Worte von ihm hören.

Chopins anscheinend schwache Hand hat nicht nur Bleistifte, sondern auch Stühle zerbrochen; aber der Ausbruch seiner Heftigkeit dauerte nicht lange. Eine Träne im Auge

des Gescholtenen vermochte den Zorn des Meisters sofort zu besänftigen, und sein weiches Herz war sogleich bemüht, das Unrecht wieder gut zu machen. Besonders empfindlich war er gegen harten Anschlag. Als er einmal während des Unterrichtes solche Töne hörte, sprang er auf und rief: „Was ist das, hat ein Hund gebellt?“ Die große Feinheit seiner Nerven war auch Ursache, daß in seinem eigenen Anschlag die Kraft nicht lag, welche andere Pianisten besitzen. Deshalb waren die ersten Stunden bei Chopin für seine Schüler eine wahre Qual. Meist tadelte er den zu harten Anschlag; er selbst hatte dünne, feine Finger, mit denen er die Tasten mehr zu streicheln, als anzuschlagen schien. Trotzdem war er doch imstande, dem Instrumente kräftige und kernige Töne zu entlocken. Die irren sich sehr, welche glauben, daß sein Spiel immer nur zart und weichlich gewesen sei. Später, als es ihm an physischer Kraft gebrach, um die energischen Stellen zur Geltung zu bringen, verlor sein Vortrag durch den Mangel der Kontraste an Wirkung; aber in seiner Jugend besaß er hinreichende Kraft und Feuer im Spiele, ohne jemals eins oder das andere mißbraucht zu haben.

Von jedem Schüler, der sich an ihn wandte, verlangte er eine bis zu gewissem Grade schon ausgebildete Technik; dem ungeachtet ließ er sie alle mit dem Clementischen „Gradus ad Parnassum“ anfangen. Hieraus sehen wir, daß der Hauptzweck seiner Methode die Ausbildung des Anschlages war. Die zweite Anforderung, welche Chopin beim Beginn des Unterrichts stellte, war eine vollständige Unabhängigkeit der Finger. Deshalb verlangte er unbedingt von seinen Schülern, daß sie die Übungen, hauptsächlich aber die Tonleitern in Dur und Moll, vom Piano bis zum Fortissimo, im Staccato wie im Legato übten. Dazu gehörte noch die Abwechslung im Akzent, einmal auf dem zweiten, dann auf dem dritten oder dem vierten Ton. Auf diese Weise erreichte er die durchaus notwendige Unabhängigkeit der Finger und die so wohltuende Gleichheit und Feinheit im Anschlage.

Chopins Studien und Betrachtungen über die Natur des Klavierspiels, die Früchte seiner langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen, welche er während seiner Lehrerlaufbahn

gesammelt, gedachte er in einem theoretischen Werke zusammenzufassen; aber er hatte nur einige Bogen niedergeschrieben, als er erkrankte. Leider vernichtete er kurz vor seinem Tode dieses Manuskript.

Chopins Grundsatz war: „Spiele wie du fühlst, und du wirst gut spielen!“ Als er einst steife, gefühllose, rein mechanisch hervorgebrachte Töne unter den Händen eines Schülers hörte, rief er erregt: „Mettez y donc toute votre âme!“ Seine Freunde erzählten, daß er einen seiner Schüler sehr bedauerte, der fleißig, unermüdlich und ausdauernd beim Studieren war und alle Eigenschaften besaß, um ein Künstler ersten Ranges zu werden, dem es aber an dem Haupterfordernis zur Künstlerschaft, nämlich am Gefühlsausdruck fehlte.

Das Prinzip Chopins zeigt sich nur dann unfehlbar und als sicherer Leiter beim Vortrag musikalischer Werke, wenn der Spielende fähig ist, die Absicht des Komponisten zu verstehen und dessen Intentionen in sich aufzunehmen. Es ist dies leider ein seltenes Vermögen, und die Abwesenheit desselben wird bei der Wiedergabe von Chopins Tondichtungen doppelt schmerzlich empfunden. Das fühlte der Meister selbst, und wenn einer seiner französischen Schüler seine Kompositionen spielte und die Zuhörer denselben mit Lob überschütteten, sagte Chopin häufig, daß er wohl alles gut durchgeführt, aber das polnische Element und die polnische Begeisterung ihm gefehlt hätten.

Im Jahre 1833 oder 1834 kamen eines Abends im Hause des Kastellan Grafen Plater drei große Künstler zusammen: Liszt, Hiller und Chopin. Man unterhielt sich sehr lebhaft über Nationalmusik. Chopin behauptete, daß, wer nicht in Polen geboren, nicht den Duft seiner Wiesen und Felder eingesogen, auch nicht den richtigen Sinn und das Gefühl für diese Volksklänge haben könne. Man machte den Vorschlag, als Beispiel die bekannte Mazurka „Noch ist Polen nicht verloren“ zu spielen.

Zuerst setzte sich Liszt an das Instrument, nach ihm spielte Hiller das Stück. Jeder hatte es anders aufgefaßt, folglich auch anders ausgeführt. Zuletzt spielte Chopin diese Mazurka, und als er geendet, mußten beide Rivalen gestehen, daß sie

sehr weit davon entfernt wären, den Geist der Mazurka in dieser Weise wiedergeben zu können.

Als bestes Mittel, Natürlichkeit im Vortrage zu erlangen, empfahl unser Meister das öftere Anhören der italienischen Sänger, unter denen sich damals in Paris sehr bedeutende Künstler befanden. Ihr einfacher und breiter Stil, die Leichtigkeit, mit der sie ihr Organ zu benutzen und eben dadurch vortrefflich zu erhalten wußten, hat er stets als Muster für Pianisten, wie überhaupt für jeden, der ein Instrument gut spielen will, hingestellt. Er riet seinen Schülern, die musikalischen Gedanken nicht zu zerstückeln, sondern in einem Flusse zu Gehör zu bringen; er liebte beim Spieler, was man beim Sänger unter „Portamento" versteht.

Die Übertreibung im Akzentuieren war ihm verhaßt, weil sie nach seiner Meinung dem Spiel die Poesie nahm und demselben eine gewisse didaktische Pedanterie gab. Der Anschlag von Chopins Fingern, die weich wie Sammet waren, brachte die feinste, edelste Klangwirkung hervor. Kein anderer Pianist seinerzeit besaß seinen Vortrag und seinen Geschmack, und oft wurden die Ausschmückungen, die er an passender Stelle in sein Spiel verwebte, mit Filigran-Arbeit oder mit dem zartesten Gewebe von Brabanter Spitzen verglichen. Für sich allein, oder wenn seine Lieblingsschüler bei ihm waren, spielte er mit besonderer Vorliebe Sebastian Bach, dessen Werke er mit der größten Genauigkeit studiert und sich zu eigen gemacht hatte [1]).

Eine besondere Eigentümlichkeit seines Spiels war das Tempo rubato. Er hielt den Baß in ruhigem, gleichmäßigem Tempo, während die rechte Hand sich ganz frei im Takte bewegte, sich bald der linken Hand anschloß, bald (wenn sie z. B. Achteltriolen oder die Chopin eigentümlich rhythmisch garnicht zu zerlegenden Läufe und Girlanden gegen eine einfache, fortlaufende Achtelbewegung der linken Hand aus-

[1]) Einmal wurde Chopin von Lenz gefragt: „Studieren Sie, wenn der Konzerttag näher rückt?" „Es ist dies eine schreckliche Zeit für mich", antwortete er; „ich liebe nicht die Öffentlichkeit, aber sie gehört zu meiner Stellung. Vierzehn Tage schließe ich mich ein und spiele Bach. Das ist meine Vorbereitung; ich übe nicht meine Kompositionen."

zuführen hatte) ihren ganz selbständigen Weg ging. „Die linke Hand", sagte er, „soll wie ein Kapellmeister sein; nicht auf einen Augenblick darf sie unsicher und wankend werden." Auf diese Art war sein Spiel frei von den Fesseln des Zeitmaßes und gewann jenen eigentümlichen Reiz. Die Konturen verblichen — wie wir es auf meisterhaft gemalten Winterlandschaften sehen — in durchsichtigem Nebel.

Das Tempo rubato wandte er mit großem Erfolg nicht nur in seinen Nocturnes, sondern besonders auch in den Mazurken an. Der geniale Künstler gab in seinem Spiele zum Entzücken jenes Rubato wieder, welches die Melodie beständig gleich einem Boote auf mächtiger Meeresfläche schwanken läßt.

Liszt sagt hierüber: „Chopin war der erste, der in seinen Kompositionen diese Manier angab, die seiner Ausführung musikalischer Stücke die eigentümliche Signatur aufdrückte: wir meinen damit das Tempo rubato. Ein hinschwindendes, regellos unterbrochenes Zeitmaß, geschmeidig, abgerissen und schmachtend zugleich, flackernd wie die Flamme unter dem bewegenden Luftzuge. Später pflegte er die Bezeichnung dieses Tempos bei Veröffentlichung seiner Musikstücke nicht mehr hinzuzufügen, überzeugt, daß, wer überhaupt deren Verständnis besaß, von selbst dieses Gesetz der Ungebundenheit entdecken werde. Alle Chopinschen Stücke müssen mit jener Art akzentuierter und prosodischer, wiegender Beweglichkeit gespielt werden, deren Geheimnis man nur schwer zu lösen vermag, wenn man nicht ihn selbst zu hören häufig Gelegenheit hatte. Eifrig schien er darauf bedacht, diese Manier seinen Schülern beizubringen, vorzugsweise aber seinen Landsleuten, denen er mehr noch als anderen seine Art und Weise zu interpretieren wünschte. Seine polnischen Schüler, und besonders seine polnischen Schülerinnen erfaßten diese Methode aber auch mit der Gewandtheit, die sie für alle Gegenstände poetischer Empfindung besaßen, und ein angeborenes Verständnis seiner Gedanken gestattete ihnen, allen den Wallungen seines azurnen Gefühlsmeeres treu zu folgen."

Solange Chopin gesund und kräftig, was in den ersten Jahren seines Pariser Aufenthaltes der Fall war, spielte er die Erardschen Instrumente; seitdem ihm aber sein Freund Camille

Pleyel einen prachtvollen Flügel aus seinem Magazine geschenkt hatte, der sich durch seinen metallischen Klang und einen besonders leichten Anschlag auszeichnete, spielte er nur noch Instrumente dieser Fabrik. Sollte er mit seinem Spiel einer Soirée Glanz verleihen, sei es in einem polnischen, sei es in einem französischen Hause, so schickte er oft seinen eigenen Flügel, wenn da, wo er zu spielen versprochen hatte, kein Pleyelsches Instrument war. „Quand je suis mal disposé," sagte Chopin, „je joue sur un piano d'Erard et j'y trouve facilement un son fait. Mais quand je me sens en verve et assez fort, pour trouver mon propre son à moi, il me faut un piano de Pleyel."

Die Kunst wurde von Chopin als die schönste Gabe des Himmels, als milde Trösterin in Leiden heilig gehalten; nie hätte er sie zur Erreichung gewöhnlicher Zwecke benutzt.

Für Chopin war sie, bis der Tod seine schönen, poetischen Augen schloß, die hohe Göttin!

Oft kamen reiche, hochgestellte Personen und wollten ihn zum Lehrer für sich oder ihre Verwandten haben; aber obgleich Chopin von Hause schon längst keine Unterstützung mehr annahm, sehr empfänglich für eine angenehme Häuslichkeit war, gern die, welche er lieb hatte, beschenkte und die ausgedehnteste Gastfreundschaft ausübte, konnte ihn doch selbst das größte Honorar nicht bewegen, einer talentlosen Person Unterricht zu erteilen. Artig — denn Chopin konnte gar nicht anders sein — sprach er in solchem Falle seine Ansicht aus und lehnte es ab, die Zahl seiner Schüler noch um einen zu vergrößern; dagegen munterte er junge Talente mit aufrichtiger Herzlichkeit auf. Er lieh solchen mit Vergnügen Bücher, Musikalien, zuweilen auch Geld, wenn er erfuhr, daß ihre Mittel beschränkt waren, und gab auch so manchen Unterricht, ohne Honorar dafür zu nehmen. Einer der befähigtsten Schüler von ihm war der junge Filtsch, ein Ungar; Chopin hielt viel von ihm und sah ihn stets sehr gern bei sich. Der Tod rief diesen früh von der Erde, was auf seinen Meister einen tiefen, schmerzlichen Eindruck machte.

Zu den besten Schülern Chopins müssen auch gezählt werden: Gutmann, Gunsberg, Telefffen, Georg Mathias, Karl Mikuli, Kasimir Wernik und Gustav Schumann.

Chopin wurde von allen seinen Schülern nicht nur verehrt, sondern auch geliebt, denn er hatte für jeden herzliche Teilnahme und überhaupt in seinem Wesen etwas ungemein Anziehendes; gegen die jungen Künstler, die aus Polen kamen, benahm er sich besonders liebenswürdig, war zu allen Opfern bereit und zeigte, daß er sein Vaterland noch immer warm liebte. Daher kam es, daß viele, die nur kurze Zeit in Paris verweilten und nach Ruf und Popularität strebten, sich für seine Schüler ausgaben, auch wenn sie gar nicht von ihm gekannt waren. Wurde er gefragt, ob dieser oder jener sein Schüler gewesen, dann erwiderte er: „Ich habe ihn nicht unterrichtet; allein wenn es ihm etwas nützen kann, als mein Schüler zu gelten, so laßt ihn in Ruh'; mag er es sein!"

Aber Chopin war nicht nur ein liebenswürdiger, er war auch ein gewissenhafter Lehrer. Mehr als höchstens fünf Stunden täglich gab er aus Rücksicht für seine Gesundheit niemals, aber diese hielt er pünktlich inne; nur wenn Bekannte oder Freunde aus Polen ihn besuchten, oder wenn er sehr krank war, ließ er seinen Schülern absagen. Wegen der zu großen Entfernungen wurden ihm häufig Wagen geschickt, in den letzten Jahren jedoch mußten die Schüler und Schülerinnen zu ihm kommen; endlich, als er so schwach wurde, daß er nur schwer sitzen konnte, gab er den Unterricht, auf der Chaiselongue liegend, vor sich ein Pianino, während am zweiten Instrument der Schüler oder die Schülerin Platz nahmen. Wenn eine Stelle falsch oder nicht nach seinem Geschmack ausgeführt wurde, erhob er sich, spielte sie vor und legte sich dann wieder nieder.

ZWÖLFTES KAPITEL

Die Leiden des häuslichen Lebens. Zerwürfnis mit George Sand. Reise nach England. Rückkehr nach Paris. Chopins Krankheit und Tod.

Die Befürchtungen der Ärzte begannen sich zu verwirklichen. Chopins Lebensweise war ganz gegen ihre Vorschrift die traurigsten Folgen konnten daher nicht ausbleiben. Es stellten sich jetzt (1840) die Symptome der Lungenaffektion wirklich ein. Der Leidende wurde viel von Schlaflosigkeit gequält, und in solchen Nächten

beherrſchten ihn ſeine lebhaften, immer wechſelnden, meiſt traurigen Phantaſien. Man durfte ſich über den Ernſt des Zuſtandes nicht mehr täuſchen. Der alljährliche Sommeraufenthalt in Nohant hatte Chopin immer einige Linderung gebracht. Er konnte dort frei und nach ſeinem Gefallen leben und je nachdem ſeine Stimmung war, ſich ausruhen oder mit Komponieren beſchäftigen. Leider verſchlimmerte der Winter immer wieder die Leiden des Künſtlers. Was die milde, reine Luft Nohants ihm genutzt, das zerſtörte der rauhe Wind, den Herbſt und Winter in ihrem Gefolge haben.

Am 8. Mai 1844 erhielt Friedrich die erſchütternde Nachricht, daß ſein von ihm auf das zärtlichſte geliebter Vater geſtorben ſei. Der Kranke wurde durch dieſe Trauerkunde auf das tiefſte niedergebeugt. Er fühlte, daß er es ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern ſchuldig ſei, ihnen zu ſchreiben, und zu verſuchen, ſie wenigſtens mit einigen Worten zu tröſten, ſeine Tränen mit den ihrigen zu miſchen, wenn auch nur brieflich; aber ſo oft er auch den Vorſatz faßte, ſo beſaß er doch nicht die Kraft, ihn auszuführen. George Sand, die damals Chopin noch treu zur Seite ſtand, übernahm endlich dieſe traurige Pflicht und ſprach in nachfolgendem Schreiben der Mutter des Mannes, den ſie einſt glühend geliebt hatte und für den ſie noch immer Freundſchaft und Verehrung hegte, ihre Teilnahme bei dem ſchweren Verluſte aus.

„Paris, le 29 mai 1844.

Madame!

Je ne crois pas pouvoir offrir d'autre consolation à l'excellente mère de mon cher Frédéric, que l'assurance du courage et de la résignation de cet admirable enfant. Vous savez si sa douleur est profonde et si son âme est accablée; mais grâce à Dieu, il n'est pas malade, et nous partons dans quelques heures pour la campagne, où il se reposera enfin d'une si terrible crise.

Il ne pense qu'à vous, à ses sœurs, à tous les siens, qu'il chérit si ardemment, et dont l'affliction l'inquiète et le préoccupe autant que la sienne propre.

Du moins, ne soyez pas de votre côté inquiète de sa situation extérieure. Je ne peux pas lui ôter cette peine si profonde, si légitime et si durable; mais je puis du moins soigner sa santé et l'entourer d'autant d'affection et de précaution que vous le feriez vous même.

C'est un devoir bien doux que je me suis imposé avec bonheur et auquel je ne manquerai jamais.

Je vous le promets, Madame, et j'espère que vous avez confiance en mon dévouement pour lui. Je ne vous dis pas que votre malheur m'a frappé autant que si j'avais connu l'homme admirable que vous pleurez. Ma sympathie, quelque vraie qu'elle soit, ne peut adoucir ce coup terrible, mais en vous disant que je consacrerai mes jours à son fils, et que je le regarde comme le mien propre, je sais que je puis vous donner de ce côté-là quelque tranquillité d'esprit. C'est pourquoi j'ai pris la liberté de vous écrire pour vous dire que je vous suis profondément dévouée, comme à la mère adorée de mon plus cher ami.

George Sand."

Zu den Verehrern und Freunden Chopins gehörte auch Alexander Thies [1]) aus Warſchau. Er hatte Friedrich in Paris oft geſehen und war durch ihn näher mit der von ihm als Schriftſtellerin bewunderten Sand bekannt geworden. Von Warſchau aus erkundigte er ſich voll Teilnahme nach Chopin und Mickiewicz und wünſchte ihr am Schluſſe ſeines Schreibens gute Geſundheit, Wohlſtand und Ruhm.

Durch dieſe drei hervorgehobenen Worte wird der Sinn des nachſtehenden Schreibens (Antwort der George Sand auf den Brief von Alexander Thies) dem Leſer verſtändlich ſein.

„Paris, le 25 mars 1845.

Monſieur!

Nous sommes bien coupables envers vous, moi surtout; car lui (Chopin) écrit si peu et il a tant d'excuses dans son état continuel de fatigue et de souffrance, que vous devez

[1]) A. Thies, geboren 1804 in Warſchau, geſtorben 1846 in Paris, ein polniſcher Juriſt und hoher Beamter.

lui pardonner. J'espérais toujours l'amener à vous écrire, mais je n'ai eu que des résolutions et des promesses, et je prends le parti de commencer, sauf à ne pas obtenir, entre sa toux et ses leçons, un instant de repos et de calme.

C'est vous dire que sa santé est toujours aussi chancelante. Depuis les grands froids qu'il a fait ici, il a été surtout accablé; j'en suis presque toujours malade aussi, et aujourd'hui je vous écris avec un reste de fièvre. Mais vous? Vous souffrez plus que nous, et vous en parlez à peine. Vous êtes un stoïque de chrétien, et il y a bien d'assez belles et grandes choses dans votre doctrine, pour que je vous passe la forme sur ce point. Vous ne me convertirez pas. Mais que vous importe? Vous n'êtes pas, je l'espère, de ces catholiques farouches, qui damnent sans retour les dissidents. D'ailleurs, l'orthodoxie de ces principes d'intolérance est très-controversée, et votre grand cœur peut prendre là-dessus le parti qui lui convient; moi, j'ai l'espoir d'être sauvée tout comme une autre, bien que j'aie fait le mal plus d'une fois tout comme une autre. Mais il y a plus de miséricorde là-haut qu'il n'y a de crimes ici-bas. Autrement, ce ne serait pas la justice divine, ce serait la justice humaine, la peine du faible. Blasphème inique et que je repousse avec horreur.

Je ne vous dirai rien de Mickiewicz, il n'a pas fait son cours cette année, et je ne l'ai pas vu. Je n'ai même pas lu son livre. Je le regarde aussi comme un noble malade, mais sans le croire sur le chemin de la vérité, je le crois aussi bien que vous et moi sur la route du salut; s'il est dans son erreur convaincu, humble et aimant Dieu, Dieu ne l'abandonnera pas, Dieu ne boude pas, et je ne puis croire qu'une telle âme ne soulève pas quelque coin du voile étrange dont il s'enveloppait l'année dernière.

Je vous remercie de vos souhaits affectueux, santé, bien-être et gloire, tout cela est chimère. Nous sommes ici-bas pour souffrir et travailler; la santé est une bénédiction du ciel, en tant qu'elle nous rend utiles à ceux qui ne l'ont pas; le bien-être est impossible à quiconque veut assister ses frères, car dans ce cas-là, plus il peut recevoir, plus il

doit donner. La gloire est une niaiserie pour amuser les enfants. Une âme sérieuse ne peut y voir autre chose que le résultat douloureux de l'ignorance des hommes, prompts à s'engouer de peu de chose. La santé serait donc le seul bien désirable dans vos trois souhaits. Mais je ne l'ai pas cette année et je ne murmure pas, puisque vous, qui le méritez mieux que moi, vous ne l'avez pas retrouvée.

Espérez-vous maintenant en cette cure que vous avez entreprise avec tant de courage? Ecrivez-moi donc que vous êtes mieux; cela nous consolerait de n'être pas bien. Eh quand nous revenez-vous? Nous n'irons pas de bonne heure à la campagne, si le printemps est aussi laid que l'hiver. J'espère donc que nous vous reverrons ici, et si vous tardez, nous voulons vous voir à Nohant. Vous devez nous dédommager d'y être resté si peu l'autre fois. Mes enfants vous remercient de votre bon souvenir et font aussi des vœux pour vous.

A vous de cœur, toujours et bien sincèrement, vous le savez.

George Sand."

Bald nach der Nachricht von dem Tode ſeines Vaters erlitt der des Troſtes und der Erheiterung ſo ſehr bedürftige Kranke abermals großen Kummer durch das Hinſcheiden ſeines liebſten Freundes in Paris, Johann Matuszyński. Die Verſchlimmerung ſeiner phyſiſchen Leiden führte auch die Trübung ſeines Geiſtes herbei, der ſeit jener Zeit oft durch die grauenhafteſten Phantaſiegebilde verdüſtert wurde.

George Sand ſagt darüber zu einem ihrer Freunde, der auch Chopin gut kannte:

„Die katholiſche Glaubenslehre führt uns den Tod in einem ſchrecklichen Lichte vor, weil ſie vom Fegefeuer ſpricht. Anſtatt für die reine Seele eines Geliebten, der jetzt in einer beſſeren Welt lebt, zu ſchwärmen, hatte Chopin manchmal ſchreckliche Viſionen, und ich mußte die Nächte in ſeiner Schlafſtube zubringen, um die Geſpenſter im Wachen und im Traume zu verſcheuchen. Die polniſchen Volksſagen mit ihren Geiſtern und ihrem Aberglauben beſchäftigten ihn ſehr. Die Erſcheinungen beunruhigten und verwickelten ihn in ihren Zauber-

kreis, und anſtatt den Vater und den Freund aus dem ſtrahlenden Himmel — wie ſich ihn der lutheriſche Glaube vorſtellt — lächeln zu ſehen, bildete er ſich ein, daß neben ſeinem Lager ihre Totenköpfe wären, aus deren Umgebung er ſich zu reißen ſuchte."

Mit jedem Monat machte die Krankheit größere Fortſchritte und ſeine Kräfte nahmen ſichtlich ab. Der Huſten wurde hartnäckiger, und manchen Tag war der Kranke ſo matt und litt derartig an Luftmangel, daß er — wollte er ſeine Freunde beſuchen — ſich in die Etagen tragen laſſen mußte.

Die Kompoſitionen aus dieſer letzten Epoche ſind: Polonaiſe, Op. 53; Berceuſe, Op. 57; Sonate in H-Moll, Op. 58; Mazurken, Op. 59 und 63; Barcarole, Op. 60; Polonaiſe-Fantaisie, Op. 61, und Sonate in G-Moll für Piano und Violoncell, Op. 65.

Chopin, welcher trotz ſeinem in ſich ſelbſt Verſunkenſein doch alles bemerkte was um ihn her vorging, konnte es ſich nicht mehr verhehlen, daß die Frau, auf deren Beſtändigkeit er Felſen gebaut hätte, von Tag zu Tag kälter gegen ihn wurde. Sein edler Stolz ſagte ihm: „Du mußt von ihr gehen, denn ſie betrachtet dich als Laſt"; ſein ſittliches Gefühl, beruhend auf ſeiner Erziehung, auf dem ſchönen Beiſpiel ehelicher Treue und Liebe, das ſeine Eltern gegeben hatten, ermahnte ihn aber wieder: „Du mußt bleiben!"

Es gab für Chopin vormals Augenblicke, wo ſein illegitimes Verhältnis zu Aurora Dudevant-Sand ihm Skrupel machte, wo er wirklich lebhaft daran dachte, die geliebte Frau zum Altar führen zu können, und die Verhältniſſe verwünſchte, welche ihn hinderten, dies zu tun. Später tröſtete er ſich mit der Überzeugung, daß die Treue ſeiner- und ihrerſeits das Bündnis zwiſchen ihnen heilige, und es iſt unzweifelhaft, daß nichts auf Erden ihn bewogen haben würde, ſich von ihr zu trennen.

Frau George Sand dachte anders.

Den um einige Jahre jüngeren, intereſſanten und gefeierten Tondichter hatte die phantaſievolle, für Schönheiten empfängliche Frau geliebt; der Kranke, Niedergedrückte wurde

ihr jetzt aber läſtig. Anfangs zeigten ihre zuzeiten finſteren Mienen, die kürzeren Beſuche im Krankenzimmer, daß ihre Teilnahme für ihn im Abnehmen ſei; Chopin fühlte ſich davon ſehr ſchmerzlich berührt, aber er ſchwieg, denn nach ſeinen Begriffen würde er es für unritterlich gehalten haben, einen Bruch herbeizuführen. Nicht mehr willensſtark, wie ein geſunder Menſch, nahm er die unzähligen kleinen Kränkungen, die ihn tief verletzten, geduldig auf; er wollte — ſo gebot ihm ſein ſittliches Gefühl — für das Unrecht büßen, das er begangen, indem er ſich einer Frau zu eigen gegeben und ſie als die ſeinige betrachtet hatte, die ihm geſetzlich nicht angehören durfte.

Die Klagen der Frau Sand, daß die Pflege des Kranken ihre Kräfte erſchöpfe, Klagen, die ſie oft in ſeiner Gegenwart ausſprach, taten ihm weh; er bat ſie, ihn allein zu laſſen, ſich in friſcher Luft zu ergehen; er beſchwor ſie, ihren Vergnügungen um ſeinetwillen nicht zu entſagen, die Theater zu beſuchen, Geſellſchaften zu geben uſw.; er ſei ſtill und allein zufrieden, wenn er nur ſie heiter wiſſe. Endlich, als der Kranke noch immer nicht an eine Trennung von ihr dachte, wählte man ein heroiſches Mittel.

George Sand hat einen Roman geſchrieben, „Lucrezia Floriani", deſſen Inhalt in kurzen Worten folgender iſt:

Fürſt Karl, ein Mann von noblem und ſympathiſchem Charakter, aber kränklich, nervös, eiferſüchtig, ſtolz, voller ariſtokratiſcher Neigungen und Anſichten, hat ſich leidenſchaftlich in Lucrezia, eine nicht mehr junge Frau, verliebt, die der Welt und der Liebe entſagt hatte und nur für ihre Kinder und gute Zwecke lebte. Sie iſt eine berühmte Künſtlerin, die ſich nicht beſſer macht wie ſie iſt, aber doch beſſer als ihr Ruf. Die leidenſchaftliche Liebe des Fürſten Karl erwies ſich als gefährliche Krankheit, die ſein Leben bedrohte. Lucrezia rettete ihn, liebte ihn, aber ahnte, daß dieſe Liebe für ſie zur Qual werden müſſe, und verbarg ſie; als jedoch Karl immer leidenſchaftlicher in ſeinen Gefühlen für ſie wurde und die Gefahr für ſein Leben ſich wiederholte, opferte ſich dieſes angebetete, von ihm erwählte Weſen und weihte ſich dem Liebenden.

Es ist sonderbar, daß Frauen in einem gewissen Alter gern ihre Empfindungen unter dem Vorwande des Opfers und der mütterlichen Sorgfalt verbergen. Sie lieben nicht, aber das schwache, kranke, nervöse Wesen braucht Pflege, Unterstützung und Zärtlichkeit. Daraus entsteht eine unangenehme, peinliche Mischung von nachgemachter, mütterlicher Liebe, die gar keine mütterliche ist, welche wir aber oft, so auch bei Lucrezia Floriani finden.

Woher kommt dieses unnatürliche, scheinbare Gefühl? fragt die Verfasserin des Romanes; vielleicht, daß, wenn eine solche Heroine in den Jahren liebt, in welchen (wie Hamlet sagt) das Herz und der Geist nichts mehr fühlt, sie tief in den Augen der Menschheit und auch in ihren eigenen fällt, und um sich zu heben, das Opfer und die zärtliche Sorgfalt zum Vorwande nimmt, um ihre Gefühle und ihre Handlungsweise zu beschönigen? Auf dieselbe Weise hatte die bekannte Frau de Warens ihre Aufopferung erklärt, von welcher J. J. Rousseau so viel in seinen „Confessions“ spricht; so erklärt Lucrezia Floriani ihre Liebe für Karl. Zwei Monate lebt sie durch die Macht dieser Liebe unaussprechlich glücklich; nach Ablauf dieser Zeit ändert sich alles. Karl ist eifersüchtig, ungerecht und launenhaft; er duldet die früher in Lucrezias Hause erscheinenden Freunde der berühmten Frau nicht mehr. Es kommen jeden Augenblick Zornesausbrüche, Nervenaufregungen oder Anfälle von Verrücktheit und Verzweiflung. Lucrezia, davon gequält, fühlt sich endlich von diesen immer wiederkehrenden Szenen ermüdet, ihre Kräfte nehmen ab, ihre Gesundheit leidet; aber sie verbirgt alles, sie klagt nie, weil sie sich zugeschworen hat, für Karls Glück jedes Opfer zu bringen. Sie weiß, daß sie sterben wird und daß ihre Kinder Waisen werden, denn Karl wird sie martern, bis sie endlich stirbt; aber dennoch duldet sie — da sie ihm Treue geschworen hat — schweigend alles, was er ihr zufügt. Nach einigen Jahren solchen Lebens, fortwährend gequält und durch Karls Eifersucht ihren Freunden entfremdet, liebt sie ihn schon längst nicht mehr, duldet ihn aber als Märtyrerin. Lucrezia hat ihre Kräfte durch fortwährende Opfer endlich erschöpft und stirbt!

Nach der damals herrschenden allgemeinen Meinung war Karl das treue Porträt Chopins, obgleich er durch die Übertreibung, mit welcher sein Charakter geschildert ist, als Karrikatur dasteht. Die Liebesgeschichte des Romans gleicht dem, was er in seinem Verhältnis zur Sand erlebt hatte, allerdings auffallend. Sie enthält viel Glück, aber auch viel Bitterkeit, und dieses fühlte niemand besser als Chopin selbst. Der Kranke und alle Welt wußten aber auch, daß die wirkliche Lucrezia nicht aus Aufopferung gestorben war, und daß der Karl in dem Romane niemand anderes sein sollte als Chopin. Man erzählt, daß ihm aus raffinierter Grausamkeit die Korrekturbogen mit der Bitte übergeben worden seien, die Druckfehler auszumerzen; Tatsache aber ist es, daß die Kinder von Frau Sand, auf den Roman zeigend, zu ihm sagten: „Herr Chopin, wissen Sie, daß Sie mit dem Fürsten Karl gemeint sind?“ Jeder, der die Veranlassung zu diesem Werke kannte, hat die Schriftstellerin deshalb verdammt. Sie entschuldigte sich und behauptete, daß man sie mißverstanden, daß man ihr Zwecke untergelegt, die sie gar nicht gehabt habe. „Fürst Karl ist doch kein Künstler,“ entschuldigte sie sich; „er ist träumerisch, aber weiter nichts; er ist kein Genie und hat dessen Rechte nicht. Seine Persönlichkeit hebt sich wenig über das Gewöhnliche; er ist nie liebenswürdig und so wenig das Porträt des großen Künstlers, daß Chopin, der tagtäglich das Manuskript las, welches auf meinem Schreibtische lag, nicht daran dachte, sich absichtlich zu täuschen, er, der sonst so argwöhnisch war. Dennoch hat er sich später, durch Einflüsterungen böswilliger Zungen dazu veranlaßt, wirklich eingebildet, daß ich in dem Fürsten Karl ihn habe schildern wollen, und in der Lucrezia, der Märtyrerin, mich selbst! Meine Feinde, die sich unter seinen Freunden befanden, haben ihm eingeredet, daß dieser Roman mein Verhältnis zu ihm darstellen solle. Sein Gedächtnis war in dieser Zeit etwas schwach, und als man ihm den Inhalt dieses Buches entstellt erzählte, hatte er die wahre Schilderung der Stellung und Eigentümlichkeit des Fürsten Karl schon wieder vergessen. Warum hat Chopin nicht meinen Roman ein zweites Mal gelesen?“

Frau Sand bedauerte sehr, daß in dem Augenblicke, wo

der Bruch zwiſchen ihr und dem großen Künſtler unvermeidlich war, Matuszyński nicht mehr lebte. „Die Freundſchaft für Chopin und der Einfluß, den er auf ihn hatte, wären ein ſicheres Mittel geweſen, um“, wie George Sand ſagt, „die Einflüſterungen der Intriguanten unſchädlich zu machen. Selbſt wenn es zu einer Trennung gekommen wäre, ſie würde durch Matuszyńskis Vermittlung eine minder ſchmerzliche und gewaltſame geweſen ſein.“ Trotz alledem ertrug der Kranke und deshalb minder Heftige mit den peinlichſten Empfindungen die ihm durch den Roman zugefügte Kränkung. „Wenn ich ſie — die Frau, die ich verehrte und liebte, jetzt verlaſſe,“ ſagte er ſich, „ſo mache ich den Roman zur wahren Geſchichte und gebe ſie dem Tadel, ja wohl gar der Verachtung der Beſſeren preis.“ Edel duldete er fort, ſich immer mehr in ſich ſelbſt zurückziehend, bis er es endlich nicht mehr ertrug. Zu Anfang des Jahres 1847 führte Frau Sand durch einen heftigen Auftritt, deren unſchuldige Veranlaſſung ihre Tochter war, den vollſtändigen Bruch herbei. Auf die ungerechten Vorwürfe, die ſie gegen ihn erhob, erwiderte er nur: „Ich werde ſofort Ihr Haus verlaſſen und wünſche für Sie von jetzt an nicht mehr zu exiſtieren.“ Dieſe Worte waren ihr ſehr erwünſcht; ſie machte keine Einwendungen und noch denſelben Tag verließ der Künſtler für immer das Haus von Frau Sand. Aber die Aufregung und der damit verbundene Seelenſchmerz warfen ihn wieder auf das Krankenlager, und längere Zeit fürchtete man ernſtlich, daß er es bald mit dem Sarge vertauſchen würde. Einer ſeiner beſten Freunde, zugleich ſein Lieblingsſchüler, Gutmann, pflegte ihn mit der größten, aufopferndſten Sorgfalt. Wie herzlich dankbar der Leidende dieſem für ſeine Treue war, beweiſen fortwährende Fragen, die er an ſeine ihn beſuchenden Freunde und Bekannte richtete. „Wie befindet ſich Gutmann? Iſt er nicht ſehr müde? Wird es ihn nicht zu ſehr anſtrengen, wenn er noch ferner bei mir wacht? Ach, ich möchte ihn nicht ſo plagen, und doch möchte ich keinen andern ſo viel um mich haben, wie ihn.“ Das waren faſt die einzigen Worte, die er ſprach, denn ſeine Beſucher ließen ihn nicht reden und waren nur bemüht, ihn zu unterhalten und von ſeinen trüben Gedanken abzuziehen. Der

Sorgfalt ſeines Arztes und der unermüdlichen Pflege Gutmanns gelang es, Chopin endlich ſo ziemlich herzuſtellen. Als er zum erſten Male wieder unter ſeine Freunde trat, fanden ſie ihn faſt bis zur Unkenntlichkeit verändert. Im folgenden Sommer ging es ihm ſcheinbar um vieles beſſer, ſo daß er ſich wieder mit Komponieren beſchäftigen konnte. Er wollte Paris nicht verlaſſen, was er ſonſt immer um dieſe Jahreszeit zu tun pflegte. Dadurch entging ihm aber der wohltätige Einfluß, den die friſche Landluft ſtets auf ſeine Geſundheit ausgeübt hatte. Im Winter 1847—1848 war Chopins Geſundheitszuſtand ein ſehr ſchwankender. Der Aufenthalt in Paris wurde ihm durch die politiſchen Unruhen und andere Urſachen nach und nach unangenehm. Er beſchloß, auf einige Zeit nach England zu gehen, wo er verſchiedene ihm wohlwollende, liebenswürdige Perſonen zu ſeinen Bekannten und Freunden zählte, die ihn mehrfach aufs herzlichſte eingeladen hatten, ſobald es einmal ſeine Zeit erlaube, dorthin zu kommen. Ehe er aber Paris verließ, wollte er von dem Publikum der Hauptſtadt des Kontinents in einem Konzert Abſchied nehmen. Es fand dies am 16. Februar 1848 im Pleyelſchen Saale ſtatt, und einen gewählteren, glänzenderen Zuhörerkreis, als an dieſem Tage, hätte ſich Chopin nicht wünſchen können. Mit Enthuſiasmus wurde er von dem Publikum, unter dem ſich die hochgeſtellteſten Perſönlichkeiten und viele der erſten Kunſtzelebritäten von Paris befanden, empfangen, und bis zum Schluß des Konzertes bemühte ſich jeder, dem genialen Tondichter, dem ſeltenen Virtuoſen, dem liebenswürdigen Menſchen, Beweiſe von höchſter Verehrung und von der Bewunderung zu geben, die ſeine Genialität einflößte. Friedrich war ſelbſt tief ergriffen; dieſer Triumph, der letzte, den er in Paris erlebte, war für ihn Balſam auf ſo manche der Wunden, die ihm das Schickſal geſchlagen hatte, und die ihn, wenn ſie auch nach und nach zu heilen begannen, zuzeiten doch immer noch ſehr ſchmerzten. Die politiſchen Ereigniſſe, die am 22. Februar eine Dynaſtie ſtürzten und einen König mit ſeiner Familie aus dem Lande trieben, erſchütterten Chopin tief. Er hatte von Louis Philipp und deſſen nächſten Angehörigen nie etwas anderes erfahren als Gnade und Teilnahme, und

beklagte das Schicksal der Orléans. Zugleich aber schöpfte er aus dieser Revolution neue Hoffnungen für sein unglückliches Vaterland, das er immer noch so leidenschaftlich und treu liebte, wie zu der Zeit, wo er als Jüngling in Warschau patriotische Lieder in Musik setzte, die nicht in die Öffentlichkeit dringen durften. Als er aber sah, daß die Aufregung in den Gemütern, die gleich einem Sturmwinde fast durch ganz Europa ihren Zug nahm, den Polen weder Freiheit noch Selbständigkeit brachte, machte er seltener seinem vollen und über den Lauf der Dinge empörten Herzen Luft, und sprach nicht mehr von Politik. Dem Entschlusse, von Frankreich nach England zu reisen, stand nun nichts mehr im Wege; seine Freunde, so gern sie ihn sahen, redeten ihm auch dieses Vorhaben nicht aus, sondern hofften, daß er sich in London bald heimisch fühlen würde. Einen Monat vor seiner Abreise, in den letzten Tagen des März, wurde er von einer Dame, deren gastfreies Haus er in früherer Zeit oft und gern besucht hatte, zu einer Soirée eingeladen. Einige Augenblicke schwankte er, ob er diese Einladung annehmen sollte, denn er hatte in den letzten vier Jahren die Pariser Salons weniger frequentiert; schließlich — wie von einer inneren Stimme getrieben — sagte er zu. Eine Stunde bevor Chopin das Haus der Madame H. betrat, war dort lebhaft von ihm gesprochen worden. Ein Musikkenner erzählte von seinem Zusammentreffen mit dem gefeierten Künstler in Nohant, von dessen wundervollem Spiel in schönen mondbeglänzten Sommernächten. Eine Dame bemerkte: „Aus den besten Werken der Sandschen Romane weht Chopinscher Geist. Wie alle Schriftsteller von lebhafter Phantasie verlor sie oft bei ihrer Arbeit die Geduld; wenn sie einen Plan noch nicht ganz ausgeführt hatte, trug sie sich schon wieder mit einem neuen. Um sich selbst an den Schreibtisch zu fesseln und mit mehr Sorgfalt arbeiten zu können, bat sie den Geliebten, während sie schrieb, auf dem Piano zu improvisieren, und von seinem Spiel inspiriert, schrieb sie dabei ihre besten Romane.“ Ein tiefer, halblauter Seufzer entschlüpfte nach diesen Worten dem Munde einer Dame, die leise aus dem Nebenzimmer in den Salon getreten und von der Sprechenden nicht gesehen worden war. Ihr bleiches Gesicht

rötete sich, in ihre tiefen, wunderbaren Augen traten Tränen; was mochte ihr Innerstes so mächtig bewegen? Jetzt erschienen mehrere Herren in dem Salon; die Dame zog sich zurück und setzte sich hinter eine Efeuwand, die ein angenehmes Versteck bildete. Wohl eine Stunde saß sie, unbemerkt von den Gästen, nur von der Frau vom Hause beobachtet, die ihr Benehmen begriff. Als die Gesellschaft zahlreicher geworden war, erhob sich die Dame, und mit dem ihr eigentümlichen schwebenden Schritt ging sie, die rechte Hand wie zur Begrüßung erhebend, auf Chopin zu. „Friedrich!“ glitt es, nur hörbar für ihn, über ihre Lippen, — er sah nach langer, bitterer Trennung zum ersten Male George Sand dicht vor sich stehen, reuevoll, offenbar bemüht, ihn zu versöhnen. Totenblässe überzog seine zarten, abgemagerten, aber noch immer einnehmenden Züge; einen Moment begegneten seine sanften Augen den ihrigen, die fragend auf sein Antlitz geheftet waren; dann wandte er sich von ihr ab und verließ schweigend den Salon. — Gegen Ende April sagte er seinen Pariser Freunden und den in der Weltstadt wohnenden Landsleuten Lebewohl und reiste nach London.

In England hatten schon längst Chopins Kompositionen die verdiente Popularität erlangt; man hörte sie stets gern und rühmte sie; folglich wurde er überall, wo er sich zeigte, mit außerordentlicher Achtung und herzlicher Sympathie empfangen. Die Gastfreundschaft und Hochachtung, mit der englische Künstler ihn begrüßten, tat dem für Freundschaft und Liebe empfänglichen Herzen Friedrichs wohl. Er lebte wieder in der Gesellschaft und hoffte in ganz anderen Umgebungen, einzig seiner geliebten Kunst nachgehend, die Frau zu vergessen, nach welcher er sich trotz allem Leid, das sie ihm angetan, zuzeiten lebhaft sehnte. Ihr blendender Geist, ihre unerschöpfliche Phantasie, ihre ehemals leidenschaftliche Liebe hatten ihm einst eine Zeit voll märchenhaften Glückes bereitet, die er nie und nimmer zu vergessen vermochte, so sehr er sich auch bemühte, es zu tun, so unablässig sein Verstand ihm sagte, daß jene Frau keines Seufzers würdig sei.

Die polnischen Emigranten hatten sich, als sie erfuhren, daß Chopin nach London gekommen sei, vorgenommen, ihrem

berühmten Landsmanne eine beſondere Huldigung darzubringen. Zu dieſem Zwecke wurde ihm zu Ehren ein Diner veranſtaltet, an welchem ſich gegen vierzig der hervorragendſten Mitglieder der polniſchen Kolonie beteiligten. Nach vielen Toaſten und Reden, welche die Verdienſte Chopins als Muſiker und treuen Patrioten rühmten, ſtand Chopin auf, klopfte an ſein Glas, und begann ungefähr folgendermaßen: „Meine geliebten Landsleute! Die Beweiſe Eurer Anhänglichkeit und Liebe, welche Ihr mir ſoeben dargebracht, haben mich wahrhaft gerührt. Ich hätte Euch gern ebenfalls in Worten gedankt, doch iſt mir leider das Talent verſagt, auf dieſe Weiſe meinen Gefühlen den entſprechenden Ausdruck zu geben; ich lade Euch daher ein, mich in meine Wohnung zu begleiten, und meinen Dank dort am Klavier entgegenzunehmen.“ — Ein enthuſiaſtiſcher Beifallsſturm war die Antwort auf dieſen ſchönen Vorſchlag. Alle erhoben ſich ſofort von ihren Sitzen und folgten dem Meiſter.

Chopin, obgleich ſchon recht ermattet von den verſchiedenen Aufregungen des Tages, raffte alle Kraft zuſammen, und ſpielte — da man nicht nachließ ihn immer von neuem zu animieren — bis zwei Uhr Nachts.

In jener Zeit ſchrieb Chopin an ſeinen Freund Grżymała:

„London, Donnerstag den 11. Mai 1848.

Geliebteſter Freund!

Ich komme ſoeben aus der italieniſchen Oper, wo Jenny Lind heute als „Sonnambula“ zum erſten Male auftrat, und ſich die Königin nach längerer Zurückgezogenheit ebenfalls zum erſten Male dem Volke zeigte. Beide hatten für mich natürlich ſehr großes Intereſſe; beſonders aber Wellington, welcher wie ein alter, treuer Hund in der Hütte, in der Loge unter ſeiner gekrönten Herrin ſaß. Ich habe auch Jenny Lind perſönlich kennen lernen: Sie empfing mich, als ich ihr einige Tage darauf einen Beſuch machte, äußerſt liebenswürdig und ſchickte mir einen ausgezeichneten „Stall“ [1]) zur Opernvorſtellung. Ich ſaß und hörte ausgezeichnet. Dieſe Schwedin iſt doch ein

[1]) Fauteuil d'orcheſtre (Parkettſitz.)

Original vom Kopf bis zu den Zehen! Sie zeigt ſich nicht im gewöhnlichen Lichte, ſondern in den magiſchen Strahlen eines Nordlichtes. Ihr Geſang iſt unfehlbar rein und ſicher; aber am meiſten bewunderte ich doch ihr piano, das von unbeſchreiblichem Zauber iſt.

Dein

Friedrich.“

Nachdem Chopin bei der Herzogin von Southerland der Königin Viktoria vorgeſtellt worden und bei Hofe geſpielt hatte, erhielt er Tag für Tag Einladungen in die erſten Häuſer Englands, ſo gab er z. B. in den Salons des Lord Falmouth und der Frau Sartoris geb. Adelaide Kemble kleine Privatkonzerte, ſogenannte „Recitals.“ Die ſpäten Abendgeſellſchaften, der Mangel an Schlaf, überhaupt die Unbequemlichkeiten des Salonlebens waren aber der angegriffenen Geſundheit des Gefeierten nicht zuträglich und wurden von den Ärzten durchaus nicht gutgeheißen. Um ruhiger leben zu können folgte er bald darauf einer Einladung der Familie Stirling nach Schottland und ſchrieb wenige Tage vor ſeiner Abreiſe folgenden Brief an Grżymała:

„London, den 18. Juli 1848.

Lieber Freund!

Beſten Dank für Deine herzlichen Zeilen und für den ihnen beigefügten Brief der Meinigen. Gottlob ſind ſie ja alle geſund, aber weshalb ſorgen ſie ſich eigentlich um mich? Ich kann nicht mehr trauriger werden als ich bin, und wirkliche Freude empfinden kann ich ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr! Ich empfinde überhaupt nichts und vegetiere nur noch, indem ich geduldig auf mein Ende warte. Künftige Woche reiſe ich nach Schottland zum Lord Torphichen, dem Schwager meiner ſchottiſchen Freundinnen Frls. Stirling, welche ſchon bei ihm (in der Nähe von Edinburgh) ſind. Er ſchrieb an mich und lud mich herzlich ein, ebenſo Lady Murray, eine dortige hochgeſtellte und einflußreiche Dame, welche ſich außerordentlich für Muſik intereſſiert, um der vielen anderen Einladungen, welche ich aus verſchiedenen Gegenden Englands

erhielt, gar nicht Erwähnung zu tun! Ich kann doch nicht von einem Ort zum andern umherziehen wie ein wandernder Muſikant; ein ſolches Vagabundenleben iſt mir verhaßt, und meiner Geſundheit nicht zuträglich. In Schottland gedenke ich bis zum neunundzwanzigſten Auguſt zu bleiben, an welchem Tage ich nach Mancheſter fahre, wo ich zum Öffentlichſpielen engagiert bin. Ich werde dort zweimal ohne Orcheſter auftreten, und erhalte dafür 60 Pfd. Sterl. — Die Alboni kommt auch, aber alles das intereſſiert mich nicht. Ich ſetze mich eben ans Klavier und damit baſta! Wohnen werde ich während dieſer Zeit bei reichen dortigen Fabrikanten, bei denen auch Narkomm logiert hat. Was ich dann tun werde, weiß ich noch nicht. Wenn mir nur jemand vorausſagen könnte, ob ich hier während des Winters auch nicht krank würde? . . . .

Dein

Friedrich."

Das rauhe ſchottiſche Klima wirkte indeſſen, wie vorauszuſehen war, ſehr nachteilig auf Chopins Geſundheit. Die dort herrſchenden Nebel beeinflußten ſeine Gemütsſtimmung und erzeugten in ihm jene ſchwermütigen Gedanken, die ihn ſchon in früheren Jahren oft gequält und ſeine ernſten, wildromantiſchen Tondichtungen beeinflußt hatten.

Folgende, ebenfalls an Grżymała gerichteten Briefe geben Zeugnis von dem Lebensüberdruß, der ſich ſeiner bereits bemächtigt hatte:

„Keir Perthshire, Sonntag, den 1. Oktober 1848.
Keine Poſt, keine Eiſenbahn, auch kein Wagen (nicht einmal zum Spazierenfahren), kein Kahn, kein Hund zu ſehen — Alles öde, öde!

Mein Teuerſter!

580

Gerade in dem Augenblick, als ich ſchon auf einem anderen Briefbogen an Dich zu ſchreiben angefangen hatte, wurde mir Dein und meiner Schweſter Brief gebracht. Gottlob hat ſie die Cholera bis jetzt verſchont, — aber weshalb ſchreibſt Du kein Wort über Dich ſelbſt? Dir wird das Korreſpondieren doch viel leichter als mir; denn ich ſchreibe nun

ſchon ſeit einer Woche, nämlich ſeit meiner Rückkehr aus dem nördlichen Schottland (Strachur) täglich an Dich, ohne fertig zu werden. Ich weiß zwar, daß Du einen Kranken in Verſailles haſt; denn Rozaria ſchrieb mir, Du ſeieſt bei ihr geweſen und wäreſt dann ſehr eilig zu jemand Krankem nach Verſailles gereiſt. Es iſt doch nicht etwa der Großpapa? Oder vielleicht ein Enkel, oder einer von Deinen lieben Nachbarn Rochański? Hier hört man noch nichts von der Cholera, aber in London tritt ſie hier und da bereits auf.

Mit Deinem Brief, welchen ich in Johnſton Caſtle empfing, und in welchem Du mir mitteilteſt, Du ſeieſt mit Soli zuſammen im Gymnaſetheater geweſen, kam zu gleicher Zeit ein Brief aus Edinburgh vom Fürſten Alexander Czartoryski mit der Nachricht, daß er mit ſeiner Gattin angekommen ſei und daß ſie ſich ſehr freuen würden, mich bei ſich zu ſehen. Obgleich ermüdet, ſetzte ich mich ſofort auf die Eiſenbahn und traf ſie noch in Edinburgh. Die Fürſtin Marcelline war ebenſo liebenswürdig, wie ſie ſich ſtets gegen mich gezeigt. Der Umgang mit ihnen belebte mich von neuem und gab mir wieder Kraft in Glasgow[1]) zu ſpielen, wo ſich die ganze haute volée zu meinem Konzert eingefunden hatte. Das Wetter war prächtig, und die fürſtliche Familie ſogar von Edinburgh mit dem kleinen Marcel angekommen, welcher hübſch heranwächſt und ſchon meine Kompoſitionen ſingt, ja ſogar verbeſſert, wenn er hört, daß jemand Fehler macht. Es war am Mittwoch nachmittag 3 Uhr, und das fürſtliche Paar erwies mir die Freundlichkeit, nach dem Konzert eine Einladung zum Diner nach Johnſton Caſtle (beiläufig 12 engl. Meilen von Glasgow) mit mir anzunehmen; auf dieſe Weiſe verlebte ich alſo den ganzen Tag mit ihnen. Lord und Lady Murray, der alte Lord Torphichen (welche hundert Meilen weit hergekommen waren) fuhren auch mit dorthin, und anderen Tags waren alle ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit der Fürſtin Marcelline. Das fürſtliche Paar reiſte nach Glasgow zurück, von wo ſie nach Beſichtigung des Sees Loch Tamen gleich nach London zurückkehren und dann nach dem Kontinent reiſen wollten. — Die

[1]) Dies Konzert fand am Mittwoch, den 27. September ſtatt.

Fürſtin gedachte Deiner mit aufrichtigem Wohlwollen; ich kann mir übrigens lebhaft vorſtellen, was Deine edle Seele jetzt leiden muß, wenn Du das mit anſiehſt was in Paris vorgeht! Du glaubſt nicht, wie ich an dieſem Tage in Geſellſchaft ſo lieber Landsleute auflebte und heiter wurde; aber heute bin ich wieder ſehr niedergedrückt; o, dieſer Nebel! Obgleich ich von dem Fenſter, an dem ich ſchreibe, den ſchönſten Blick auf Stirling Caſtle habe — es iſt derſelbe, an welchem ſich, wie Du Dich erinnern wirſt, Robert Bruce ergötzte — und Berge, Seen, einen reizenden Park, mit einem Wort die durch ihre Schönheit berühmteſte Ausſicht Schottlands vor mir habe, ſo ſehe ich doch nur dann etwas, wenn der Nebel der Sonne auf kurze Zeit weichen muß. Der Beſitzer dieſes Schloſſes heißt Stirling, iſt der Onkel unſerer beiden Schottinnen und das Oberhaupt der Familie. Ich lernte ihn in London kennen; er iſt ein reicher Junggeſelle und beſitzt eine ſehr ſchöne Gemäldegalerie, welche ſich beſonders durch Werke Murillos und anderer ſpaniſcher Meiſter auszeichnet. Er hat jetzt ſogar ein höchſt intereſſantes Buch über die ſpaniſche Schule herausgegeben; er iſt viel gereiſt (beſuchte auch den Orient) und iſt ein ſehr intelligenter Mann. Alle bedeutenden Engländer welche nach Schottland kommen, gehen zu ihm; er hat ſtets offenes Haus, ſo daß täglich durchſchnittlich dreißig Perſonen bei ihm zu Mittag ſind. Bei dieſer Gelegenheit bekommt man die verſchiedenſten engliſchen Schönheiten zu ſehen: jetzt war z. B. einige Tage eine Frau Boſton anweſend, iſt aber ſchon wieder abgereiſt; an Herzögen, Earls und Lords ſieht man hier jetzt mehr als je zuvor, weil die Königin ſich in Schottland aufhielt. Geſtern fuhr ſie mit der Eiſenbahn dicht an uns vorbei, da ſie zu einer beſtimmten Zeit in London ſein muß, und auf der See ein ſolcher Nebel herrſchte, daß ſie es vorzog, von Aberdeen nicht per Schiff (wie ſie gekommen war), ſondern auf dem Landwege nach London zurückzukehren, — zum großen Bedauern der Marine, welche verſchiedenartige Feſtlichkeiten für ſie vorbereitet hatte. Man ſagt, ihr Gemahl Prinz Albert ſei darüber ſehr glücklich geweſen, da er auf dem Schiffe ſtets ſeekrank wird, während der Königin, als echter Gebieterin des Meeres, eine Seereiſe nichts ſchadet.

Ich werde das Polniſche bald vergeſſen haben, franzöſiſch wie ein Engländer und engliſch wie ein Schotte ſprechen — mit einem Wort, wie der alte Jawurek fünf Sprachen durcheinander miſchen. Wenn ich Dir keine Jeremiade ſchreibe, ſo geſchieht dies nicht deshalb, weil Du mich nicht tröſten kannſt, ſondern weil Du der einzige biſt, der alles weiß; und wenn ich einmal zu klagen anfange, iſt es ohne Ende und immer in derſelben Tonart; doch es iſt unrichtig, wenn ich ſage: immer in derſelben Tonart, denn es wird mit mir alle Tage ſchlimmer. Ich fühle mich ſchwächer, ich kann nicht komponieren, nicht aus Mangel an Luſt, ſondern aus phyſiſchen Urſachen, und weil ich mich jede Woche wo anders befinde. Aber was ſoll ich tun? Wenigſtens ſpare ich etwas zum Winter. Einladungen habe ich eine Menge und kann nicht einmal dahin fahren, wohin ich möchte, z. B. zur Fürſtin Argyll oder zu Lady Belhaven, da die Jahreszeit ſchon zu vorgerückt und für meine geſchwächte Geſundheit zu gefährlich iſt. Ich bin den ganzen Morgen unfähig etwas zu tun, und wenn ich mich angekleidet habe, fühle ich mich ſchon wieder ſo angegriffen, daß ich mich ausruhen muß. Nach dem Diner muß ich zwei Stunden mit den Herren ſitzen, hören was ſie ſprechen und ſehen, wieviel ſie trinken. Dabei langweile ich mich zum Sterben: Ich denke an etwas ganz anderes und gehe dann in den Salon, wo ich meine ganze Kraft brauche, mich zu beleben, denn alle ſind begierig mich zu hören. Nachher trägt mich mein guter Daniel die Treppe herauf bis in mein Schlafzimmer, zieht mich aus, legt mich zu Bett, läßt das Licht brennen, und dann iſt es mir wieder erlaubt zu ſeufzen und bis zum andern Morgen zu träumen, um den nächſten Tag ebenſo zu verleben wie den vergangenen. Habe ich mich etwas eingerichtet, ſo muß ich weiterreiſen; denn meine Schottinnen laſſen mir — freilich in der beſten Abſicht von der Welt — keine Ruhe. Sie holen mich ab, um mich ihren ſämtlichen Verwandten vorzuſtellen; ſie werden mich noch durch ihre Güte töten, und ich muß mir alles aus lauter Liebenswürdigkeit gefallen laſſen.

Dein

Friedrich."

„London, den 17.—18. Oktober 1848.

Mein Teuerſter!

Seit achtzehn Tagen, nämlich ſeit meiner Ankunft in London, bin ich krank und hatte einen ſo ſtarken Schnupfenanfall (mit Kopfſchmerz, ſchwerem Atem und allen meinen ſchlechten Symptomen), daß ich gar nicht aus dem Hauſe gekommen bin. Der Arzt beſucht mich täglich (ein Homöopath Namens Mallan, derſelbe welchen meine Schottinnen haben und welcher hier einen großen Ruf hat und mit der Nichte der Lady Gainsborough verheiratet iſt). Er hat mich doch ſo weit hergeſtellt daß ich geſtern im polniſchen Konzert und Ball mitwirken konnte; ich ging übrigens, nachdem ich mein Penſum abſolviert, ſofort nach Hauſe. Die ganze Nacht konnte ich nicht ſchlafen, da ich außer Huſten und Aſthma an ſehr heftigen Kopfſchmerzen litt. Bis jetzt ſind die Nebel noch nicht ſo ſtark, ſo daß ich, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen, trotz der empfindlichen Kälte die Fenſter in der Wohnung öffnen kann. Ich wohne St. Jamesplatz No. 4, ſehe faſt täglich den braven Szulczewski, Broadwood, Frau Erskim, welche mit Herrn Stirling mir hierher nachgereiſt iſt, und vorzüglich Fürſt Alexander mit ſeiner Frau. Adreſſiere Deine Briefe bitte ſtets an Szulczewski. Jetzt kann ich noch nicht nach Paris kommen, aber ich überlege immerfort, wie es zu machen iſt daß ich dorthin zurückkehre. Hier in dieſer Wohnung, welche für jeden geſunden Menſchen ſehr gut wäre, kann ich nicht bleiben, obgleich ſie in ſchöner Gegend liegt und nicht teuer iſt ($4^1/_2$ Guineas wöchentlich, inkl. Bett, Heizung uſw.); ſie liegt in der Nähe von Lord Stuart[1]), welcher mich ſoeben verließ. Dieſer würdige Herr kam ſich zu erkundigen, wie mir das geſtrige Konzert bekommen ſei. Wahrſcheinlich werde ich zu ihm ziehen, da er bedeutend größere Zimmer hat, in denen ich leichter atmen kann. En tout cas — erkundige Dich, bitte, ob nicht irgendwo auf dem Boulevard in der Gegend der rue de la Paix oder rue Royale eine Wohnung im erſten Stock mit den

[1]) Lord Dudley Coutts Stuart war ein warmer Freund Polens und Wohltäter armer polniſcher Emigranten, welche ſich nach 1831 in England niedergelaſſen hatten.

Fenſtern nach Süden frei iſt; auch meinetwegen in der rue des Mathurins, nur nicht in der rue Godot oder einer anderen düſteren, engen Straße; jedenfalls muß aber ein Zimmer für den Diener dabei ſein. Vielleicht iſt auf dem Square No. 9 (cité d'Orléans) bei der guten Frau Etienne das alte Quartier von Frank frei, was über dem meinigen lag; denn ich weiß aus Erfahrung, daß ich mein altes den Winter über nicht behalten kann. Wenn wenigſtens auf derſelben Treppe ein Zimmer für den Diener wäre, ſo würde ich wieder bei Frau Etienne wohnen, aber ich möchte nicht meinen Daniel fortgehen laſſen, da er, wenn ich einmal wieder nach England zurückkehren wollte oder könnte, ſchon mit allem dort bekannt iſt.

Warum ich Dich mit alledem quäle, weiß ich ſelbſt nicht; aber ich muß doch an mich denken, und deshalb bitte ich, verhilf mir dazu. Ich habe niemals jemand verflucht, aber jetzt bin ich des Lebens ſo überdrüſſig, daß ich nahe daran bin die Lucrezia zu verfluchen! Aber dort leidet man auch, und leidet deshalb mehr, weil man in der Bosheit täglich älter wird! Um die Soli iſt es ewig ſchade! Ach! in der Welt geht jetzt alles verkehrt. Denke Dir, daß Arago mit dem Adler auf der Bruſt jetzt Frankreich repräſentiert!!! Louis Blanc zieht hier niemandes Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Deputation der Nationalgarde vertrieb Caussidier aus dem Hôtel de la Sablonnière (Leicester Square) von der table d'hôte mit dem Ausruf: „Vous n'êtes pas français!“

Wenn Du eine Wohnung finden ſollteſt, ſo teile es mir ſofort mit; aber kündige meine alte nicht früher.

Dein Friedrich.“

„London, Dienstag, Januar 1849.

Mein Teuerſter!

Heut' liege ich wieder faſt den ganzen Tag, aber Donnerstag verlaſſe ich das mir unausſtehliche London! Die Nacht vom Donnerstag zum Freitag werde ich in Boulogne bleiben und mich Freitag abend hoffentlich auf der Place d'Orléans zu Bette legen! Zu allen anderen Leiden habe ich nun noch Neuralgie bekommen; bitte ſorge dafür, daß Betttuch und Kiſſen trocken ſind und laſſe Tannenzapfen kaufen;

Frau Etienne ſoll nichts ſparen, damit ich mich erwärmen kann wenn ich ankomme. An Drożewski habe ich geſchrieben daß er Teppiche und Vorhänge beſorgen ſoll. Den Tapezierer Perriches werde ich gleich nach meiner Ankunft bezahlen. Sage Pleyel, daß er mir Donnerstag abend einen Flügel ſchickt; laſſe ihn zudecken und einen Veilchenſtrauß kaufen, damit es im Salon ſchön dufte[1]). Ich möchte auch etwas Poeſie bei meiner Rückkehr in meinen Zimmern und in meinem Schlafgemach finden, wo ich mich wahrſcheinlich bald auf lange Zeit hinlegen werde.

Alſo Freitag abend hoffe ich in Paris zu ſein; noch einen Tag länger hier, und ich werde toll oder ſterbe! Meine Schottinnen ſind gut, aber ſo langweilig, daß Gott erbarm'! Sie haben ſich ſo an mich geklammert, daß ich ſie nicht gleich wieder los werden kann; nur die Fürſtin Marcelline, ihre Familie und der gute Szulczewski erhalten mich noch am Leben. Laß alle Räume heizen und den Staub entfernen — vielleicht erhole ich mich noch!

Dein auf ewig!

Friedrich."

Leider beruhte dieſe Hoffnung Chopins auf Täuſchung! Bald nach ſeiner Ankunft in Paris hatte der leidende Künſtler einen ſchweren Verluſt. Dr. Molin, ein berühmter Arzt, deſſen Kunſt und Sorgfalt Chopin die Verlängerung ſeines Lebens zu danken hatte, ſtarb plötzlich. Von dieſer Zeit an ergriff den tiefbetrübten Patienten vollſtändige Verzweiflung. Für ihn war der geliebte, verehrte Arzt, deſſen Anblick ihn ſchon tröſtete und beruhigte, unerſetzlich. Als Chopin erfuhr, daß ſein lieber Freund Titus Woyciechowski die Abſicht hatte, die Seebäder in Oſtende zu gebrauchen, bekam er große Luſt, ihn dort aufzuſuchen. Hierüber hat er noch zwei Briefe, die letzten die er überhaupt ſchrieb, hinterlaſſen. Für Woyciechowski war es damals als ruſſiſchen Untertan nicht leicht, nach Paris zu kommen. Man bedurfte dazu der ſpeziellen Erlaubnis der Warſchauer Behörde, oder wenigſtens einer Vollmacht von der kaiſerlich ruſſiſchen Geſandſchaft in Paris.

[1]) Blumen, womöglich Veilchen, mußte Chopin ſtets in ſeiner Nähe haben.

Chopins letzte Briefe an Titus Woyciechowski.

„Paris, d. 20. Auguſt 1849.
Square d'Orléans, Rue St. Lazare Nr. 9.

Mein Teuerſter!

Ich muß in der Tat ſo krank ſein, wie ich es wirklich bin, daß ich Paris nicht verlaſſe und zu Dir nach Oſtende eile; aber ich hoffe daß Dir der liebe Gott erlauben wird, zu mir zu kommen. Die Ärzte geſtatten mir das Reiſen nicht; ich trinke im Zimmer Pyrenäiſche Wäſſer. Deine Gegenwart aber würde mir dienlicher ſein als alle Arznei!

Dein bis zum Tode.

Friedrich."

„Paris, d. 12. September 1849.

Mein lieber Titus!

Ich hatte zu wenig Zeit, um mich um die Erlaubnis zu Deiner Herkunft zu kümmern; ich ſelbſt kann nicht danach gehen, denn die Hälfte der Zeit liege ich zu Bett. Ich habe aber einen meiner Freunde, der ſehr viel Einfluß beſitzt, gebeten, dies für mich zu übernehmen; erſt Sonnabend ſoll ich etwas Sicheres erfahren. Ich wollte ſchon bis zur Grenze nach Valenciennes mit der Eiſenbahn fahren, um Dich wiederzuſehen, aber die Ärzte erlauben mir nicht Paris zu verlaſſen, weil ich vor einigen Tagen nicht bis Ville d'Avraye bei Verſailles kam, wo ich eine Pate habe. Deshalb ſchicken ſie mich dieſen Winter auch nicht in ein wärmeres Klima. Es iſt alſo die Krankheit, die mich zurückhält; wäre ich nur leidlich wohl, ſo hätte ich Dich ſicherlich in Belgien beſucht.

Vielleicht iſt es Dir möglich, hierher zu kommen. Ich bin nicht egoiſtiſch genug zu verlangen, daß Du allein kommen ſollſt wegen mir; denn, krank wie ich bin, hätteſt Du bei mir langweilige Stunden und Enttäuſchungen, aber vielleicht auch Stunden des Troſtes und ſchöner Jugenderinnerungen, und ich wünſche daß die Zeit unſeres Beiſammenſeins nur eine Zeit des Glückes ſein möge.

Dein auf immer.

Friedrich."

Die Kriſis, die dem Leben Chopins ein Ziel ſetzte, beginnt eigentlich mit dem Tage, an welchem derſelbe ſeine Wohnung in der Cité d'Orléans verließ. Ende Auguſt räumte er mit gebrochenem Herzen und ohne jegliche Täuſchung über ein Leiden, das in ſeinem Leben leider eine zu große Rolle geſpielt hatte, die Zimmer, welche er im erſten Stock auf jenem Square unweit des Hauſes der Dichterin des „Consuelo“ inne hatte. Eine der hauptſächlichſten Schwierigkeiten ſeines Umzuges nach der neuen Wohnung Rue de Chaillot, und kaum ſechs Wochen ſpäter nach der Place Vendôme, war die finanzielle Frage. Nichts kam der Uneigennützigkeit und Selbſtloſigkeit Chopins gleich; er gab gern und gab viel aus, ohne ſich lange zu beſinnen, und ohne ſich genügend um die Mittel zu bekümmern, durch welche ſeine Ausgaben gedeckt werden ſollten. Er hatte bewundernswürdige Freunde, Franchomme beſonders, die ſich der ſchwierigen Aufgabe unterzogen, Einnahmen und Ausgaben dieſes anſpruchsvollen Budgets ins Gleichgewicht zu bringen. Je mehr die Krankheit fortſchritt, deſto näher rückte der Augenblick heran, wo es nicht mehr möglich war, auf den Ertrag ſeiner Lektionen und ſeiner neuen Werke zu zählen, und den wachſenden Anforderungen der Lage gerecht zu werden.

Es mag hier geſtattet ſein, zur Ehre aller eines der allerletzten Auskunftsmittel Erwähnung zu tun, welches für die Unzulänglichkeit der vorhandenen Hilfsquellen reichlichen Erſatz bot: Chopin glaubte, daß er noch etwas Geld übrig habe, während abſolut nichts mehr vorhanden war. Die Freunde, die im Vertrauen Franchommes ſtanden, beunruhigten ſich darüber; unter denſelben befand ſich auch die ſchon mehrfach erwähnte Miß Stirling. Kaum erfuhr ſie die Geldverlegenheit des Künſtlers, ſo erſann ſie ein ſehr einfaches Mittel, derſelben abzuhelfen: Sie übergab dem Hausmann von Chopins Wohnung ein anonymes Kuvert mit 20 000 Fr. Das ſei die beſte Art, dachte ſie, Chopins Zartgefühl nicht zu nahe zu treten, und ihm die Beiſteuer annehmbar erſcheinen zu laſſen. Franchomme war ins Geheimnis gezogen worden; indeſſen mußte er einige Tage nachher zu ſeinem großen Erſtaunen hören, daß ſein Freund ihn bat, er möchte doch auf Mittel

ſinnen, ihm einige Hilfsquellen zu eröffnen. Natürlicherweiſe kam es zu Erklärungen und es ſtellte ſich ſchließlich heraus, daß der Brief mit dem koſtbaren Inhalt nicht an ſeine Adreſſe gelangt war. Erſt nach vielem Suchen und Forſchen fand man denſelben durch einen höchſt ſonderbaren, aber leider doch zu erklärlichen Zufall hinter der Standuhr des fahrläſſigen Hausmannes, dem er übergeben worden war.

Rue de Chaillot war damals eine ſehr wenig frequentierte Straße, ſo daß man ſich eher in die Provinz als in die große Stadt verſetzt wähnen konnte. Ein langer, öder Hof führte in Chopins Wohnung, welche im erſten Stock mit der ſchönen Ausſicht über Paris gelegen war. Um die Stunden ſeiner Leiden zu kürzen, bat er häufig die ihn beſuchenden Freunde, ein Buch aus ſeiner umfangreichen Privatbibliothek zu nehmen und ihm daraus etwas vorzuleſen; meiſtens wählte er einige Seiten aus Voltaires „Dictionnaire philosophique“. Beſonders hoch ſchätzte er die vollendete Form jener klaren und bündigen Sprache, und jenes ſo ſichere Urteil über alle philoſophiſchen und äſthetiſchen Fragen; noch kurz vor ſeinem Ende ließ er ſich z. B. das Kapitel „Über den Geſchmack“ vorleſen. Obgleich Chopin ſeit lange ſich keiner Täuſchung mehr über ſeinen hoffnungsloſen Zuſtand hingab, fürchtete er doch den Tod nicht, ſondern ſchien ihn mit einer Art von Sehnſucht zu erwarten. Der Gedanke, das Leben voll von traurigen Erinnerungen zu verlaſſen, war ihm nicht ſchmerzlich. Die Augenblicke, in denen er etwas Erleichterung hatte und frei von Schmerzen war, wurden immer ſeltener. Mit vollkommenem Bewußtſein und großer Ruhe ſprach er über ſein Ende und was nachher mit ſeiner irdiſchen Hülle geſchehen ſollte. Er drückte den Wunſch aus, auf dem Friedhof Père Lachaiſe neben Bellini zu ruhen, mit dem er in den Jahren 1833—1835 ſehr befreundet war. In den erſten Tagen des Oktober (alſo ungefähr vier Wochen nachdem er die neue Wohnung auf der Place Vendôme Nr. 12 bezogen hatte) verſchlimmerte ſich ſein Befinden ſo, daß er nicht mehr aufrecht ſitzen konnte. Seine Verwandten wurden von dem Zuſtande des Kranken benachrichtigt, und ſofort eilte Chopins älteſte Schweſter, Frau Louiſe Jędrzejewicz, zu dem geliebten Bruder, begleitet von ihrem

Gatten und ihrer Tochter. Schon im Jahre 1844 hatte Louise den teuren Bruder ebenfalls in schwerer Krankheit gepflegt, und dann noch einige Wochen mit ihm in Nohant verlebt; dieses Mal erkannte sie aber, sobald sie ihn sah, daß er nur noch kurze Zeit ihrer liebevollen Sorgfalt bedürfen würde. Der letzte Augenblick schien heranzunahen: im hintersten Zimmer lag der arme Dulder, quälte sich mit Erstickungsanfällen, und konnte im Bette nur noch sitzend seiner beklemmten Lunge Lebensluft zuführen. Herr Gutmann, der Stärkste unter den Anwesenden war es, welcher am besten mit dem Kranken umzugehen wußte und ihn fortwährend aufrecht hielt. Am Kopfende des Krankenbettes saß die Fürstin Marcelline Czartoryska und wich nicht von Chopins Seite, seine leisesten Wünsche erratend und ihn pflegend wie eine barmherzige Schwester. Auch die anderen Freunde reichten hilfreiche Hand, ein jeder nach seinen Fähigkeiten; die meisten aber hielten sich in den anstoßenden Zimmern auf. Der eine eilte zu den Ärzten und in die Apotheke, ein anderer führte die gerufenen Personen herein; ein dritter hielt die Türe vor den Eindringlingen verschlossen. Allerdings war dies notwendig, denn es kamen viele, die nichts weniger als freien Zutritt hatten, und die sich nur aus Neugier melden ließen, um Abschied von dem Kranken zu nehmen. Die Seelenruhe, mit welcher Chopin diesen Abschied von der Welt erfaßte, das Vertrauen, welches der Sterbende in die Barmherzigkeit Gottes setzte, vor dessen Richterstuhl er bereit war zu erscheinen, — alles dies trug dazu bei, den Mut derjenigen, die ihn umstanden, zu heben, und erlaubte ihnen nicht, sich den Anwandlungen des menschlichen Schmerzes hinzugeben. Es war ein ergreifender Augenblick, als Chopin, im Bett aufrecht sitzend, und auf den Armen Gutmanns gelehnt, nachdem er lange geschwiegen und in tiefes Nachdenken versunken schien, plötzlich die Stille mit den Worten unterbrach: „Maintenant j'entre en agonie!"

Der Arzt fühlte seinen Puls und versuchte ihn, wie gewöhnlich, mit Trostesworten zu beruhigen; aber Chopin antwortete mit einer geistigen Überlegenheit, die keine Entgegnung zuließ: „C'est une rare faveur, que Dieu fait à l'homme en

lui dévoilant l'instant où commence son agonie; cette grâce il me la fait — ne me troublez pas!" Aber die erschütterndste Episode war die Ankunft der Gräfin Delphine Potocka; Sonntag, den 15. Oktober traf dieselbe aus Nizza ein, von wo die Schreckensbotschaft sie abgerufen hatte. Als man Chopin die Anwesenheit dieser treuen Freundin meldete, rief er bewegt aus: „C'est donc cela que Dieu tardait tant à m'appeller à lui, il a encore voulu me laisser le plaisir de la voir!" Kaum war sie vor ihn getreten, so sprach er den Wunsch aus, noch einmal die Stimme zu hören, deren ergreifenden Gesang er so sehr liebte. Das Klavier wurde daher aus dem Nebenzimmer hereingeholt, und die Gräfin, welche mit bewundernswerter Selbstbeherrschung ihre Tränen unterdrückte, sang mit glockenreiner, aber etwas vibrierender Stimme die „Hymne an die heilige Jungfrau" von Stradella so schön und weihevoll, daß der sterbende Künstler inständig bat, dieselbe zu wiederholen. Die Gräfin, durch eine höhere Kraft gestärkt und inspiriert, setzte sich nochmals an den Flügel und sang einen Psalm von Marcello. Die am Sterbebette Stehenden fühlten, daß Chopin jetzt von Sekunde zu Sekunde schwächer wurde und sanken geräuschlos auf die Knie. Feierliche Stille herrschte im Zimmer, nur die wundervolle Stimme der Gräfin tönte wie der Gesang eines Engels, der gekommen schien um die Seele des Meisters zu den Gefilden der Seligen emporzutragen; alle Anwesenden unterdrückten ihr Schluchzen, um dem Sterbenden die letzte Freude — die Freude an seiner schönen Kunst — nicht zu stören. Jedoch unterbrach das Röcheln des mit dem Tode Ringenden die Gräfin inmitten des zweiten Stückes. Man entfernte schleunigst das Instrument von dem Bette, und der Priester trat an den Sterbenden heran und betete.

Und doch war sein letzter Augenblick noch nicht gekommen. Am nächsten Morgen fühlte sich Chopin anscheinend etwas besser, und verlangte die letzte Ölung. Alexander Jełowicki, ein sehr frommer und gelehrter Priester erschien. Der Sterbende beichtete und nahm hierauf in Gegenwart seiner Freunde das heilige Abendmahl. Von jetzt an verlor er die Sprache, und schien seine Umgebung nicht mehr zu kennen, aber einige Stunden später flammte der einst so glänzende Geist des Ton-

dichters noch einmal auf, und die Sprache ſtand ihm wieder zu Gebote. Zweimal im Laufe des Tages ließ er ſeine anweſenden Freunde zu ſich herantreten: für jeden hatte er ein rührendes Wort. Die Ermahnungen, die er ihnen gab, bewieſen, daß er noch mit voller Geiſteskraft, mit ſeiner ganzen Künſtlerſeele und ſeinem Freundesherzen unter ihnen weilte. Zwei ſeiner Lieblingsſchüler, die Fürſtin Czartoryska und Frl. Eliſe Gavard, welche ſich bis dahin noch nicht kannten, aber wie dazu geſchaffen ſchienen, ſich ganz zu verſtehen, rief er dicht an ſich heran, und ſagte zu ihnen: „Vous ferez de la musique ensemble, vous penserez à moi et je vous écouterai!“ Dann wandte er ſich zu Franchomme, der ſchluchzend zur Seite getreten war, und flüſterte: „Vous jouerez du Mozart en mémoire de moi.“ Unter den Perſonen, die nicht vorgelaſſen wurden, befand ſich auch eine gewiſſe Frau M., die ſich im Namen der Madame Sand, welche damals durch die bevorſtehende Aufführung eines von ihren Dramen ſehr in Anſpruch genommen war, nach Chopins Befinden erkundigte; aber niemand fand es paſſend, die letzten Gedanken des Meiſters durch die Meldung dieſer etwas verſpäteten Erinnerung zu ſtören. Der ganze Abend des ſechzehnten verſtrich unter den üblichen Gebeten. Als der Prieſter Jełowicki, wie es die Kirche vorſchreibt, die Litanei herſagte, wiederholten die Anweſenden jedes Wort, Chopin aber blieb ſtumm; nur an den Beklemmungen ſeiner Bruſt merkte man, daß er noch lebte. An jenem Abend unterſuchten ihn noch zwei Ärzte: der eine, Dr. Cruveillé, nahm ein Licht und bemerkte, indem er es gegen Chopins Geſicht hielt, welches von den Erſtickungsbeſchwerden beinahe ſchwarz geworden war, daß die Sinne anfingen ihren Dienſt zu verſagen. Als er ihn jedoch fragte, ob er Schmerzen empfände, hörte man noch ganz deutlich die Antwort: „Plus!“ . . .

Es war des letzte Wort, welches über Chopins Lippen kam. Noch ein tiefer Seufzer — und er ſchloß die Augen für immer. — Die Glocken der Weltſtadt verkündeten in dieſem Augenblick die dritte Morgenſtunde des 17. Oktober 1849.

Als einige Minuten ſpäter die Türen des Schlafgemachs geöffnet wurden, traten die im Nebenzimmer verſammelten

Freunde und Bekannten ein, um noch einmal das teure Antlitz des Entſchlafenen zu ſehen.

Es war in den muſikaliſchen Kreiſen bekannt, daß Chopin die Blumen ſehr geliebt hatte. Schon an demſelben Morgen wurden daher dem verſtorbenen, aber unſterblichen Meiſter Blumen in ſolcher Menge gebracht, daß ſeine Leiche auf dem Paradebette im ſtrengſten Sinne des Wortes ganz mit Blumen bedeckt war. Sein Geſicht, das durch die langen Leiden etwas entſtellt geweſen, erhielt, nachdem die lebloſe Hülle keinen Schmerz mehr fühlte, einen unbeſchreiblichen Ausdruck ſeligen Friedens und den Zauber der Jugend. Noch an demſelben Tage nahm man vom Antlitz des Toten die Maske ab.

Die Verehrung, die der polniſche Komponiſt für den großen deutſchen Tondichter Mozart ſtets empfunden, hatte ihn auch in ſeinen letzten Lebenstagen beſtimmt, den Wunſch zu äußern, daß zu ſeiner Seelenmeſſe keine andere Muſik ertönen ſolle, als Mozarts erhabenes Requiem. Bis 1849 war es nicht geſtattet, daß ſich in der Madeleinekirche Frauen bei den muſikaliſchen Aufführungen beteiligten; es bedurfte dazu der beſonderen Genehmigung von ſeiten des Pfarrers der Madeleine, Herrn Deguerry, welcher gemeinſam mit Herrn Gavard (Vater) alle Anordnungen beim Leichenbegängnis übernommen hatte. Wegen der dadurch entſtandenen Verzögerung konnte der Trauergottesdienſt zum Andenken an den Meiſter erſt am 30. Oktober ſtattfinden. Die erſten Künſtler von Paris beteiligten ſich an der muſikaliſchen Ausführung desſelben: die Solopartien in Mozarts Requiem hatten die Damen Pauline Viardot-Garcia und Caſtellan, ſo wie der Baßiſt Lablache übernommen, welcher das „Tuba mirum“ zu großartigſter Wirkung brachte. Bei der Wandlung ſpielte Léfébure-Wély, der an der Orgel ſaß, zwei Präludien Chopins in H-Moll und E-Moll; die Zipfel des Leichentuches trugen Fürſt Alexander Czartoryski, Delacroix, Franchomme und Gutmann. Der Eindruck, den die Orgeltöne auf die Leidtragenden ausübten, war ein überwältigender: Alle brachen in Tränen und lautes Schluchzen aus. Unter den Klängen des Chopinſchen Trauermarſches, welchen Reber für Orcheſter inſtrumentiert hatte, wurde der Sarg aufgehoben. Meyerbeer, der die ganze Trauerfeierlichkeit leitete, äußerte

gegen einige Freunde ſein Bedauern darüber, daß man ihn nicht aufgefordert hatte, durch Ausführung dieſer muſikaliſchen Arbeit dem Andenken Chopins die letzte Huldigung darzubringen. Als die Überreſte des Verſtorbenen in das Grab geſenkt wurden, ſtreute man polniſche Erde auf ſeinen Sarg. Es war dieſelbe Erde, die ſich Chopin vor neunzehn Jahren in dem Dorfe Wola zum Andenken an ſein geliebtes Vaterland mitgenommen. Er hatte ſie ſtets pietätvoll aufbewahrt und kurz vor ſeinem Ende noch die Bitte ausgeſprochen, daß — ſollte er nicht in polniſchem Boden ruhen — man ſeinen Sarg wenigſtens mit dieſer Erde bedecken möge.

Das Herz Chopins, das ſtets in heiliger Liebe für ſein Vaterland glühte und aus Sehnſucht nach dieſem ſo viel gelitten hatte, wurde auf ſeinen Wunſch dem Lande übergeben, über welchem ihm die Sonne ſeiner glücklichen Jugend geſtrahlt hatte: es iſt interimiſtiſch in der heiligen Kreuzkirche in Warſchau aufbewahrt.

Aus freiwilligen Beiträgen ſeiner Freunde wurde ihm bald nach ſeinem Tode ein Denkmal auf dem Père Lachaise errichtet. Man glaubte im Sinne des verewigten Meiſters zu handeln, daß man die Ausführung dieſes Monuments dem Bildhauer Cleſinger übertrug, der die Tochter der Madame Sand geheiratet hatte; leider entſprach das Denkmal nicht den Erwartungen des leitenden Ausſchuſſes, an deſſen Spitze Delacroix ſtand. Trotzdem hat man es bis auf den heutigen Tag ſo erhalten; es hat faſt alle überlebt, die zu ſeiner Entſtehung beigeſteuert, auch diejenigen, welche es ſpäter treu gepflegt haben.

Wohl kein Grab auf dem Kirchhof iſt mehr beſucht, als das Chopins; leider hat man neuerdings, um dasſelbe zu renovieren, die unzähligen Inſchriften, mit denen es bedeckt war, entfernen müſſen.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA-NARODOWY BIBLIOTEKA
Zbiory Stowarzyszenia

FRIEDRICH CHOPIN

VON

MORITZ KARASOWSKI

NEUE AUSGABE

